Ein Deutscher Meister

THE LIBRARY
BRIGHAM YOUNG UNIVERSITY
PROVO, UTAH

Digitized by the Internet Archive
in 2015

https://archive.org/details/eindeutschermeis00feld

Ferdinand Miller
mit der Bavariahand um 1850.

927.31456
M613f

Ein deutscher Meister

Zeit- und Lebensbild

frei entworfen von

Ferdinand Feldigl

„Ehrt eure deutschen Meister!
Dann bannt ihr gute Geister."

Richard Wagner.

Verlag von Carl Schnell, München

THE LIBRARY
BRIGHAM YOUNG UNIVERSITY
PROVO, UTAH

Zum 100 jährigen Gedächtnis
der Geburt
des Erzgießers
Ferdinand von Miller
des Aeltern
am 18. Oktober 1913.

Inhaltsverzeichnis.

		Seite
I.	Ein denkwürdiger Tag	13
II.	Te Deum laudamus!	24
III.	Der Kronprinz in Fürstenfeld	34
IV.	Der Bub muß fort	40
V.	Lernjahre	56
VI.	Der erste Erzguß	63
VII.	Offene Augen	70
VIII.	Der französische Blücher	81
IX.	Heimatsegen	88
X.	Über den Rhein	96
XI.	Paris	104
XII.	Heimkehr	127
XIII.	Der Weg zum eigenen Herd	145
XIV.	Harte Tage	158
XV.	Der Guß der Bavaria	164
XVI.	Der Kampf um die Weltmeisterschaft	189
XVII.	Ein einig Deutschland	200
XVIII.	Deutsche Kunst voran	210
XIX.	Hurra Germania	216
XX.	Feierabend	238

Benützte Quellen:

Fritz von Miller: Ferdinand von Miller, der Ältere. Groß: Chronik des Marktes Fürstenfeldbruck. Frau von Eisenhart: Unter vier Königen. Gedichte von Joseph von Miller. Augsburger Ordinarypost 1813; Brucker Wochenblatt; sonstige Zeitschriften und Zeitungen. Ferdinand von Millers Tagebücher.

I.

Ein denkwürdiger Tag.

Es war gerade vor hundert Jahren, an einem rauhen und unfreundlichen Herbstmorgen des Jahres 1813. Der Sturmwind brauste wild über die bayrische Hochebene dahin und düstere Nebel zogen durch das sonst so liebliche Ampertal, so daß der ehrsame Herr Uhrmachermeister Joseph Miller von Fürstenfeldbruck in seinem kleinen, aber traulichen Werkstüblein noch nicht zur Arbeit sah, als er von der Halbachtuhrmesse nach Hause kam. Er zündete sich eine Kerze an, aber nicht um mit der Arbeit zu beginnen — wer mochte in solch schweren Tagen wie damals, wenn es nicht ganz dringend notwendig war, einem Uhrmacher Arbeit geben? — Seine Gedanken waren fernab von ihr und es hatte wahrlich keine Eile damit. Er holte aus der Tischlade ein Brieflein hervor, es zu lesen und immer wieder zu lesen, bis ihm die Augen übergingen.

Das war ein jammervoller Brief seines Bruders Erasmus, den ihm sein Vater, der Müller und Melber Anton Miller von Aichach, vor einigen Tagen geschickt hatte.

Erasmus war das Unglück im Elternhause. Von Jugend auf hatte er ein schweres Herzleiden. Obwohl er gelehrig und anstellig war, behielt ihn kein Mensch auf der Welt; wenn sich bei ihm von Zeit zu Zeit die Herzkrämpfe einstellten, wenn das Herz nicht mehr schlagen wollte, wenn er nach dem Atem rang und stöhnte und seufzte vor Ängsten und Schmerzen wie ein Sterbender, da liefen die Leute vor ihm vor Schrecken davon

und waren froh, wenn er aus dem Hause war. Diese allgemeine Angst und Scheu vor ihm weckte in dem Unglücklichen mit der Zeit den Plan, seiner Heimat zu entfliehen und sein Heil da zu suchen, wo vielleicht eine mildere Luft seine Herzbeschwerden linderte und wo man ihn und sein Leiden noch nicht kannte. So zog er weltaus; er scheute keine Arbeit, machte einen Müllersknecht, einen Hirten, alles griff er an und der Mutter brach daheim fast das Herz um ihn; das Ende aber war immer wieder, daß man ihn halbtot, elend und heruntergekommen nach Hause brachte — — er wollte so gerne etwas Ordentliches werden, aber es ging eben nicht; das furchtbare Verhängnis seiner Krankheit war an allem schuld. Als nun der Krieg gegen und mit dem Franzosenkaiser Napoleon zu toben begann und über ganz Europa hinbrauste, mußten viele seiner Altersgenossen mit in das Feld ziehen, ihn aber wies man mit Hohn und Spott zurück. Das ertrug sein verbittertes Gemüt nicht länger, eines Tages verschwand er wieder und man hörte lange nichts mehr von ihm, bis endlich von weit her, bis aus Polen, die Nachricht kam, daß er sich dort zum Militär gemeldet und man ihn dort auch angenommen habe. Seine Krankheit hatte er verschwiegen und man konnte in dieser furchtbaren Zeit alles brauchen, was nur eine Hand hatte, die Muskete zu halten. — Aber nun ging für ihn erst recht die Qual an. Einmal beim Militär, mußte er Dienst leisten wie jeder andere Soldat, aber das konnte der Kranke nicht und die Herzkrämpfe traten wieder ein. Die Soldaten hielten sie für Verstellungen und so gab es Flüche und Stockarrest und das Elend des Erasmus war ärger denn je. Aber er blieb Soldat — — wer kümmerte sich in den Tagen, da Reiche und Nationen untergingen, um ein einzelnes trauriges Menschenlos? Der ehrgeizigste aller Welteroberer, Napoleon, hatte sich noch nicht genug getan; Spanien und Italien, Österreich und Preußen waren bezwungen und nun sollte auch noch das Riesenreich Rußland ihn als seinen Herrn und damit als Herrn der Welt anerkennen. Die deutschen Fürsten mußten dem welschen Landesräuber dazu helfen und das Blut von Tausenden und

aber Tausenden für den Ruhm des Unersättlichen zum Opfer bringen.

Armes Deutschland, wohin warst du geraten! Armes Bayern!

Die Bayern waren für Napoleon an der russischen Grenze zusammengezogen worden und von daher war der Brief gekommen, den Meister Miller eben las und der heute noch im Stammhaus Miller aufbewahrt wird:

Liebste Eltern und Brüder!

Ich danke meinem Schöpfer; bis dahin bin ich noch immer gesund. Ich erwarte mit Sehnsucht Nachricht, ob Sie mein Brief noch bei guter Gesundheit antrifft, welches mich herzlich erfreuen würde. Liebe Eltern! Ich habe nicht die geringste Hoffnung, daß der Rückfall, der mich schon in den früheren Jahren verfolgt hat, sich bald enden würde. Vielleicht könnte es bald sein, daß mich der Vater im Himmel zu sich ruft, auf den ich mein Vertrauen setze. Vielleicht aber gewährt er auch, daß ich Sie noch in meine Arme schließen könnte, welches ich von Herzen wünsche. Ich hoffe, liebe Eltern, Sie werden meiner nicht vergessen, denn Sie sind ja meine einzige Stütze, wohin ich mich noch retten kann. Ich werde auch jederzeit nicht genug dankbar sein können für alles, was Sie mir schon von meiner Kindheit an Gutes getan haben, und sollte ich Ihnen den Lohn nicht abstatten können, so wird Sie einst der Vater im Himmel dafür belohnen. Mein müdes Aug' und mein krankes Herz haben nicht mehr Kraft genug zu schreiben, ich grüße Sie alle und empfehle Sie dem Schutz des Allerhöchsten. Leben Sie wohl und ferner ruhig und vergnügt, so sind Sie weit glücklicher als

Ihr unglücklicher Sohn
Erasmus Miller.

Neues kann ich Ihnen nicht schreiben, als daß wir eine Zeitlang hier bleiben werden, aber wir müssen doch dabei alle Stunden marschfertig sein. Von einer Kriegserklärung oder

wohin es geht, davon wissen wir nichts. Wir haben schlechte Quartiere; wir kriegen weiter nichts, als was wir fassen. Was drei Mann fassen, könnte einer verzehren. Wer seine paar Groschen noch nicht zugesetzt hat, der kann sie noch zusetzen. Ich bitte um baldige Antwort.

Adresse: Erasmus Miller beim Königlichen bayrischen 3. Linieninfanterieregiment Prinz Karl, 4. Füsilierkompagnie, Bongrowitz bei Posen in Polen.

Weghozy, den 21. April 1812.

Der Brief war wohl gut geschrieben für die damalige Zeit. Schreibfehler waren wenige gemacht; nur einer sei genannt: Erasmus schrieb nicht, wie es der Sinn verlangte: „Mein müdes Aug'", sondern: „Mein Mutterauge". Das war wohl ein Fehler der Hand, aber nicht des Herzens. Der Arme! Wie oft mochte er beim Schreiben des Briefes heim an seine Mutter gedacht haben, so sehr, daß ihm das Wort Mutter von selbst in die Feder floß. Ja, Krieg, Fremde, Krankheit und Not machen wohl den Blick ins Mutterauge zu heißem Begehren.

Ein halbes Jahr war der Brief in der Welt umhergefahren, Gott weiß wo, bis er endlich dieser Tage an seine Adresse gekommen war. Mittlerweile war wiederum die Weltgeschichte ihren Weg weitergegangen, einen stürmischen, rauhen Weg, unerbittlich nach dem Willen des ewigwaltenden gerechten Gottes, des Herrn über alle Heerscharen. Längst war die Kriegserklärung erfolgt; 30 000 Bayern mußten mit hinein nach Rußland, das so groß war wie eine zu Erdboden gewordene Ewigkeit und das so furchtbar Unrecht und Gewalttat, Stolz und Übermut strafte wie diese. Es kamen die Schlachten von Polozk und Borodino, es kam der Einzug in Moskau und damit der Tag, an dem der Zorn Gottes in lichterlohen Flammen über das Haupt des Welteroberers Napoleon vom Korsenland zusammenschlug, es kam der Fall des bisher Übermächtigen, der ungezählte andere mit sich riß in namenloses Verderben. Es kamen die entsetzlichen Tage des Rückzuges, die Tage des Überganges über die Beresina. Wohl kämpften noch einmal die Bayern bei Wilna und hätten

sie da nicht so tapfer den Rückzug gedeckt, kein Franzose hätte vielleicht je noch heimische Erde gesehen. Was blieb aber von den 30 000 Bayern, die dem Korsen gefolgt waren, noch übrig? Ein ganz kleines Häuflein, wovon jeder, der nicht zum Krüppel zusammengeschossen war, zum Sterben elend und matt nach Hause kam.

Aus dieser Zeit aber war von Erasmus kein Lebenszeichen mehr in die Heimat gelangt. O Napoleon Bonaparte, wie viel Unglück und Elend hast du über Bayern gebracht, — über das ganze Deutschland! — —

Eine Viertelstunde vom Marktflecken Fürstenfeldbruck liegt das ehemalige Kloster, von dem der Hauptort seinen Namen ableitet: Fürstenfeld, mit einer der schönsten Kirchen von ganz Deutschland. Im Jahre 1803 standen schon auf dem nahen Engelsberge die Kanonen, auf daß sie in Grund und Boden zusammengeschossen und das überbleibende Gesteinmaterial an den Meistbietenden verkauft werde. Kein Ziegel läge heute noch auf dem andern, wenn nicht König Max I. von Bayern auf den Kniefall des Grafen Spreti und des Posthalters Weiß von Fürstenfeldbruck sie in seiner Güte für sich selbst gekauft und zur Hofkirche gemacht hätte. Aber die Zisterzienermönche, die Söhne des heiligen Bernhardus, die sie so schön gebaut hatten, wurden durch die von Napoleon veranlaßte Säkularisation aus ihrem Kloster vertrieben und statt dem weihevollen Horengesang scholl zur Stunde, da Meister Joseph sinnend und seufzend bei dem Briefe seines Bruders saß, durch die Räume des in ein Lazarett umgewandelten, altehrwürdigen Sühneklosters des ehemaligen Bayernherzogs Ludwig des Strengen nichts mehr als das Stöhnen und Seufzen und Wehschreien kranker und sterbender Krieger. Von dort her tastete sich auf ihm schon gewohntem Wege ein Soldat mit seinem Stocke an dem Weggeländer fort, um in den Marktflecken herein zu kommen, ein noch junger, kräftig gebauter Mensch, seine beiden Augen aber waren erloschen, er war blind. Möge es der in der Ewigkeit verantworten, der einen Krieg mit all seinem Elend auf dem Gewissen hat!

Bei der Amperbrücke bog der Blinde in die Hauptstraße ein. Er tastete sich mit seinem Stock an dem Posthaus, dem Klosterrichterhaus und dem Lebzelter-Viertlhaus herauf bis zu dem kleinsten Haus am Hauptplatze, dem Haus des Uhrmachers Miller, der zugleich einen kleinen Mehl- und Spezereiladen hatte. Hier kehrte er mit Vorliebe ein, nicht nur deswegen, weil er immer etwas bekam, ein paar Handkäschen oder ein Päcklein Tabak, sondern weil er dort von seinen Kriegserlebnissen so viel erzählen durfte, als er wollte; und welcher Invalide und Veteran erzählt nicht gern davon? Auch heute war er dem Meister willkommen, brachte er ihn doch aus seinem Grübeln. Der Invalide war bald mitten in der Fortsetzung seines Kriegsberichts.

„Ich hab' euch das letztemal erzählt, wie wir zurückgingen über den Niemen, immer zurück, wer noch gehen konnte voriges Jahr in den Dezembertagen. Wohl leuchteten die Kirchen auf den Wegen, aber nicht von den Adventmessen, sondern weil wir sie anzündeten, um uns vor dem Erfrieren zu retten. Wer ein paar Schritte von dem Feuer weg zusammenbrach vor Schlaf und Ermattung, der stand andern Tags nicht mehr auf. Manche aber, die noch ein Quartier fanden, zündeten sich darin ein wärmendes Feuer an und andern Tags waren nicht nur die Häuser zu einem Häuflein Asche zusammengebrannt, sondern auch sie selbst. Sie hatten vor Müdigkeit das Auslöschen vergessen. — Jeder, der noch durchkam, zog seine eigenen Wege; da gab es keine Regimenter mehr, nicht einmal Kompagnien, jeder ging für sich. Napoleon war schon weit vom Schuß, er wollte uns neue 300 000 Mann entgegenschicken — ja, wenn der Weg nicht so weit gewesen wäre. Wir Bayern sollten uns in Kalvari sammeln — ja, wo war dies Kalvari? Ich weiß es heut noch nicht. Wir wanderten halt so dahin, da kam uns ein bayerischer Reiteroberst entgegengeritten und frug uns: „Meine lieben Kinder, wo wollt ihr hin?" Wir antworteten: „Nach Kalvari." Da fing er wild und bitter zu lachen an und sagte: „Das laßt nur fein bleiben! Da haben mir die Kosaken meine letzten fünfzig Che-

vauxlegers in den Schnee geschossen." Und dann fuhr der alte Haudegen mit beiden Händen in der Luft umher, ich weiß nicht, ob er gerade närrisch geworden war — und schrie, daß es nur so gellte: „Nicht Kalvari — Kalvaria!" Und er sprengte vom Weg ab, dem verschneiten Föhrenwald zu, aus dem seine Stimme wildschauerlich zurückhallte und — wir haben ihn nie, nie mehr wiedergesehen. Und wir" — jetzt fing der Blinde selbst an unheimlich zu lachen — „wir sind umgekehrt und wieder Rußland zu gegangen. Ich weiß nicht, wie viel Tag wir zwischen den Musketen der russischen Kosaken hin und her Spießruten gelaufen sind, mit der Zeit trieben sie uns doch beim richtigen Loch hinaus, der Heimat zu. Endlich kam doch der Tag, wo es ruhiger und stiller um uns wurde und wo wir das erste Dörflein sahen, das noch eine nicht niedergebrannte Kirche hatte und dem unsere Pferde nicht die Strohdächer abgefressen hatten, ein freundliches Dörflein mit friedlich rauchenden Schornsteinen und, wo Schornsteine waren, mußten auch Herde sein und, daß sie da waren, das war mein Unglück. Es war heiliger Abend, wie jubelten wir, wie stürmten wir, denen Finger und Zehen zu Eis gefroren waren und denen ganze Reiffkrusten über die Augenwimpern hingen, hinein wie Wahnsinnige zum warmen Herd, hinein ins Verderben. Hunger und Kälte hatten wir ausgehalten, wir waren durchgekommen, aber die plötzliche Wärme ertrugen wir nicht mehr. Als wir andern Tags vom Schlaf der Erschöpfung erwachten, waren dem einen die Zehen schwarzblau geworden, dem andern die Finger, alle zehn Finger und sie waren für Zeitlebens zu Krüppeln geworden, mich aber, mich hat es am Ärgsten getroffen, bei mir hat sich's in die Augen geschlagen. Als ich am Christtagmorgen erwachte, blieb es Nacht, rabenschwarze Nacht und Nacht ist's um mich geblieben bis auf heute und ich habe nie wieder Licht und Sonnenschein gesehen — nie wieder."

Der Blinde hielt inne; stille war's im Uhrmacherstüblein geworden, nur die Schwarzwälderuhren tickten durcheinander.

„Es ist schrecklich," sprach der Uhrmacher, „und ihr tragt es so still und geduldig?"

„Ja, aber ich weiß warum," antwortete dumpf der Invalide. „Ich hab's verdient als Buße von meinem Herrgott."

„Wie, als Buße?"

„Herr, ich hab' noch nicht alles geoffenbart — ich muß es doch einmal sagen, sonst drückt's mir noch das Herz ab. Es läßt mir Tag und Nacht keine Ruhe — aber haltet mich nicht für einen vom Grund aus schlechten Menschen. Schlechter als die andern war ich auch nicht — aber die Not, die Kälte, der Hunger, da können die Menschen zu wilden, rasenden Tieren werden — und ich, ich bin's geworden." Derr Invalide war vom Stuhl aufgesprungen, brach aber wieder, wie von seiner Schuld niedergedrückt, zusammen. „Darf ich's sagen, was ich getan hab'?"

Miller schaute ihn erschüttert an.

„Sagt's heraus, wenn's euch das Herz tröstet! Ich bin kein Gassenbub, der alles wieder weiter sagt."

Unter der Türe erschien in diesem Augenblicke eine kleine, freundliche Frau, es war die Base der Uhrmacherin, ihres Vaters Schwester, des Glasermeisters Obereggers Ehefrau.

„Herr Vetter, Ihr sollt gleich ins Hinterstüblein kommen!" Jetzt erst wurde sie des Invaliden gewahr und schwieg verlegen.

„Fehlt was," fragte der Meister.

„Das nicht, aber — —"

„Ich komm gleich. Hab was Wichtiges."

Im Hinterstüblein gab es freilich noch Wichtigeres, aber der biedere und fromme Mann dachte, wenn der Priester keinen fortschicken durfte, der zu ihm beichten kommt, so auch er keinen, der bei ihm Trost suchte; das war ihm die erste Pflicht und er hörte den blinden Büßer ohne Zögern an, obwohl die Frau Base ziemlich ungeduldig hinausgegangen war.

„Darf ich mein Leid sagen?"

„In Gottes Namen, wenn das euchs leichter macht."

„Auf dem Wege von Smongoni nach Kowna war's, — es hatte 30 Grad Kälte, ja Herr, 30 Grad, und ich war barfuß, denkt euch, Herr, bei einer solchen Kälte barfuß. Sie hatten

mir die Nacht zuvor meine Schuhe gestohlen, kein Eigentum gab's mehr, keine Rechtlichkeit und keine Ehrlichkeit. Tausende gingen barfuß, Tausende hatten sich mit Stricken ein paar Tuch- oder Wollfetzen um die Füße gebunden und, die noch Schuhe hatten, waren nicht besser daran; wenn einer davon unterwegs schlafend oder sterbend zusammenbrach, stürzten gleich zwei oder drei auf ihn los und rissen ihm die Schuhe und seine Lumpen vom Leibe.

Neben mir ging ein bayrischer Infanterist, er war ein sauberer Bursch gewesen mit blonden Haaren und blauen Augen, er war aber schon ganz malade. Stundenlang wankte er schlafend und laut träumend dahin, dann wurde er wieder lebendiger; dann konnte er so schön erzählen von seinem Elternhaus und seiner Heimat. Sein Vater war ein Müller und Melber."

Der Uhrmacher stand erregt auf. „Was war er?"

„Ein Melber von Aichach."

Der Uhrmacher begann im Zimmer auf- und abzugehen.

„Red' weiter!"

Hätte der Blinde die Erregung seines Zuhörers sehen können, hätte er wohl nicht weiter gesprochen.

„Es war so ein seelenguter Mensch und, wie ich wegen meinem Barfußlaufen zu jammern anfing, sagte er: „Kamerad, bei mir wird's so nicht mehr lang dauern, dann kannst du meine Schuh haben und das wollene Unterleibchen auch, das mir meine Mutter selbst gestrickt hat. Zieh' mir's dann nur aus, aber schleun dich, daß dir kein anderer zuvorkommt." Und wirklich, es dauerte bei ihm nicht mehr lang. Noch am selben Nachmittag, wie wir so dahinkeuchten — immer langsamer und elender — und unsern Atem wie Rauchwolken in die Eiseskälte hinausqualmten, da griff er auf einmal mit beiden Händen nach seiner Brust und keuchte und stöhnte, als ob er ersticken wollte, er hauchte nur noch „Jesus, Maria und Joseph!" dann ist er zusammengebrochen und ist still geworden, kalt, eiskalt am ganzen Körper und das Herz hab ich nicht mehr schlagen hören, da hab ich gemeint, er macht's gar und — nun ja — da hab ich mich geschleunt — er hat's ja selbst so wollen — und hab ihm die Schuh und das Woll-

leibchen ausgezogen — b'hüt dich Gott Bruder! — und bin weitergegangen."

Es war wieder gut, daß er den Meister nicht sah, wie der selbst jetzt zitterte und bebte und immer bleicher wurde und wie er jetzt in die Tasche langte und sein langes Griffmesser herauszog, aber dann zum Werktisch trat und es in einer Schublade hinters Schloß tat.

„Red' weiter!"

„Abends kam ein anderer Füsilier nach, es war ein Landsmann von dem Erasmus Miller, der sagte mir, daß es nicht der Tod war, was ihn angepackt hat, sondern nur sein Herzkrampf und daß er wieder zu sich gekommen wäre, aber bis aufs Hemd ausgezogen, mußte er freilich bald jämmerlich erstarren und erfrieren. Der Füsilier fand ihn gerade noch in den letzten Zügen — und ich war schuld daran, ich hab ihn umgebracht. — Seitdem hab ich keine ruhige Stunde mehr."

Er schwieg und seufzte tief und schwer. Meister Miller sprang auf ihn zu: „Eigentlich sollt ich dich jetzt — —"

Da ging die Tür auf und die Frau Bas trat wieder herein.

„Herr Vetter, wie lang braucht ihr denn noch?"

Auf dieses Wort hin faßte sich der Meister wieder.

„Bin schon fertig."

Er trat an den Schrank, nahm ein Päcklein Tabak heraus, größer als sonst und reichte es dem Invaliden.

„'gelt's Gott! Und darf ich wieder kommen?"

„Ja, darfst wieder kommen!"

Der Blinde schwankte hinaus. Er ist noch viele Jahre eingekehrt, ohne zu ahnen, wie nahe seinem Wohltäter das Geständnis gegangen war. Die Base rief aber erschrocken:

„Ja, Herr Vetter, wie schaut denn ihr aus? Ihr seid weiß wie der Tod?"

„Der Erasmus — er hat —"

„Ist er gestorben?"

„Ja, er ist gestorben."

Die Base faltete die Hände.

„Gott geb' ihm die ewige Ruhe! Aber laßt ihm seinen Frieden! Ihm ist ein guter Tag geschehen, er will nimmer auf die Welt herunter. Ihr sollt darum nicht klagen, — besonders heut nicht. Ihr habt den kranken Bruder verloren, dem der Tod eine Erlösung war, dafür wird aber vielleicht heute noch der liebe Gott einen Ersatz schicken, ein eigenes Kind."

„Ja, mög's so Gottes Wille sein!" rief der Uhrmacher und wollte mit der Frau Base ins Hinterstüblein eilen zu Frau Juliana, in diesem Augenblicke aber begann es draußen auf der Straße dumpf zu donnern und zu dröhnen.

„Was ist das? Soldaten und Kanonen? Um Gottes Willen! Wieder Quartier und Kriegslärm! Geht's von neuem an?"

In scharfem Trab fuhren draußen die Batterien vorbei, der Augsburger Straße zu. Gleichzeitig wurde aber die Türe des Uhrmacherladens aufgerissen und der Gemeindeweibel rief in größter Aufregung herein:

„Der Herr Miller soll gleich auf die Post kommen, der Herr Vorsteher braucht ihn notwendig."

„Gleich?"

„Ja, gleich!"

Die Base wollte noch ein Aber dagegen einwenden, doch der Uhrmacher war schon bei der Türe hinaus. Auf der Post waren Quartiermacher und der Vorsteher kannte sich mit ihren Pässen und Ordres nicht aus. In solchen Fällen wußte im ganzen Orte niemand Rat als der vielgereiste Meister Miller. Noch heute kamen fünfhundert Mann ins Quartier im Brucker Bezirk, das stand fest; und morgen ging's weiter, Augsburg zu; wohin dann die Fahrt ging, wußten sie selbst noch nicht oder sagten es nicht gerne. Millers Augen leuchteten, er flüsterte dem Vorsteher zu: „Die haben schon die rechte Richtung, dem Rhein zu. Ich glaub, es geht gegen die Franzosen."

„Geb's Gott!" sagte der Vorsteher.

Die Quartiermacher erhielten ihre Anweisungen, da aber kam schon wieder ein Bote; diesesmal war es nicht der Weibel, sondern

die Glaserbas: „Der Herr Vetter soll gleich heimkommen!“ Sie machte es sehr dringend.

„Was ist's?“

„Der Ersatz für den verstorbenen Bruder ist schon da, es ist ein herziges Büblein.“

Da bekam's Meister Miller freilich eilig mit dem Nachhausgehen. Er trat ins Hinterstüblein, wo er schon längst sehnlichst erwartet worden war. Da lag auf schneeweißen Linnen ein rotwangiges Knäblein und schaute mit seinen blauen Augen voll Lust und Leben in die Welt. Da flossen dem Meister Uhrmacher die Tränen der Freude über sein Kind und des Schmerzes über seinen Bruder ineinander.

Draußen aber in der freien Natur brach die Sonne trotz reitenden Kriegern und rollenden Kanonen licht, friedlich und freundlich durch die Herbstnebel. Es wurde Tag — und welch ein Tag —. Wer konnte ahnen, daß es der Tag eines neuen Weltgerichts war, noch furchtbarer wie der von Moskau, wie keiner mehr geschehen seit der Römerschlacht im Teutoburgerwalde? Wer konnte es ahnen, daß das Kind, welches eben das Licht der Welt erblickt hatte, einer der Helden und Sieger werden sollte im friedlichen Kampfe der Nationen um die höchsten Kulturgüter der Welt.

Ja, es war ein denkwürdiger Tag angebrochen nicht nur für das Haus Miller in Fürstenfeldbruck, sondern für die ganze Welt:

Es war der 18. Oktober des Jahres 1813.

II.

Te Deum laudamus!

Eine Stunde darnach zog Meister Miller den schwarzen, breitschößigen Hochzeitsrock an, setzte den hohen, weitausgeschweiften Zylinderhut auf und griff nach dem silberbeschlagenen Meisterstock, den ihm voriges Jahr die Zunft zur Hochzeit verehrt hatte. Der Gang zum Gevatterbitten brauchte viele Vorbereitungen,

obwohl der Weg hierzu nicht lange war, denn kaum hundert Schritte über der Straße hatte der als Taufpate ausersehene Herr Waffenschmied Mall seine Behausung. Er war ein allgemein geachteter Bürger von altem Ortsgeschlecht, so daß es deswegen schon eine besondere Ehr für Miller, dem Eingewanderten war, wenn er in dieser Sache zu ihm kommen durfte. Freilich

Uhrmacher Joseph Miller in der Jugend.

Miller hatte sich in kurzer Zeit als ein tüchtiger Meister und als ein Mann von echtem Kern und Schrot erwiesen und so durfte er den Gang schon wagen.

Feierlich mit dem guten, alten Gruß: „Gelobt sei Jesus Christus!" trat Meister Miller in den Laden des Waffenschmieds.

„In Ewigkeit Amen," erwiderte der Herr des Hauses. „Was verschafft mir die Ehr?" Er wußte es wohl, weswegen der Herr

Nachbar gekommen war, aber der gute Brauch verlangte auch diese Frage.

„Heute früh nach der Halbachtuhrmeß hat mir der liebe Gott mein erstes Kind beschert, ein Knäblein, und da möchte ich den hochschätzbaren Herrn Nachbarn bitten, mir die hohe Ehr anzutun und das Kindlein über die Tauf zu heben. Nichts für ungut, daß ich mir zu der großen Bitt die Freiheit nehm, aber ich hab zu keinem Bürger mehr Vertrauen, daß er dem Kinde ein gewissenhafter und rechtschaffener Herr Göd möcht werden, als zum Herrn Nachbar!"

Der Herr Mall machte nun auch eine gar feierliche Miene, aber er sagte weder ja noch nein.

„Bitt' schön, Herr Nachbar!" sprach er ernst und lud Meister Miller ein, in die gute Stube zu treten. Mall zog seinen Hausrock ab und ebenfalls seinen schwarzen Festtagsrock an, der schon am Türnagel hing und dadurch verriet, daß der Besuch nicht überraschend kam. Er nötigte Miller Platz zu nehmen und holte vom Kasten eine schönbemalte Glasbouteille und zwei ebenfalls mit gemalten Blumen gezierte Gläschen herab. Mit bedeutsamem Augenzwinkern schenkte er langsam und bedächtig ein.

„'s ist ein hundertjähriges Zwetschgenwasser."

Beide erhoben sich, aber sie tranken nicht. Feierlich begann nun wieder der Meister Waffenschmied:

„Herr Nachbar, es ist mir eine große Ehr, daß Ihr zu mir gekommen seid zum Gevatterbitten und ich nehm' die Stell' als Göd von eurem Erstgeborenen an zur Ehre Gottes, zur Erhaltung und Beschützung des heiligen Glaubens und zu Nutz und Frommen des Kindes, weil Ihr ein rechtschaffener und ehrbarer Mann, Bürger und frommer Christ seid und weil ich eure ehrsame Hausfrau als mein Basl und als richtige Hausfrau kenn'. So's also Gottes Willen ist, geb' ich die Hand drauf."

„Vergelt's Gott tausendmal, Herr Gevatter!"

„G'seg'n 's Gott, Herr Gevatter!"

Die Hände zweier Biedermänner schlugen ineinander zu einem Bunde, den nur der Tod scheiden durfte wie das Sakrament der

Ehe. Man meinte es damals noch ernst und heilig mit einer Patenschaft.

Jetzt erst klangen die feinen Gläser wie Silber zusammen. Jetzt erst wurde die Frau Gevatterin hereingeholt. Sie tat erst recht ganz überrascht und bedauerte tief, daß sie nichts vorsetzen könne, trug aber in beiden Händen eine Platte schmalzduftender Krapfen. Der Herr Gevatter, der „wegen den vielen Umständen" auf und davon gehen wollte, wurde nochmal zum Sitzen genötigt und sprach tapfer dem knusperigen Gebäck zu.

Nachdem so die Gevatterschaft ganz nach Recht und Brauch beschlossen war, wurde das vertrauliche „Du" getauscht und jetzt erst lösten sich die Zungen — und es gab so viel zu reden. Vor allem mußte ausgemacht werden, wann die Kindstaufe stattfinden soll. Man wurde darüber einig, dem Kinde heute schon das heilige Sakrament spenden zu lassen, den Taufschmauß aber auf nächsten Sonntag zu verschieben, weil für diesen Tag der Bruder der Täuflingsmutter, der Kunstakademiker und Bildhauer Johann Baptist Stiglmaier von München einen Besuch angesagt hatte und mit ihm auch Pater Sebastian, der Bruder des Gevatter Mall, kommen wollte. Man konnte bei dieser Gelegenheit von den Zeitläuften vieles hören. Dann wurde noch von vielen anderen Dingen gesprochen, von den Soldaten, die heute nachmittag einmarschieren sollten, von dem großen Schaden, daß der Viehmarkt nicht abgehalten werden durfte wegen der Rinderpest und von der neuen Kriegssteuer — der Uhrmacher mußte als neuangehender Bürger einen Gulden dreißig Kreuzer bezahlen, der Waffenschmied aber als alteingesessener Patrizier gleich vier Gulden. Wie es mit dem Krieg stand, wußte man nicht; was hatte dieser eilige Durchzug zu bedeuten; da bereitete sich wieder etwas vor, aber erst am nächsten Sonntag konnte man aus der „Augsburger Ordinarypost" etwas Genaueres erfahren. Das eine war gewiß, Bayern war in einer schweren Lage. Schon sammelten sich die deutschen Fürsten gegen Napoleon, der wirklich wieder ein neues Kriegsheer aus dem Boden gestampft hatte, aber man wußte nie gewiß, wie es bei ihm gehen mochte. Napoleon saß

noch immer mitten in Deutschland fest, das Kriegsglück schwankte noch immer hin und und her und konnte jeden Tag den Korsen wieder auf die Höhe bringen. Bei Großbeeren, Dennewitz und Kulm hatten die gegen Napoleon Verbündeten gesiegt, bei Dresden er selbst, der schwedische Kronprinz stand untätig im Hinterhalt, ihm wollte man nicht trauen, Rußland und Österreich stritten sich um den Oberbefehl. Von den Bayern ging das Gerücht, daß der Teil, der zum Schutz gegen Österreich am Inn sich gesammelt hatte, bereits auf dem Weg nach Würzburg gegen Napoleon sich befände, und der heutige Durchmarsch bestätigte es, aber eine Division stand noch in Sachsen unter General Berthier im Dienste Napoleons. Die Nationalgarde hatte im Münchener Hoftheater dem König zugejubelt und ihm Treue gegen Napoleon versprochen; gleichzeitig waren die Gesandten von Frankreich und Österreich abgereist, das bedeutete Krieg nach beiden Seiten.

„Was tun?" frug der Waffenschmied in schwerer Besorgnis. „Auf beiden Seiten zugleich kann's nicht weiter gehen; bleiben wir bei Napoleon und trifft ihn endlich einmal das letzte Gottesgericht, dann nimmt Österreich an uns Rache und steckt uns ein, halten wir aber zu Österreich und kommt der Napoleon wieder auf die Höhe, dann kostet es dem Vater Max die Königskrone und wir werden französisch." Der Waffenschmied zuckte die Achseln.

Da erhob sich aber Meister Miller; seine Stimme wurde laut und mächtig: „Herr Gevatter! Jetzt ist nicht mehr Zeit nachzudenken, ob wir Rheinbündler oder Reichsbündler sein sollen, jetzt heißt es einmal und nimmer anders: Deutsch müssen wir sein alle miteinander, Deutsch sag ich, Herr Gevatter!"

„Gesagt ist's leichter als getan."

„Gesagt hat es unser Kronprinz, der Ludwig, und der tut, was er gesagt hat. «Ein guter Bayer heißt ein guter Deutscher sein!» Das ist sein Wort und er hat recht."

„Ja, der getraut sich viel zu tun und zu sagen. Er soll ja schon 600 Gulden für den ersten Adler und 300 Gulden für die erste Standarte ausgesetzt haben. Er läßt nicht nach, bis ihm

der Napoleon doch noch das tut, was er ihm angedroht hat, bis er ihn erschießen läßt wie den Hofer und den Palm."

Der Uhrmacher griff nach dem Stock und schwenkte ihn drohend in der Luft, daß die Frau Gevatterin angstvoll die Hände zusammenschlug.

„Der? Der soll's probieren!"

„Aber, Herr Gevatter, wir sind ja doch nicht wegen dem Krieg beisammen, sondern wegen euerm Buben, unserm Dötlein!"

„Mein Bub?" rief Meister Miller in hellem Eifer. „Der soll werden wie der Ludwig! Ein Deutscher soll er werden, ein Deutscher! Ich will's ihm lernen, dafür stehe ich gut. Ich will's ihm lernen!" Mit geschwungenem Stocke und geballter Faust stürmte Miller ohne Gruß bei der Türe hinaus. Mall eilte ihm nach.

„Aber, Herr Gevatter, solche Eil hat's damit doch nicht. Ihr werdet doch nicht heut schon damit anfangen wollen?"

Meister Miller hörte dies nicht mehr. Schon war er über der halben Straße — immer noch den Stock schwingend. Der Färber Sieß, der vor der Haustüre stand, meinte, er wäre mit der Gevatterschaft abgewiesen worden, doch kam bald nach dem Meister Miller die Frau Mall mit dem „Weisets", der Taufgabe. Also war alles in Ordnung.

Am Nachmittag war in der Pfarrkirche heilige Taufe. Der Bub erhielt den Namen Ferdinand.

Dann gab's Quartier über Quartier die ganze Woche; erst Samstag gegen Feierabend ging's zu Ende.

Am Sonntag fanden sich auf der Post folgende Gäste zum Taufschmause ein: Die beiden Gevatter, der Hufschmiedmeister Augustin Stiglmaier, der „Hennenschmied", wie man ihn nannte, der Vater der Juliana, des Uhrmacher Millers Ehefrau, und dessen Sohn der Bildhauer und Münzgraveur Johann Stiglmaier, Pater Sebastian Mall und der Nachbar Färber Sieß. Dazu waren noch eingeladen der Ortspfarrer Pater Columban und der Lehrer und Chorregent Wermuth.

Das Hauptthema des Gespräches gab natürlich auch da wiederum Napoleon ab und was mit ihm und gegen ihn geschehen

solle. Die Münchener Herren hatten wichtige Nachrichten mitgebracht. Die Kaiser von Österreich und Rußland, sowie der König von Preußen hätten an den bayerischen König überaus freundliche Schreiben gerichtet, sich ihnen anzuschließen und Max Joseph hätte bereits mit Kaiser Franz von Österreich zu Ried ein Bündnis abgeschlossen. Dieses wurde bestätigt durch das Königlich Bayrische Regierungsblatt, das der Pfarrherr heute früh erhalten hatte. Dasselbe enthielt in deutscher und französischer Sprache eine Deklaration, das ist „Königliche Erklärung", worin dem Volke in offenen und mutigen Worten mitgeteilt wurde, daß Napoleon die schweren Opfer, die Bayern für ihn schon gebracht habe, nicht gebührend anerkenne, es nicht als Verbündeten sondern nur als Vasallen behandle, die bayrische Armee nicht schütze und unterstütze, sondern Bayerns Grenzen von aller Verteidigung entblöße. So gänzlich von ihm verlassen, hätte es Seine Majestät als heiligste Pflicht angesehen, den täglich lauter werdenden Wünschen ihrer treuen Untertanen nachgebend, dieselben aus einem gewissen Untergange zu retten. Die gegen Napoleon verbündeten Fürsten hätten Seiner Majestät die festesten Zusicherungen gemacht, daß Bayerns Rechte und Selbständigkeit gewahrt blieben. Voll Vertrauen auf so offene und edelmütige Anerbietungen haben Seine Majestät Sich daher entschlossen, dieselben in ihrem ganzen Umfange anzunehmen und mit den drei Mächten, welche in diesem Augenblicke gegen die von der französischen Regierung an den Tag gelegten weit aussehenden Absichten verbündet sind, eine Allianz zu schließen, für deren guten Erfolg allerhöchst dieselben alle Anstrengungen aufbieten werden. Vereint von nun an in Interesse und Gesinnung mit ihren erlauchten und mächtigen Alliierten würden Seine Majestät nichts verabsäumen, was dazu beitragen könne, die Bande, die sie an dieselben knüpfen, enger zu ziehen und der schönsten und edelsten Sache den Triumph zu verschaffen.

Als dieses Meister Miller hörte und die königliche Erklärung im Regierungsblatte mit eigenen Augen sah, da konnte er sich nimmer auf seinem Stuhle still halten; seine Begeisterung schlug

wieder in hellen Flammen empor und er rief der Bewirterin zu: „Da, da gehört eine Flasche Wein darauf und wenn ich auch bloß ein Uhrmacher bin und mich hart genug tu'!"

Die Bewirterin brachte den Wein. Es war nur ein Bernkastler, aber ein 1811er und der war gut. Und es erscholl auf der Post zu Fürstenfeldbruck ein lautes, dreifaches: „Hoch unserm König Max und seinen Verbündeten! Hoch! Hoch! Hoch!"

In diesem Augenblicke ertönte vor der Post Wagengerassel; der Hausmeister rief herein: „Ein Hoffuhrwerk."

Es war wirklich ein solches, der Postillon trug den weißblauen Busch auf seinem Lederhut, aber im Wagen saß keine königliche Hoheit. Wer ausstieg, das war der Posthalter Ludwig Weiß. Er ließ alles verwundert um sich stehen und eilte in die Stube zur Taufgesellschaft. Erstaunt sah er auf die Zecher, aber nicht unwillig. Aus seinem ganzen Gesichte strahlte Freude, helle Freude.

„Ihr habt Wein?"

„Ja," sagte der Hennenschmied, „mein Schwiegersohn hat einen Buben 'kriegt."

„'s ist nicht wegen dem Bürschlein, Herr Vetter," sagte Miller, „der muß erst zeigen, ob er einmal ein Glas Wein wert ist — nein, es ist wegen dem König. Habt ihr schon von seinem Bündnis gehört?"

Der Posthalter lachte. „Ha, da weiß ich noch mehr, und wenn ihr da mit Wein auffahret, da muß ich mit meiner Nachricht mit einer Flasche Versiegelten aufwarten. Männer, das sag ich euch: eine andere französische Kanon soll im Bayerland nimmer krachen als ein Schampani! Hö, her mit einer!"

Alles drängte sich um den Posthalter. „Was weiß er?" Selbst aus der Bauernstube kamen sie herein. „Was ist los?"

Lautlos horchte alles auf den Posthalter. Der begann:

„Ich hab' in München im königlichen Poststall Haberabrechnung gehabt. Wie ich gestern zum Poststallmeister in die Kanzlei hineingehen will, wer kommt daher im Reisemantel ganz allein? Der Ludwig, unser Kronprinz. Kaum hat er mich gesehen, kommt

er schon auf mich zu: «Ei, das trifft sich gelegen, unser bester bayrischer Marschkommissar und Poststallmeister, der Herr Weiß ist selbst da.» Ich antworte: «Halten zu Gnaden, königliche Hoheit, ich bin nicht mehr Marschkommissar und auch nimmer Münchener Poststallmeister.» «Was?» sagt der Kronprinz verwundert, dann besinnt er sich ein wenig. «Ja so, hat's nicht da was gegeben wegen der Augsburger Straß'? Man hat Ihnen da nicht Ihre Auslagen bezahlt.» «Das ist's nicht,» sag' ich drauf. «33 000 Gulden hat die Straß' nach Augsburg mir gekostet und fünfthalbtausend hab' ich gekriegt, aber das bringt mich nicht um. Seine Majestät hat von 30 000 nur mehr ein Tausend gekriegt und das waren nicht Gulden sondern Menschenleben — —, auch die neun Chaisen, die mir die Franzosen gestohlen haben, will ich verschmerzen, aber eins hat mich giftig gemacht, daß mir die elenden Schinder meinen schönsten Schimmel aus purem Mutwillen mit abgehauenen Ohren von Dachau herübergeschickt haben; ja, das hat mich am meisten gegiftet und da hab ich mir geschworen, eher erschieß ich all meine fünfzig Gäul, als daß ich nur einem Franzosen nochmal ein Roß anvertraue und darum hab ich das Marschkommissariat und die Münchener Poststallmeisterei niedergelegt.» Auf dies Wort hin haben dem Kronprinzen die Augen gerad nur so geglänzt und er hat gesagt: «Posthalter, wollt Ihr mit mir fahren, wenn ich Euch nun sag: Es geht gegen die Franzosen? Wir sind Gott sei Lob und Dank so weit.» «Ja, dann, königliche Hoheit, ist's anders, dann fahr ich mit und wär's bis nach Paris!» hab ich voll Freud' gesagt und ich hab mich nicht halten können, ich hab ihn bei seiner Hand gefaßt und er hat die meine so gedrückt, daß ich's heut noch verspüre. Dann hat er gelacht und gesagt: «So weit geht's noch nicht für heut, aber fahrt mit bis Augsburg! Vielleicht erhalt ich bis dort Kourierdepeschen vom Kriegsschauplatz. Im Sächsischen soll's drüber und drunter gegangen sein und nicht schlecht für uns; wir wissen noch nichts Genaues.» Und so bin ich mit dem Kronprinzen in seinem Wagen mit nach Augsburg gefahren. Das war ein Jubel wie er einzog, das kann ich nicht beschreiben, die Kanonen don-

nerten, die Fahnen flatterten auf dem Ulrichs- und dem Perlachturm, die Frau Kronprinzessin ist ihm entgegengefahren und wie wir an der Residenz angefahren sind, da sehe ich einen österreichischen Kourier zu Pferd und Tausende von Menschen um ihn. Er kann kaum zu unserm Wagen kommen vor lauter Leuten, endlich geht's, er salutiert und sagt: «Königliche Hoheit! Eine wichtige Depesche seiner Durchlaucht des Fürsten Schwarzenberg, Oberkommandeur der alliierten Armeen.» Wie der Kronprinz die Depesche aufmacht, da ist's so still, daß man den Brunnen vom Domplatz bis herüber plätschern hört. Und der Kronprinz liest die Depesche. Alles steht lautlos und gespannt um den Kronprinzen und tausend Augen schauen auf ihn, da auf einmal fangen die seinen zu leuchten an und er steht auf in dem Wagen und hell und scharf klingt seine Stimme über den weiten Platz: «Augsburger, Bayern, Deutsche! Soeben teilt mir Fürst Schwarzenberg, der Oberkommandeur der nunmehr vereinigten Deutschen mit, daß die kaiserlich österreichische Armee im Vereine mit der königlich preußischen unter dem General Blücher, der russischen und schwedischen und zuletzt mit den zu den Alliierten übergetretenen sächsischen und westphälischen Armeeabteilungen am 18. Oktober in Leipzig einen vollständigen, glänzenden Sieg über den sogenannten Kaiser der Franzosen, über Napoleon Bonaparte, errungen habe. Napoleon, welcher gänzlich geschlagen wurde, verlangte freien Durchzug durch den Harz und erbot sich, den Alliierten alle Festungen dafür auszuliefern; dieser Antrag wurde aber von den alliierten Fürsten zurückgewiesen und die verbündeten Armeen haben die Verfolgung der flüchtenden französischen Armee aufgenommen.» Wie da der Jubel aufbraust, ist nicht zu sagen, aber des Kronprinzen Stimme schallt noch über alle heraus: «Laßt die Glocken läuten und ein Tedeum singen!» Aber sie kommen nicht dazu, auseinander zu gehen, denn schon heben sie zu singen an, alle, alle miteinander wie aus einem Mund: «Großer Gott wir loben dich!», das neue Lied, das der Wiener Haydn für die Kirchendankfeste gemacht hat. Den Augenblick werden die Augsburger nie und nimmermehr vergessen." — —

Und wie es den Augsburgern ergangen war, so erging es auch jetzt den Fürstenfeldbruckern. Sie standen alle da, schweigend, betend. Die Taufgesellschaft ging aber dann schnell auseinander, jedes wollte irgend jemand die unermeßlich große Freudenbotschaft überbringen. Bald scholten auch die Tedeumsglocken durch das Ampertal. Meister Miller eilte heim zur Mutter seines ersten Kindes, reichte seiner Frau Julianna die Hand und sagte zu ihr: „Wir wollen in dieser Stund' einen heiligen Schwur tun: Wir wollen unser Kind aufzieh'n in Lieb' und Treu' zu Gott und Vaterland, es soll nie, nie vergessen, an welchem Tag es geboren ist."

Und sie reichten sich die Hände und taten diesen heiligen Schwur und sie haben ihn gehalten ihr ganzes Leben lang. Gott lohn es ihnen in der Ewigkeit!

III.

Der Kronprinz in Fürstenfeld.

Wie freute sich Pater Columban, der Pfarrherr von Sankt Magdalena in Fürstenfeldbruck, als die Tedeumsglocken so laut und feierlich erklungen waren, glaubte er doch, daß die Zisterzienser in ihr Kloster Fürstenfeld zurückkehren könnten und er seine alte trauliche Zelle wieder finden würde, aber er täuschte sich darin gerade so schwer wie der Kronprinz Ludwig, der geglaubt hatte, die Stunde des einigen Deutschlands hätte schon geschlagen. Damit hatte es noch gute Wege. Noch mancher schwere Kampf mußte durchgefochten werden, zuerst mit dem Korsen und dann unter den Deutschen selbst, bis es dazu kam.

Neujahrsnacht von 1813 auf 1814 zog Blücher über den Rhein. Es folgten die Schlachten von Bar, Brienne und Arcis, an denen die Bayern rühmlichsten Anteil nahmen, Napoleons Gefangennahme und seine Überführung nach Elba. Aber noch einmal bäumte sich der tollkühne Eroberer auf wie ein sterbender Löwe, noch einmal versetzte er ganz Europa in Angst und Schrecken, und wenn er es mit seinem neuen Kriegszug nicht gar zu eilig

gehabt hätte, so hätten bei Ligny seine Gardekürassiere den Feldmarschall Blücher unter seinem gestürzten Pferd herausziehen können. So aber stürmten sie über ihn weg und Marschall Vorwärts riß sein Rößlein wieder in die Höhe und stürmte den Franzosen nach mit seinem gesammelten, ungeschwächten Heere und kam gerade noch recht nach Waterloo, wo die Engländer unter Wellington in heißen Kampf mit Napoleon geraten waren. „O daß es Nacht wäre oder daß die Preußen kämen!“ hatte Wellington schon ausgerufen, da kam Blücher und mit ihm das Ende der Macht des Welteroberers — — für immer. Auf einsamer Insel, mitten im unendlichen Ozean, auf der Insel Helena, von der es kein Entrinnen mehr gab, sollte Napoleon I. sein unruhiges, bis zur höchsten Macht gestiegenes und bis zur tiefsten Verlassenheit gesunkenes Leben beschließen.

Für die deutschen Fürsten war aber noch ein schweres Stück Arbeit zu tun: alle die Länder nach Fug und Recht wieder auszuteilen, die Napoleon untereinander geworfen hatte. Die Fürsten, welche ihre Länder oder einen Teil davon eingebüßt hatten, verlangten das ihre wieder zurück, die aber, welche etwas bekommen hatten, wollten es nicht mehr hergeben, sie hatten es ja schwer genug mit Blut erkauft. So konnte die Versammlung der Fürsten, der Kongreß in Wien, kein einiges Deutschland, am allerwenigsten aber einen deutschen Kaiser wieder zuwege bringen. Diese Zeit war noch nicht gekommen.

Der König von Bayern, Vater Max, tat aber das beste, was nach solch' schweren Tagen ein Fürst und Landesvater tun konnte, er suchte die Wunden des Krieges zu heilen, wo es nur immer möglich war. In den Tagen, da die Throne der deutschen Fürsten zu wanken begonnen hatten, war es Max, der seinem Volke versprochen hatte, ihm eine Verfassung zu geben; sein Volk sollte das Recht haben in der Gesetzgebung und im Haushalte des Landes mitzureden; jetzt löste er dieses Versprechen ein. Es wurden Männer aus dem Volke aufgestellt zur Beratung der wichtigsten Landesangelegenheiten. Unter diesen Männern befand sich auch der wackere Posthalter Weiß von Fürsten-

feldbrück. Der Ort selbst wurde 1814 zu einem wirklichen Marktflecken erhoben. Der Bortenmacher Xaver Stadelberger wurde als Bürgermeister eingesetzt und als weitere Munizipalräte wurden aufgestellt der Lebkuchner Josef Viertl, der Färber Joseph Freythofer und der Uhrmacher Joseph Miller, gewiß eine Ehre für letzteren, der erst seit vier Jahren Meister und im Ort war.

Er hatte sich in den Kriegsjahren besonders bei den Durchzügen der österreichischen und ungarischen Soldaten durch seine Sprachenkenntnis und Welterfahrung bewährt und dadurch manche Unannehmlichkeit von dem Orte abgewendet, war er ja mehrere Jahre als Uhrmachergehilfe in Stuhlweißenburg und hatte dort Sprache und Lebensart der Ungarn gut genug kennen gelernt. Das kam ihm selbst und seinem Wirkungsort zugute. Überall wurde er als Vermittler und Dolmetscher angerufen.

Das Kloster Fürstenfeld wurde nicht wieder als solches eröffnet, dagegen 1818 in eine Militärinvalidenanstalt umgewandelt. Das war ein großer Jubel, als an einem herrlichen Maitag König Max Joseph selbst und seine erlauchte Gemahlin unter Glockengeläute in Fürstenfeld einzogen; die Kanonen donnerten, als ob auf dem Engelsberge die Batterien der Franzosen stünden. Aber noch andere vielgerühmte Persönlichkeiten waren mitgekommen, vor allem Kronprinz Ludwig, dem das ganze Volk so begeistert zujubelte wie dem König selbst, dann dessen Bruder Prinz Karl, der heldenmütige Mitkämpfer, und Fürst Wrede, der bayerische Feldmarschall in den Befreiungskriegen. Unter den vielen Hunderten, welche auf der Landstraße und im Klosterhof standen und vom ganzen Bezirk herbeigeströmt waren, um die hohen Gäste zu sehen, stand auch dicht eingezwängt in die Menge aber wohl geschützt durch die Hand seiner Mutter ein blondgelocktes, blauäugiges Büblein, das sich nicht genug sehen konnte an all der Hofpracht, den ordenübersäten Uniformen, den weißblauen Feder- und Haarbüschen auf Helmen, Tschakos und Schiffhüten, an den so stolz daherschreitenden Rossen mit goldbortierten Schabraken; es jauchzte auf vor Freude. Das Büblein

war der kleine Ferdinand, der Sohn des Uhrmachermeisters Miller. Er durfte mit der Mutter durch das Fenster in den Saal schauen, in dem Hoftafel gehalten wurde. Nicht geringen Schrecken aber bekam die Mutter, als sich im gleichen Augenblicke nebenan die Türe öffnete und der Kronprinz Ludwig aus dem Saale trat. Mit ihm verließ denselben der Posthalter Weiß.

Fürstenfeldbruck etwa um 1820.

„Muß mir nochmal die schöne Eingangsdekoration betrachten!“ Mit seinem feinen Kennerauge sah er sich den prächtigen Torschmuck an.

„Ausgezeichnet, ausgezeichnet! Hab noch nichts so Schönes auf dem Lande gesehen als diesen Aufbau. Sehen Sie den Girlandenschwung um die Büste von meinem Vater, wie schön arrangiert und die Büste selbst — sprechend, wirklich sprechend. — Hören Sie, welcher Künstler hat denn das alles gemacht?“

Stolz sagte der Posthalter: „Halten zu Gnaden, das hat alles ein Hiesiger gemacht, der jetzt auf der Münchener Kunstschule ist.“

„Was, ein Hiesiger, und noch ein Schüler, mein lieber Posthalter, das ist viel, das ist viel!“

Der Kronprinz wiederholte gerne seine Worte, besonders wenn er in Begeisterung war. Nochmal erhob er voll Bewunderung seinen Blick, da wurde er an der Goldquaste seines Degens gezupft. Erstaunt schaute er auf ein Knäblein neben ihm nieder.

„Um Gottes willen!“ schrie da daneben die Frau Miller und wurde leichenblaß; sie wollte den Ferdinand von der Seite des Prinzen reißen, doch der wehrte sanft ab. „Lassen Sie den Kleinen! Sag' gefällt dir die Quaste?“

„Nein,“ sagte Ferdinand fest.

„Nicht? Warum denn nicht?“

Jetzt kamen dem fünfjährigen Helden die Tränen der Verlegenheit: „Ich bitt' — ich möcht' — —.“

Ratlos stand die Mutter bei dem Knaben; der Kronprinz streichelte ihm tröstend die Wangen. „Was möchtest du, Kind?“

„Ob der Heigmooser auch heut mit den Invaliden mitessen darf?“

Der Posthalter fiel erklärend ein: „Königliche Hoheit, es ist ein Feldzügler, der beim Rückzug von Rußland das Augenlicht verloren hat, er bekommt von des Buben Vater manchmal ein Almosen; daher kennt er ihn.“

„So Junge, das ist brav von dir, daß du so für den Armen sorgst!“ Der Kronprinz winkte einem Lakei, der eben abservierte und über den Hofgang schritt, nahm eine Hand voll Süßigkeiten und gab sie dem Kleinen und dazu noch einen funkelnagelneuen Frauentaler.

„So, da hast du ein Bild von dem Könige, meinem Vater, und das gibst du deinem blinden Freund!“

Dabei reichte er ihm einen zweiten Taler mit dem Bildnisse der Mutter Gottes. Jetzt konnte sich aber die in Angst und Verlegenheit seitab stehende Mutter Ferdinands nicht mehr zurückhalten. Weinend vor Scham und Ärger trat sie zum Prinzen:

„Verzeihung, gnädigster Herr! Königliche Hoheit, ich bitt' tausendmal um Verzeihung."

„Warum?" frug der Kronprinz.

„Mein Bub hat gebettelt. O die Schand! Wir sind ordentliche Bürgersleut, er darf nicht betteln!"

Julie Miller
von ihrem Bruder, Stiglmaier, gezeichnet.

„Er hat nicht für sich gebettelt, sondern wie wir alle im ganzen Bayernland schon getan haben, für einen armen Invaliden."

Die Uhrmacherin atmete erleichtert auf.

Der Posthalter ergriff für sie das Wort. „Halten zu Gnaden, Königliche Hoheit. Sie ist die Frau unseres Gemeinderats Miller und die Schwester des Bildhauers Stiglmaier, der hier die schöne Dekoration gemacht hat." Da nickte der Kronprinz überaus freundlich.

„Gratuliere zu einem solchen Bruder. Gratuliere. Möchte ihn übrigens näher kennen lernen. Solch' Leute wie er müssen die Welt sehen — die Welt sehen — gehören nach Italien — wollen einmal sehen. Wo ist er?"

„Er war heute beim Fest hier," gab die Uhrmacherin Auskunft, „ist aber schon wieder zu Fuß nach München fort."

„Schade, schade," sagte der Kronprinz, indem er seinen Federhut seitwärts rückte. „Hätte ihn gern kennen gelernt. Schreiben Sie ihm, ich will, daß er mir vorgestellt wird, wenn ich wieder in die Akademie komme! Er soll dies dem Direktor melden. Nicht vergessen, Frau, nicht vergessen!" Der gütige Fürst hob mit freundlicher Drohung den Finger, dann wendete er sich lachend an den Knaben: „Und du Junger, wenn du ein solcher Künstler werden willst wie dein Vetter oder sonst was auf dem Herzen hast, dann brauchst du nur zu mir zu kommen und mich an der Degenquaste zupfen. Hast du mich verstanden?"

„Ja," antwortete der Knabe mit einem tiefen Aufatmen; die Mutter wollte noch eine Entschuldigung stammeln, aber der Prinz wehrte ab: „Schon gut, schon gut!" und schritt hinweg der herrlichen Barokkirche zu.

Das war eine Freude und gab es ein Erzählen, als der Ferdinand nach Hause kam. Er war der Held des Tages. Wo gab es aber auch im ganzen Königreich Bayern einen Buben, der den Kronprinzen nur am Portepee zu zupfen brauchte, wenn er etwas bedurfte. Alles freute sich noch lange darnach, wenn der drollige Junge in seiner kindlichen Art das erste große Ereignis seines Lebens, sein Zwiegespräch mit dem Kronprinzen erzählte.

IV.

Der Bub muß fort.

Nur einer war es, der über Ferdinands erstes Lebensereignis zankte und ungehalten sich zeigte, das war der zweite Bruder der Uhrmacherin, der Matthias Stiglmaier.

Matthias war ein verbitterter und vergrämter Mensch. Hufschmiedgeselle seines Vaters zu sein, schien ihm zu wenig und so hatte er zu studieren begonnen, er wollte Doktor der Medizin werden, aber dazu reichte weder seine heimatliche Vorbildung, noch der elterliche Geldbeutel; er mußte das Doktorieren aufgeben und wandte sich der Tierarznei zu. Damals aber stand die Tierarzneikunde noch in geringem Ansehen und der Pfuscher galt noch mehr als der Arzt. Unter den Schmieden gab es außerdem noch eine Reihe von Meistern, die eine ganz gediegene Arznei- und Pflegekenntnis von ihren Vorfahren geerbt und durch eigene Erfahrung vermehrt hatten. Hätte Matthias sich herbeigelassen, seine Tierheilkunst wie Vater und Großvater und die ganze Ahnenreihe der Stiglmaier in der Hufschmiede mit dem Schurzfell angetan, auszuüben, wäre er ein gemachter Mann gewesen. So aber sah er harte Tage und wurde immer griesgrämiger und verbitterter. Als der russische Feldzug ausgebrochen war, hatte er sich freiwillig als Tierarzt zum Militär gemeldet. Als solchem wurde ihm einmal vor Borodino von einem französischen Korpsadjutanten ein Pferd zur Heilung zugeführt und es gelang ihm, dasselbe baldigst herzustellen; er erhielt hierfür von dem Adjutanten einen nagelneuen Napoleonsdor als Extrahonorar; seitdem stand bei ihm fest, der geheilte Gaul sei kein anderer gewesen, als Napoleons selbsteigenster Leibgaul, der berühmte Schimmel von Austerlitz. Überall erzählte er auch diese Heilungsgeschichte und war und blieb ein begeisterter Verehrer des abgesetzten Franzosenkaisers und seines ehemaligen Volkes, der „grande Nation". Damit machte er sich aber erst recht keine Freunde zu Hause, wo er sich nach dem Kriege als Tierarzt niedergelassen hatte. Da er wenig Geschäfte hatte, so konnte er sich desto mehr um anderes kümmern. Er fühlte sich auch dazu berufen, der Schwester und dem Schwager in die Erziehung hineinzureden und er tat dies mehr, als es gut war.

Mit dem lustigen und immer lebhaften Ferdinand stand er sich gar nicht gut; er sollte schon als noch nicht ganz fünfjähriges Kind immer stillsitzen und auf des Onkels Napoleons-

und Franzosengeschichten hören, dem aber waren schon damals die deutschen Heldenstücke lieber, die ihm der blinde Invalide erzählte; die Franzosen, die die schöne Klosterkirche hätten zusammenschießen lassen wollen und den Vetter Erasmus von Aichach hatten in den Krieg geschickt, die konnte er nicht leiden. Und der Kronprinz mit dem Schiffhut mit blau-weißen Federn, den man nur am Portepee zu zupfen braucht, war doch etwas anderes als der Napoleon, dessen Soldaten dem Posthalterschimmel die Ohren abgeschnitten hatten. Mit dem konnte man doch reden und er hatte ihm was Süßes geschenkt, aber der Napoleon hatte die Leute umbringen und verhungern lassen. Freilich, der Vetter Matthias schimpfte über Ferdinand immer dann noch mehr, wenn er Napoleon schmähte und den Kronprinzen lobte. „Was wirst du Knirps verstehen von Napoleon und den Franzosen?“ sagte er zu Ferdinand. „Von denen hätte keiner den Kronprinzen angebettelt wie du.“

Zornig antwortete Ferdinand: „Das ist nicht wahr. Ich hab nicht gebettelt. Du bist selber ein böser Franzos.“

In seinem Zorn ging Ferdinand mit geballter Faust auf den Onkel zu; der aber schüttelte ganz bedenklich den Kopf. „Jetzt schau mir nur einer dies Bürschlein an. Nein, es ist höchste Zeit, daß der Bub in die Schule kommt.“ —

Wenn aber Vetter Matthias meinte, in der Schule werde dem Ferdinand schon sein Franzosenhaß und seine deutsche Begeisterung vergehen, da täuschte er sich gewaltig. In der Schule wußte der Herr Lehrer Wermuth seine Schüler erst recht durch seine Vorträge über die deutschen Helden für das deutsche Vaterland zu begeistern und ihnen die Schreckenstaten der Franzosen in grausigen Farben darzustellen. Zwischen Deutschland und Frankreich wollten sie in der schönen weingesegneten Pfalz eine Wüste machen; der Dom in Speyer, das herrliche Heidelberger Schloß gingen in Flammen auf. Straßburg mit dem herrlichen Elsässerland war französisch geworden und blieb es auch jetzt noch. Welche Greueltaten vor Thron und Altar hatten die Franzosen in der großen Revolution begangen! Wie viel Unglück

hatte der Franzosenkaiser Napoleon über Deutschland gebracht? Wie viel Unfrieden, Habsucht, Verzweiflung und Blutvergießen. Mit Schaudern hörte das alles der kleine Ferdinand. Freilich ging ihm eigentlich das alles noch nichts an als Abc-Schützen und Zweitklasser, aber damals saßen noch alle sechs Jahrgänge der Schüler in einer Schulstube beisammen und, wenn der Herr Lehrer für die älteren Schüler etwas erzählte, saß Ferdinand mit angehaltenem Atem in seiner Kleinschülerbank und lauschte auf den begeisterten Lehrer. Wenn aber dann die Aufgaben der Kleinen visitiert wurden, hatte er eine leere Tafel. Doch Lehrer Wermuth wußte warum und sagte nichts. Nur Vetter Matthias zankte daheim über die leeren Tafeln, an denen nur die Kriege mit den Franzosen Schuld waren. Ja die Franzosen, die wenn er einmal bekommt, alle miteinander bringt er sie um; so versprach Ferdinand seinem besten Freund, dem blinden Invaliden.

Die Mutter aber wußte von einer Französin zu berichten, vor der Ferdinand einen ganz gewaltigen Respekt bekam. Das war Edigna, die Tochter des Königs Heinrich I. von Frankreich. Sie war von der Pracht und den Ehren des königlichen Hofes in Paris entflohen, um in Demut Gott allein zu dienen. Auf einem mit zwei Ochsen bespannten Wagen war sie durch weite Gegenden gefahren; ein Hahn saß auf der Leiterbrüstung des schlichten, bäuerlichen Gefährtes; der mußte sie täglich beim Morgengrauen zum Frühgebete erwecken — und eine Glocke hing an dem Wagen; diese mußte die Leute aus der Gegend, die sie durchfuhr, zum Gebete zusammenrufen. Das war wohl eine absonderliche Reise, aber wo dieses fromme Jungfräulein, das statt dem Königspurpur ein härenes Gewand trug, ihren Durchzug hielt, verbreitete sie Glück und Segen. Mit begeisternden Worten wußte sie manchen Ungläubigen wieder zum Glauben zurückzuführen, mit hilfreichen Händen die Kranken zu pflegen und sie, die selbst nicht Schuhe und Strümpfe, noch ein Obdach hatte, tröstete die Armen, daß sie gerne ihr hartes Los trugen. Lang und beschwerlich war die Fahrt und das Ochsengespann der königs-

lichen Bettlerin kam bis zu dem Dörflein Puch, das eine halbe Stunde von Fürstenfeldbruck auf lieblicher Anhöhe liegt. Da fing nach der schönen Legende der Hahn zu krähen an mitten am Tage und das Glöcklein begann, von unsichtbarer Hand geschwungen, zu klingen weithin von der Höhe; die Leute hießen die Pilgerin willkommen, aber weil sie selbst arm waren und nur schlechte Hütten hatten und auf Laub und Waldmoos schliefen, konnten sie ihr kein anderes Obdach anbieten als eine ausgehöhlte Linde, in der sie ihr aus dem raschelnden Laub des vergangenen Winters ein Lager aufrichteten. Und sie, die im Königspalast geboren war und auf seidenen Kissen geruht hatte, sie war dessen zufrieden, lebte in dieser Residenz, für alle betend und allen, die sie im Elend bedurften, in Haus und Stall, Scheune und Feld, an der Wiege und am Sterbebett als niedrigste Magd dienend, dreiunddreißig Jahre und starb am 26. Februar 1109. Sie wurde in ihrem Leben für einen Engel angesehen, nach ihrem Tode aber als Selige verehrt bis zu dieser Stunde.

Noch streckt die Linde ihre mächtigen Arme zum Himmel wie vor fast tausend Jahren und daneben ist eine liebliche Kapelle mit den in Silber gefaßten Gebeinen der gottseligen Edigna. Dorthin hielt in guten und schlechten Tagen Frau Juliana, die Uhrmacherin, ihre Wallfahrt und oft nahm sie dabei den Ferdinand mit und erzählte ihm von der frommen Königstochter; davor verlor sich freilich sein Franzosengroll. Ja, wenn die Franzosen alle so fromm und gütig gewesen wären als sie! Seit aber in Frankreich die Revolution ausgebrochen war, wobei man so viel von Brüderlichkeit geredet hatte, war viel, viel Gottes- und Menschenliebe verloren gegangen.

Im Hause Miller lebte noch der gute alte Geist des Glaubens, er vereinigte sich wohl mit der warmen Liebe zum Vaterland. Die Mutter führte Ferdinand zur Edignalinde und der Vater zu der nicht weit davon entfernten Stelle, wo Kaiser Ludwig der Bayer auf der Bärenjagd vom Schlage getroffen wurde und in den Armen eines Bauern verstarb. Er erzählte

ihm gerne von diesem großen Heldenkaiser aus dem Wittelsbacher Geschlecht.

Umgeben von solch ehrwürdigen Schauplätzen der bayrischen Geschichte wuchs der Knabe in immer mehr sich entflammender Liebe für sein Vaterland heran. Daß da auf dem Engelsberge bei Fürstenfeld und auf den Römerschanzen bei Puch unter den Buben gar manche Schlacht geschlagen wurde, in einer Zeit, der die Befreiungskriege nicht zu ferne lagen, läßt sich wohl denken und ebenso war nichts anderes zu erwarten, als daß Ferdinand einer der tapfersten Kriegshelden war. Manch blutige Wunde wurde aus den Kämpfen heimgetragen, besonders wenn es gegen die Buben der nahen Dörfer ging; manche mußte daheim von der Mutter verbunden werden, aber keiner der Soldaten machte sich etwas daraus. Wofür hatte man seine Zähne, als daß man sie fest zusammenbiß, wenn eine Wunde etwas zu arg schmerzte? Ferdinand und seine Kameraden waren keine wehleidigen Schwächlinge, solche wurden in ihren Reihen gar nicht gelitten. So wäre alles recht gewesen, wenn nicht manchmal Onkel Matthias eines seiner hochnotpeinlichen Gerichte mit sofortiger körperlicher Sühnung der geschehenen Missetaten abgehalten hätte. Napoleons Schimmeldoktor war nach dem Flurwächter der bestgefürchtetste Feind der Fürstenfeldbrucker Schulknabenarmee.

„Der Bub soll etwas lernen!" Das war des Onkel Matthias erstes und letztes Gebot und darin hatte er unbestreitbar recht. Und „der Bub" wollte auch etwas lernen, wenn auch nicht immer das, was er von Onkel Matthias aus lernen sollte. Ferdinand wollte Maler oder Bildhauer werden wie der Onkel Baptist Stiglmaier, den der König auf Empfehlung durch den Kronprinzen mit einem Reisestipendium nach Italien geschickt hatte.

Ja, Onkel Baptist war ein ganz anderer Mann wie Matthias, nicht so verbittert und so verdrossen wie dieser. An ihm war alles Leben und Hoffnung auf eine schöne Zukunft im Dienste der Kunst, alles frohe, schaffensfreudige Begeisterung, es gelang ihm aber auch alles, was er versuchte, wenn auch manchmal erst nach schwersten

Mühen. Er arbeitete mit zäher Ausdauer und zeigte überall sein künstlerisches Geschick, ob er Münzen oder Büsten modellierte oder zu Stift und Pinsel griff, ob er mit dem weichen Material von Gips und Lehm oder mit Erz und Marmor arbeitete. Er war gerade nach Neapel gekommen, als dort die Kunst Benvenuto

Stiglmaier. Zeichenstudium am Dachfenster.

Cellinis, die Erzgießekunst wieder erneuert wurde; soeben war die Reiterstatue Karl III., des Königs beider Sizilien nach dem Modell des berühmten Bildhauers Canova fertiggestellt worden; Stiglmaier sah und bewunderte sie und ihr Anblick reifte in ihm den Entschluß, diese Kunstart auch wieder wie zu den Zeiten eines Hans Krumper und Peter Vischer in seiner Heimat zu Ehren zu bringen. Er ging zu dem Erzgießer Righetti, um von

diesem das Hohlgießen zu erlernen, doch dieser wies ihn kurz ab, da entschloß er sich seine Versuche auf eigene Faust zu machen, baute sich selbst einen Schmelzofen und begann das Gießen. Der Weihnachtsabend des Jahres 1819 brachte ihm das mit hellem Jubel von ihm und seinen Freunden begrüßte Geschenk des ersten wohlgelungenen Gusses, der von Haller modellierten Figur eines Phidias, die heute noch im Erzgießereimuseum in München steht. Kronprinz Ludwig, der soeben in Rom in seiner Villa am Monte Pincio weilte, hörte von diesem Erfolg. Er kam selbst nach Neapel, um dort die italienischen Werkstätten und jene Stiglmaiers zu sehen und alsbald, 1824, also noch ein Jahr vor er nach dem Tode seines von dem ganzen Bayernvolke so heiß geliebten Vater Max Joseph die Regierung übernahm, wurde Stiglmaier der Leiter der Münchener Kgl. Erzgießerei, welche später zum höchsten Weltruf gelangte.

Dieser Onkel Baptist war nun das Vorbild für Ferdinand. Wenn er von ihm erzählen hörte, leuchteten seine Augen und stumm mit andächtig wie zum Gebet gefalteten Händen lauschte er auf die Erzählungen. Da hörte er vom Gravieren, Modellieren, Gießen und anderen Künsten und alle wollte er erlernen, alle gleichzeitig. Oft kam er zu dem Vetter Perzl, dem Bruder der Großmutter in die Werkstätte und verweilte dort stundenlang und schaute dem Zinngießen zu. Vetter Perzl machte nicht nur Krugdeckel und abgerissene Henkel wieder zurecht, sondern formte selbst die schönsten Hochzeitshumpen und Festpokale, und für die Kinder Soldaten, die ganze „große Armee von 1812", wenn man sie haben wollte. Wie herrlich, wenn das Zinn oder Blei flüssig wurde und wie leuchtendes Silber sich aus dem Schmelztiegel ergoß! Wie herrlich, wenn dann aus der Form, wie von Zauberhand geschaffen, alle möglichen Figuren ans Tageslicht kamen: Ritter hoch zu Roß und Heinzelmännchen, Sterne und Blumen, Kreuze und Wappenschilder.

„Das mache ich auch einmal alles," sagte Ferdinand, „aber viel, viel größer," und er streckte seine Arme so weit auseinander als sie reichten, „so groß wie die zwei Männer draußen in der

Klosterkirche.“ Er meinte die überlebensgroßen Statuen von Kaiser Ludwig dem Bayern und Herzog Ludwig dem Strengen. Meister Perzl lachte:

„Ja, das wenn einer zuweg' brächte!“

Mit Lernen und Soldatenspielen, mit Schnitzen, Zeichnen und Modellausstudieren für Vetter Perzl, der an den gelungenen Einfällen des Knabens seine Freude hatte und manches kindliche Werk desselben sogar als Krugzierde benützte, vergingen schnell die Kindheitstage und bald kam immer dringlicher die Frage:

Kirche und Schule in Fürstenfeldbruck.

„Was soll aus dem Buben werden?“ Ein Ereignis brachte aber die Frage zur Entscheidung.

Es war gerade an einem Donnerstag in der Fastenzeit. In der Kirche wurde der Ölberg abgehalten. Ferdinand freute sich immer ganz besonders auf diese Andacht, öffnete sich doch jedesmal nach der Predigt bei den drei Gebeten zum Gedächtnis des dreimaligen Todesangstkniefalls des Heilands der Vorhang vor dem Hochaltarbildnis und statt Magdalena, der heiligen Kirchenpatronin, erschien die bewegliche Figur Christi und machte dreimal einen Kniefall, das drittemal erschien ein schneeweißer Engel mit goldenem Kelch. O, wie schön war das! Es gab nichts

Schöneres, höchstens noch die Auferstehung. Und wie stolz war der Ministrant, der das Ehrenamt besaß, die geheimnisvolle Mechanik in Bewegung zu setzen, die die Heilandsfigur lebendig machte, so daß sie sich neigte und erhob, als ob das alles Wirklichkeit wäre. Von allen Ministranten verstand keiner die Maschine, die dazu notwendig war, so würdig und aufmerksam zu handhaben als Uhrmacher Millers Ferdinand. — Auch heute bot er alle Vorsicht und Bedächtigkeit auf, seine Sache recht zu machen; da, o namenloser Schrecken — plötzlich beim zweiten Fall stockte die Maschine und die Figur wollte sich nicht mehr zu Boden neigen. Was tun? Gerade heute mußte dem Ferdinand das Unglück passieren, wo doch der Onkel Erzgießer von München auf Besuch da war und der Ölbergandacht beiwohnte, und er hatte ihm noch eigens gesagt: „Ferdinandl, mach deine Sache gut. Ich will sehen, ob man dich zu etwas brauchen kann" — und jetzt, gerade jetzt soll's nicht gehen, nein, eine solche Schande darf der Onkel an ihm nicht erleben! Ferdinand kroch auf allen vieren hinter dem Sockel der Figur vor und mit schnellem Griff hatte er sie zu Boden gedrückt. Das ruhige, gleich- und taktmäßige Gebet der Andächtigen sagte ihm, daß außer den neben ihm kichernden Mitministranten niemand etwas gemerkt hatte. Aber wie sehr sollte er sich getäuscht sehen, welches Erwachen aus der glücklichen Befriedigung, die Würde seines Amtes gerettet zu haben! Als er mit stolzem Selbstbewußtsein die Sakristei verließ, war er plötzlich von rauher Hand an seinem rechten Ohr ergriffen — o wehe, wehe — das war des Onkels Matthias Griff, er kannte ihn nur zu gut — und Ferdinand sah nichts anderes voraus, als daß ihn dieser vor allen Leuten durch den halben Markt durch am Ohre nach Hause ziehen werde; nicht Tränen des Schmerzes kamen dem unglückseligen Buben, sondern des Zornes und der Scham. In diesem Augenblick aber scholl eine sanfte Stimme und eine ebenso sanfte Hand wehrte den unbarmherzigen Richter ab. Durch die Tränen hindurch sah Ferdinand seinen Retter, den Onkel Erzgießer von München.

„Matthias, laß ihn!"

„Er hat sich am Bildnis des Herrn vergriffen, der ungeratene Bub! Ich hab's selbst vom Seitenchor aus gesehen."

„Ach, was!" sagte Onkel Baptist. „Ich hab's ja auch gesehen; er hat es ja gar nicht bös gemeint. Er hat nur der Maschine nachhelfen wollen, weil sie nicht mehr ging."

Es gab einen bösen Disput zwischen den Brüdern und er setzte sich zu Hause fort. Ferdinand hob die Hände und versicherte ein über das anderemal, daß er sich nicht anders zu helfen wußte und gewiß den Ölbergchristus nicht verunehren wollte. Er floh zur Mutter, die hinten beim Ofen stand und lieber selbst zu weinen anfing, wie der Matthias so polterte und positiv darauf bestand, daß „der ungeratene Bub" den Ochsenziemer bekomme. Vater Miller stand dabei mit zorngerötetem Antlitz, einesteils ärgerte er sich über Matthias, daß er ihm vor allen Leuten auf der Straße die Schande bereitet und den Buben an den Ohren gezogen hatte, andernteils wollte er doch nicht gegen den Buben es an Strenge fehlen lassen. Er schwang immer heftiger den Ochsenziemer und die Mutter und Ferdinand wurden immer bleicher. Der arme Bub!

Da legte sich wieder Onkel Baptist ins Mittel. „Laßt's sein! Wenn der Bub Straf' bekommen soll, muß er sie verdient haben."

„So," sprach Matthias, „hätte er am Ende gar keine Strafe verdient?"

„Nein!" antwortete Baptist bestimmt.

„Am Ende hätte ihm gar noch ein Lob gehört statt der Strafe?" entgegnete Matthias spöttisch.

„Das hätte ihm auch gehört."

„Soo!" Matthias lachte hell auf.

„Ja, das hätte ihm auch gehört."

„Da möcht ich doch wissen wofür!"

„Dafür, daß er in der Verlegenheit, wie die Maschine nicht mehr ging, nicht gleich den Kopf verlor, sondern mit großer Geistesgegenwart sofort sich zu helfen wußte. Ich muß sagen, ich könnte den flinken, schnellentschlossenen Burschen nicht strafen, im Gegen-

teil, mir hat das von ihm gefallen. Aus dem wird einmal ein richtiger Kerl!"

„Ein Lump wird daraus!" rief Matthias in seinem maßlosen Ärger.

Das war nun auch dem Vater zu viel. „Schweig, Mathias! Das ist keine Red' mehr. Ich werd' den Buben mit Gottes Hilf' schon soweit zwingen, daß der kein Lump wird. Matthias, das war doch ein zu arges Wort. Solch Red' verbiet ich mir ein für allemal. Ich kann meine Kinder schon selbst erziehen, ich brauch dich nicht dazu."

„Dann kann ich ja gehen?"

„Tu's um des häuslichen Friedens willen! Es hält dich niemand auf!"

Und der verdrossene Mensch riß die Türe weit auf und ließ sie mit wuchtigem Schlage hinter sich wieder zufallen. Es war, als habe sich mit ihm ein böses Gewitter verzogen. Mutter und Kind atmeten erleichtert auf. Lange hörte man nichts als das Tiktak der großen Schwarzwälder Kuckucksuhr.

Endlich nahm der Erzgießer das Wort: „Du hast recht gehabt, Schwager, daß du ihm einmal gekommen bist. Es tut nicht gut, wenn zu viele in die Kindererziehung hineinreden und besonders solche wie der Matthias. Da Ferdinandl komm vor! Kopf in die Höh! Nicht mehr geflennt! Willst ein braver Mann werden?"

„Ganz gewiß, Herr Onkel!" Ferdinand nickte mit dem Kopf; sein Versprechen war ihm heiligster Ernst.

„Wie wär's, wenn ich dich einmal mit nach München nähme? Ging'st du mit? Für ganz aber?"

Diesmal kam das „Ja" schon etwas zaghafter über Ferdinands Lippen, ja, wenn die Mutter mitginge! Dann freilich, — lieber heut als morgen.

„Und nun spring' zum Nachbar Süß hinüber. Der wartet schon mit dem Bräundl, — darfst auf das Feld hinausreiten."

Stiglmaier hatte aber noch eine ernste Unterredung mit Schwester und Schwager, als Ferdinand schon hoch zu Roß saß.

„Ich habe," begann er, „schon mit dem Herrn Pfarrer und mit dem Herrn Lehrer Wermuth geredet wegen eures Ferdinandls. Sie haben ihn alle zwei nur gelobt; er ist ein fleißiger und guter Schüler, der Hirn und Herz am rechten Fleck hat, flink und verlässig, wenn man ihm was anschafft und gar nicht ungeschickt. Also ist gar keine Gefahr mit ihm."

„Ja," sagte die Mutter, „alles hat ihn gern, nur der Matthias kann ihn nicht leiden, — Gott weiß warum."

Ferdinand Miller als Bub.

„Laßt euch sagen!" setzte Stiglmaier fort, „Ihr habt Arbeit genug mit den andern Kindern. Laßt mir den Buben, ich nehm' ihn gern mit!"

„Gott vergelt's dir, Bruder, daß du so freundlich bist mit dem Buben. Es mögen und verstehen heutzutag so wenig mehr die Kinder, da tut einem jedes gute Wort wohl. Aber —" ihre Stimme stockte, „mit dem Mitnehmen von dem Buben — nun wir wollen's uns doch noch erst überlegen —, nicht, als ob wir ihn dir nicht anvertrauen möchten, aber weißt, es ist halt doch unser Bub und 's Fortgehn kommt halt schon ein bißchen

früh und schnell daher —." Und wieder lief der guten Frau Juliana eine Träne über die Wangen. Keine Mutter gibt gleich auf das erstemal ihr Kind weg.

Aber die Scheidestunde rückte doch immer näher, unaufhaltsam, unerbittlich. Am ersten Mai war wieder ein Schuljahr vorbei und dann sollte der Ferdinand nach München zum Herrn Onkel Baptist Stiglmaier kommen, zum Inspektor und Leiter der Königlichen Erzgießerei. Zuerst sollte Ferdinand noch die Münchener Volksschule besuchen und dann allmählich sich für die Kunstgießerei ausbilden, um seinem Onkel ein Gehilfe und eine Stütze zu werden, doch bis dahin hatte es noch gute Wege, Ferdinand stand ja erst im zehnten Lebensjahre.

Mit ganz besonderem Eifer verrichtete er noch in der Kar- und Osterwoche seinen Dienst als Chorsänger und Ministrant, half die Kugeln zum heiligen Grabe füllen, saß hoch und schwindelfrei außen am Fenster des Kirchturms und schwang die Karfreitagklapper, daß man es durchs ganze Tal hörte — natürlich mußte gerade Onkel Matthias unten vorbeigehen; er bekam vor Schrecken, wie man sagt, eine Gänsehaut, aber zum Vater kam er nicht wieder, mochte aus seinem ungeratenen Sohn werden, was daraus werden wolle. Hell und jubelnd klang Ferdinands frische, klare Knabenstimme beim Halleluja der Auferstehung und am Hauptfesttag ging es hinauf mit der ganzen Schuljugend auf den Hügel hinter der Fürstenfelder Klosterkirche zum Eierkugeln, nannte man ihn doch den Osterberg. Ja, da war fröhliches Ostern zu feiern auf dem traulichen Hügel, auf welchem zwischen dem dunklen Tannenschlag das junge goldene Buchenlaub als erster Frühlingsgruß aufleuchtete. So viele Eier hatte Ferdinand noch nie beim Eierkugeln und Spicken gewonnen, als ihm dieses Mal zufielen; mancher gute Schulkamerad ließ ihn heute absichtlich gewinnen, war es ja doch das letztemal, wo sie miteinander spielen konnten. Von seinem Überfluß trug er aber einen guten Teil hinab in das Invalidenhaus zum Heigmooser, seinem blinden Freund. Zum letztenmal mußte ihm dieser von dem russischen Feldzug erzählen, zum letztenmale führte er ihn hinaus in den Wald, mit

tiefen Atemzügen sog der Blinde den Duft der ersten Frühlingsblüten ein und er lauschte auf den leise über die Baumwipfel streichenden Wind.

„Horch, Bub! Horch!“

Schon wollte Ferdinand hellaufjubeln, da mahnte ihn aber der Blinde zur Ruhe: „Pst! Pst!“ Von der Biburger Höhe klang es leise: „Kuckuck, Kuckuck!“

„Gib Acht, Bub! Wir wollen uns etwas wünschen, vielleicht geht's dann in Erfüllung.“

Beide sannen nach und lauter tönte der Kuckucksruf. Nach einer Weile frug der Invalide den Knaben:

„Was hast du dir gewünscht?“

„Daß du wieder sehend wirst!“

Dem Invaliden kam eine Träne in die erloschenen Augen. „O du guter Bub! Nicht einmal heute denkst du an dich selbst, nur an mich, aber das ist nur Aberglaube. Der Kuckuck kann dir nichts helfen und mir erst recht nicht. Komm wir wollen zum Engelsberg hinüber gehen zum Kreuz und Muttergottesbild, da wollen wir beten. Das hilft und stärkt allein in jeder Not.“

Und sie gingen hinüber und beteten dort lange miteinander.

Aber es galt noch gar manchen andern Abschied nehmen, beim Herrn Pfarrer, beim Herrn Lehrer Wermuth, beim Herrn Paten Mall, beim Großvater und beim Herrn Vetter Perzl. Ferdinand mußte auch noch zum Onkel Matthias gehen, so verlangte es die Mutter, er sollte mit keiner Feindschaft von der Heimat scheiden. Und so klopfte er an seiner Haustüre in der Schöngeisingerstraße an und sein Herz pochte fast gerade so laut mit. Ein gutes freundliches Wort oder nur ein Händedruck und der harmlose Knabe hätte alle Unbill vergessen, aber der verbitterte Mann fand es nicht.

„So hat dein grober Vater eingesehen, wie unrecht er mich behandelt hat?“

Der Bub wußte auf solch unwirsche Rede keine Antwort, aber heiße Röte stieg ihm ins Gesicht. Höhnisch fuhr Onkel Matthias fort:

„Nun, willst du etwa gar zornig werden? Geh nur zu nach München und nimm deinen Freund, den Kronprinzen, beim Portepee und verklag mich!“ Dann brach er in ein höhnisches Gelächter aus und meinte, er hätte noch einen guten Witz gemacht. Ferdinand brachte nur schwer noch ein kurzes: „Ade!“ über die Lippen, dann eilte er fort. Der Groll aber blieb in beiden Herzen und glomm weiter — und wäre es doch so leicht gewesen, ihn zu stillen.

Dann kam der letzte Abend im Elternhause. Die Mutter kochte noch einmal eine Leberspätzleinsuppe; die mochte er gar so gerne, und die Frau Pate Mall brachte ein paar Krapfen, aber beides wollte heute nicht recht munden. Dann bat Ferdinand die Mutter noch einmal, die Krippe aufstellen zu dürfen, von jeder Figur nahm er eigens Abschied und noch einmal streichelte er jedes Lämmlein. Dann ging er mit der Mutter zur Maiandacht und er sang das Lied: „Ein Bild ist mir ins Herz gegraben!“ und die Leute lauschten, wie er es so rührend sang und manche weinten. Darnach mußte er viele Hände drücken, aber dann ging's schnell nach Haus. Er sollte bald ins Bett, denn morgen mußte er früh aufstehen zur Abreise. Die Mutter ging mit in sein Schlafkämmerlein unterm Hausdach und bei jedem Stück, dessen sie ihn entkleidete, sagte sie ihm, wie und wo er es allabendlich für den andern Tag zurechtlegen solle. Dann bettete sie ihn sanft in seine Kissen, sprach das Abendgebet mit ihm und wischte ihm sanft die Zähren aus den Augen, aber sie kamen doch immer wieder. Stille war's im Stüblein, der Maienmond schaute beim Dachfenster herein. Auf einmal schlang der Bub seine Arme um den Hals der Mutter. „Mutter sing mir noch das Lied von den Englein!“ Und sie sang es, obwohl ihr jeden Augenblick die Stimme brechen wollte:

„Wer putzet dort oben die Lichtlein?
Die putzen die lieben Englein!
Die Fünklein fallen so schnell,
Die Lichtlein brennen so hell.

Ich lege mich still in das Bettlein;
Mir leuchten die goldnen Sternlein.
Ich schlummre sanft in der Nacht,
Von treuen Englein bewacht.

Und fällt mir dann auch in mein Stüblein,
Ein glühendes Sternenfünklein,
Es wird kein Flämmlein daraus,
Denn Englein schützen das Haus."

Und als die Mutter das Lied fertig gesungen hatte, immer leiser und immer stockender, da war der Bub sanft in ihren Armen eingeschlummert, sein Haupt lag auf ihrer Brust und das Brusttuch war naß von seinen Tränen. Sie wollte ihn zurück in die Kissen legen, aber noch im Schlafe klammerte er sich fester an sie und so ließ sie ihn ruhen und schlummern, wo er ruhte, das letztemal in seinem Leben am Herzen der Mutter. Und dort ruhte er, bis der Mond untergegangen war und der neue Maientag freundlich seinen ersten Schimmer ins Dachstüblein warf.

V.

Lernjahre.

Stille war es noch auf allen Gassen; amperabwärts zeigte sich ein leichtes Morgengrauen, sonst war es noch Nacht, friedliche, sternschimmernde Nacht. Da schritt in weitem, schwarzem Mantel eine Hellebarde in der Hand ein Mann über den Marktplatz von Fürstenfeldbruck herab; es war der Nachtwächter, der die Stunde ausrief:

„Hört ihr Leute und laßt euch sag'n:
Die Glocke hat schon drei Uhr g'schlag'n.
Die Nacht geht z' End, schon kräht der Hahn,
Mit Gott fangt bald das Tagwerk an!

Hat drei Uhr g'schlag'n!
Hat drei Uhr g'schlag'n!"

Dann tutete er in sein Horn und ging wieder weiter. Aber mit der Nachtruhe war's jetzt vorbei. Beim Münchener Boten scharrten und stampften im Stalle die Pferde, die Fuhrknechte öffneten das Haustor, schwere Brückenwagen wurden herausgezogen, Kisten und Säcke aufgeladen, — Ferdinandl, jetzt wird's ernst. Der Münchener Bote nimmt dich mit; da gibt's kein Pardon.

Meister Miller stund auf und ging in Ferdinands Stübchen, die Mutter hatte ihn noch immer in den Armen.

„Aber Mutter, bist du die ganze Nacht in kein Bett gekommen?" frug der Vater.

Leise sagte sie: „Es war seine letzte Nacht daheim." Mutterliebe klagt und schmäht nicht, sie denkt nur an das Kind.

„Mutter, es ist Zeit!"

„Ein Viertelstündlein laß ihn noch!"

Noch zweimal mußte der Vater kommen, bis die Mutter es über sich brachte, den Buben zu wecken, aber in Gottes Namen, einmal mußte es sein. Es war aber gut so, dauerte doch der Abschied nicht mehr gar zu lange; der Bote klopfte schon an die Ladentüre.

„Schleunt euch! Es ist Zeit!"

Rasch noch ein Vaterunser vor dem altersschwarzen Kruzifix, dann hinaus in den windfrischen Morgen ohne Zagen, hinaus in den erwachenden Maientag, hinaus in Lenz und Leben!

Drei kräftige Peitschenschläge verkündeten, daß die Reise begann. Dröhnend fuhr der schwere Botenwagen vor das Millerhaus. Ferdinand stieg ein. Ein voller Hafersack war sein Sitz. Die Mutter, die ihn noch bis zum Münchner Berg begleiten wollte, nahm an seiner Seite Platz. Ein Händedruck des Vaters und der Wagen fuhr weiter. Über den Feldern lag wie ein dampfender See der Grasnebel. Wie ein Feuerball stieg die Sonne herauf, es war morgens vier Uhr. Von der Fürstenfelder Kirche klang das Ave-Marialäuten herüber. Die Mutter faltete Ferdinands Hände in den ihren, und der Fuhrmann — es war der Bote selbst — zog seine Zipfelmütze und betete mit. Langsam ging es den Münchner Berg hinan und dennoch der

Mutter viel zu schnell. Jetzt kamen sie an „die Absätz'", wo die Pferde zum Verschnaufen hielten. Die Mutter stieg aus.

„Bub, sei fein brav!" Mehr konnte sie nicht sagen. Der Wagen fuhr wieder an. Ferdinand schaute zurück, bis die Straße in den Wald einbog. Die Mutter stand noch immer am gleichen Platz und winkte mit ihrem Tüchlein.

Und weiter ging's, unerbittlich weiter. „Da schau! Da mußt du hin." Der Bote deutete gegen Sonnenaufgang hin. In weiter Ferne, sich scharf von der Morgensonne abhebend, sah man eine mächtige Kirche mit zwei Kuppeltürmen. Es war die Frauenkirche von München.

„O, da sind wir bald dort," meinte Ferdinand.

„Nur Zeit lassen," sagte der Bote, „das geht nicht so schnell. Und wenn wir hinkommen, mußt du die Kette abbeißen, sonst darfst du nicht hinein."

Das war damals ein gebräuchlicher Scherz, mit dem man die Kinder erschreckte. Ferdinand bekam heillose Angst, aber sie hatte das eine Gute, daß er darüber das Heimweh vergaß.

Es war eine lange Fahrt durch einsame Moorgründe und einsame Föhrenbestände. Keine Bahn durchkreuzte die weite Ebene. Kein Luftschiff und kein Zweidecker flog darüber hin, wie jetzt dies so oft geschieht. Langsam und bedächtig zogen die schweren Pferde ihre Last. In Germering wurde Vormittag und in Pasing, das nur ein kleines Dörflein war, Mittag gemacht. Überall gab es abzuliefern und neu aufzulegen. Es wurde nachmittags drei Uhr, bis sie zum „großen Wirt" in Laim kamen. Groß war die Freude Ferdinands, als ihn dort Onkel Baptist Stiglmaier begrüßte, noch größer aber, als er von ihm erfuhr, daß er die gefürchtete Kette gar nicht abzubeißen brauche und mit dem Onkel gleich, ohne die Stadt betreten zu müssen, zu der Erzgießerei gehen durfte.

Der Weg führte durch einen schönen wohlgepflegten Wald, in dem sich Hirsche und Rehe tummelten, und an einem schönen Schloß vorüber. Es war Nymphenburg, der Lieblingsaufenthaltsort Max Josephs, des Königs von Bayern.

Nach einer halben Stunde kamen sie an die Behausung Stiglmaiers. Mit väterlicher Liebe wurde er in seiner neuen Heimat aufgenommen.

Schon andern Tages mußte Ferdinand in die Schule. Die Stadtbuben lachten alle, als sie den Knaben vom Land in seinem langschößigen Rock daherkommen sahen. Doch schon nach wenigen Wochen verging ihnen der Spott, als sie merkten, wie gut nicht nur der neue Mitschüler seine Aufgaben lernte und löste, sondern auch wie tapfer und lustig er sich an den Spielen beteiligte, die sie aufführten, und an den Kämpfen, die sie gegen die Franzosen — das waren die Neuhauser Buben — ausfochten. Alle hatten den frischen Jungen gerne.

Am meisten schätzten ihn aber seine eigenen Lehrer, Liebl und Holzapfel an der höheren Bürgerschule zunächst der Kreuzkirche. Mit wahrhaft väterlicher Liebe nahmen sie sich um den Knaben an, er selbst aber bewahrte ihnen zeitlebens das dankbarste Andenken. Gerne hätte er noch manches Jahr seinem Lieblingslehrer Holzapfel gelauscht, aber es war der Wille seines Onkels, daß er nicht nur geistige Fortschritte mache, sondern auch im Handwerk gewandt und erfahren werde. Dazu bot sich, für die Wünsche Ferdinands zu bald schon, Gelegenheit. In der Goldschmiedewerkstätte des Nachbars Streißl wurde ein Lehrling gesucht und Streißl meinte, dazu wäre der Ferdinand gerade recht. Stiglmaier, der selbst bei Streißl die Goldschmiedekunst zu lernen begonnen hatte, sah sich ihm zur Dankbarkeit verpflichtet und wollte darum dessen Bitte nicht abschlagen. So wurde jäh die Schulzeit beendet und eine schwere Lehrlingszeit begann. Diese hat Ferdinand später selbst eigenhändig so schön niedergeschrieben, daß seine Worte durch keine fremden ersetzt werden können und sollen. Miller schreibt darüber:

„Das war für mich ein schwerer Abschied von dem geliebten Lehrer, und die Sehnsucht nach der Schule wurde um so größer, als mir die neue geistlose Tätigkeit: Löffel schleifen, Halsketten aussieden, mit der Drahtbürste den langen Tag Silber abkratzen oder, wenn es weit kam, eine Nadel für die Riegelhauben oder

eine formlose Eichel an den Ridikül, nach keiner Weise eine Beschäftigung war, die mir zusagte. Ein grober Lümmel von einem Hausknecht war mein Umgang, ein bissiger, böser Tyrann mein Lehrmeister, eine kalte Kammer im fünften Stock, wo mir die dünne Wolldecke am Morgen an den Mund gefroren war, meine Wohnung, eine alte, 70jährige ehemalige Krautfrau, die Frau Naßlin, die neben meiner Kammer immer eine warme Stube hatte, meine Vertraute und einzige Freundin.

Ich fühlte mich so unglücklich, und eine Wehmut, von der ich bisher nie eine Ahnung hatte, bedrückte meine Seele; als mir eines Tages mein Lehrmeister den unberechtigten Vorwurf machte, ich hätte gelogen, lief ich davon.

Nun kamen für mich noch schlimmere Tage. Ich nahm meine Zuflucht wieder dahin, wo ich bisher gewesen, zu dem Bruder meiner Mutter. Mein sonst so gütiger Onkel nahm mich kalt und ungnädig auf, schickte mich in die Erzgießerei, wo ich die niedrigsten Arbeiten verrichten mußte, gar nichts lernte und für einen verkommenen Taugenichts gehalten und auch so behandelt wurde.

In dieser traurigen Zeit war es wieder meine liebe, gute Mutter, die mir als rettender Engel beistand. Sie suchte und fand für mich einen andern Lehrmeister in der Person des Goldschmiedes und Silberarbeiters Bartholomä Mayerhofer, der seine Werkstatt am Frauenplatz und dem Viereckgäßchen an der Stelle erbaute, wo nicht lange vorher das Glaserhaus eingefallen war, in welchem der nachmals berühmte Optiker Fraunhofer als Glaserlehrling verschüttet wurde.

Mein neuer Meister war ein braver, wohlwollender, ernster Mann, seine Frau eine tüchtige, gescheite, aber strenge Hausfrau. In dem Hause herrschte eine große Ordnung und echt altbürgerliche Einrichtung. Alles war nach Minuten eingeteilt. Früh 6 Uhr, im Winter um 7 Uhr, ging Mayerhofer spazieren, um $^1/_2$8 Uhr beide in eine heilige Messe, um 8 Uhr wurde das Verkaufsgewölbe geöffnet. Dieser ehrwürdigen, im Geschäfte immer tätigen Frau habe ich viel zu danken. Sie machte mich auf

alle meine Fehler aufmerksam und lehrte mich den Umgang mit fremden Leuten. Ich durfte bei hohen und höchsten Herrschaften Silberwaren zum Verkauf anbieten und verkaufen. Die Kost war zwar sehr einfach, aber mittags immer gut und reichlich. Mein Lehrmeister vertraute mir eine Menge Arbeiten an, die mir neu waren und Freude machten. Wenn man ihn nicht gleich verstand oder etwas verdorben hatte, so sagte er gewöhnlich, aber im strengen Ton: „Gelt, du bist halt noch ein ungeschickter Bub."

Wäre nicht sein Stiefsohn Joseph Westermayr gewesen, ein eingebildeter, verzogener Mensch, der seine Freude daran hatte, dem Lehrling zu zeigen, wie tief in damaliger Zeit ein Lehrbub stand und was man ihm alles antun konnte, so wäre ich damals unendlich glücklich gewesen und hätte gerne vergessen, daß sich meine Mutter, weil sie kein Lehrgeld bezahlen konnte, verpflichten mußte, mich sechs Jahre lang in der Lehre zu lassen. Wäre mein Meister nicht so gütig gewesen, mir als Weilarbeit, das ist Nachtarbeit, Löffel machen zu lassen, die mir bezahlt wurden, so hätte ich meinem Vater bis zum 19. Jahre zur Last fallen müssen.

Mayerhofer war auch im Münchner Magistrat und wurde einstmals kommandiert, der Preisverteilung der Feiertagsschule beizuwohnen. Er liebte diese Anstalt nicht besonders und ließ daher keinen Lehrling in diese Schule, konnte es aber doch nicht verwinden, mir zu sagen, als er an jenem Sonntagnachmittag heimkam: „Heut hättest du im Rathaus sein sollen, da haben lauter Lehrbuben die schönsten Preise bis zu 150 Gulden erhalten." Ich faßte den Mut, ihm zu antworten: „Wenn Sie mich in die Feiertagsschule gehen ließen, so wäre ich auch unter den Preisträgern." — Er lächelte und sagte: „Nun, das können wir ja probieren."

Als ich beim Beginne des Schuljahres bat, ob ich mich in die Feiertagsschule einschreiben lassen dürfe, machte er zwar ein saures Gesicht, erinnerte sich aber doch an sein gegebenes Wort. — Ich hatte eine große Freude, als ich nach zweijähriger Pause wieder in die geliebten Räume der höheren Bürgerschule eintrat.

Ein braver Lehrer, namens Stengel, erinnerte mich wieder an die früher erlernten, aber fast vergessenen Kenntnisse. In der höheren Klasse des nächsten Jahres hatte ich an dem Lehrer Widdel einen wahren väterlichen Freund. Er war ein ausgezeichneter Mathematiker, und da die meisten Buben keine große Aufmerksamkeit für diesen seinen Lieblingsunterricht hatten, so beschäftigte er sich viel mit mir allein. Ihm danke ich die Grundlage zu meinem späteren Selbstunterricht, auf den allein ich angewiesen war.

Nun kam die bewegte Zeit der nahenden Preisverteilung. Der Stifter dieser Preise hatte nicht nur bedungen, daß die Lehrer die Preisträger bestimmen, sondern sämtliche Schüler mußten erklären, welchen sie für den Würdigsten hielten. — Da saß im Zimmer des Inspektors in gestickter Uniform Herr Schulrat Weichselbaumer, an seiner Seite sämtliche Lehrer; ein Schüler nach dem andern wurde hereingerufen, und der Herr Schulrat stellte in ernstem Tone die Frage: „Welchen deiner Mitschüler hältst du für den Würdigsten?"

Daß ich von den Lehrern für den ersten Preis bestimmt war, das wußte ich wohl, aber recht bange Tage schlichen dahin, bis ich das Resultat der Wahl meiner Mitschüler erfuhr. Mit allen Stimmen gegen zwei wurde ich gewählt, und schon am Sonntag darauf war die Preisverteilung. Niemand wußte davon. Nur meine gute Mutter hatte ich gebeten, nach München zu kommen. Welch ein Hochgefühl für mich, als ich meinen Onkel und Firmpaten und meinen Lehrmeister Mayrhofer am Tische des Magistrats sitzen sah, mein Name als erster Preisträger verkündet und unter dem Schalle von Trompeten und Pauken mir ein in roter Seide liegender Kapitalbrief auf 150 Gulden überreicht wurde. Als ich heimkam, war mein guter Mayerhofer noch so erfreut, daß er mir ein ganzes Jahr meiner Lehrzeit schenkte. Auch mein Onkel wurde wieder der alte und nahm mich mit Liebe auf; zwar gefiel mir sein Vorschlag, als Ziseleur in die Erzgießerei einzutreten, nicht sehr, die trüben Erinnerungen waren noch zu lebhaft, und ich hatte die Goldschmiedekunst zu

lieb gewonnen, aber das Versprechen, die Akademie der bildenden Künste besuchen zu dürfen, hob mich über alle Bedenken hinweg. Und so war dieser Preis die Veranlassung, daß ich wieder in die Erzgießerei zurückkam, in der ich mein Lebensglück begründete."

VI.

Der erste Erzguß.

Als in Ferdinands Heimat bekannt wurde, daß er in München eine solch ehrenvolle Auszeichnung erhalten hatte, da freute sich der ganze Ort und war stolz auf seinen Sohn.

Ehe aber Ferdinand zu seinem Onkel in die Erzgießerei zurückkehrte, mußte er noch seine ausgemachte Lehrzeit, die trotz dem geschenkten Jahr immer noch bis zu seinem 19. Lebensjahre dauerte, vollenden. Er mußte nach Bürgerbrauch ein Meisterstück machen und dann wurde er erst frei; seine feierliche Freisprechung erfolgte am 16. Juni 1832. Er blieb aber seinem Lehrmeister in Dankbarkeit verbunden, als er als Ziseleur in der Erzgießerei die Arbeit angetreten hatte. Gar manche Freistunde brachte er auch jetzt noch bei Meister Mayerhofer zu und es kam ihm nicht darauf an, in alter Weise auch manchmal zu den Werkzeugen zu greifen. Mayerhofer hätte ihn am liebsten ganz behalten.

Besonders gerne plauderte der Goldschmied von Fraunhofer. „An der Stelle, wo wir jetzt sitzen," so begann er, „hatte auch der Hofspiegelmacher und Glasschleifer Weichselberger seine Werkstätte und, wie du klein angefangen hast, gerade so saß da der Fraunhofer, der als armer Glasersson von Straubing heraufgekommen war. Schon als Bub brachte er heraus, daß das Glas ein anderes Bild durchschauen läßt, wenn man es in der Mitte dicker oder dünner schleift, entweder größer oder kleiner, und daß die Sonne farbige Striche an die Wand malt, wenn man sie durch ein dreieckiges Glas scheinen läßt. Stundenlange machte er solch Versuche, aber sie hätten beinahe bald ein frühzeitiges Ende genommen. Eines Tags, es war am 21. Juni 1801, da kam in dem Hause ein Brand aus. Der Fraunhofer

Sepperl war gerade auswärts, wie er aber heimkam, stand das Haus schon in hellen Flammen. „Meine Gläser, meine Gläser!“ schrie er hell auf und ehe man ihn halten konnte, stürmte er schon ins Haus, und noch ein Augenblick, ein furchtbares Krachen und ein noch furchtbareres Zusammenschreien aller Leute; da war das Haus zusammengestürzt und der unglückselige Bub lag in den Trümmern begraben. Kein Mensch wußte Hilfe, alles rang die Hände, aber niemand griff zu. Auf einmal ging das Rufen wieder los: „Der König kommt!“ Wirklich war's so. Der hat sich nicht lang besonnen, hat gleich selbst mit eigener Hand zugegriffen und um Militär fortgeschickt. Da ging freilich was vorwärts, aber es dauerte doch immer noch fast eine Stunde, bis sie ihn herausbrachten, unverletzt aber bewußtlos, in der Hand hielt er krampfhaft seine geschliffenen Gläser. „Der arme Bub, er ist ein Waisenkind und hat keinen Vater mehr,“ jammerten die Leute. Als dies Max Joseph hörte, sagte er: „Ich will sein Vater sein!“ Und was Vater Max versprach, das hat er immer gehalten, er hat sich um den Buben angenommen, ihn ausbilden lassen und ihm eine Glasschleifmaschine gekauft und aus dem schlichten Glaserlehrling ist ein weltberühmter Mann geworden. Ferdinand“, schloß Mayerhofer seine Erzählung, die er oft wiederholte, „mach's ihm nach! Du hast das Zeug dazu!“

Leider sollte Miller als Lehrling seinen Vorfahren an dieser Stätte nicht mehr von Angesicht zu Angesicht sehen. Frauenhofer war — viel zu früh — schon im Jahre 1826, also im Jahre, da Ferdinand nach München kam, gestorben. Aber seinen eifrigsten Förderer und Mitarbeiter lernte er kennen, den Besitzer des optischen Institutes, zu dessen Direktor Fraunhofer aufgestellt worden war, den ehemaligen Bürgermeister von München, Geheimrat Joseph von Utzschneider. Als Ehrengast hatte dieser bei der Preisverteilung an der Fortbildungsschule den preisgekrönten wackeren Schüler vom Land kennen und um so mehr schätzen gelernt, als er doch selbst als einfaches Bauernbüblein von Rieden am Staffelsee seinen Lebenslauf begonnen hatte. Noch jetzt als freiwilliger Leiter der gewerblichen und poly-

technischen Hochschule beschäftigte er sich viel mit physikalischen Instrumenten und Erfindungen und brachte gar manche davon zu Meister Mayerhofer, den ihm Fraunhofer seiner Zeit empfohlen hatte, um Schrauben einsetzen oder Mechaniken reparieren zu lassen, und da kam es vor, daß Miller mit seinem raschen Blick oft zuerst herausbrachte, wo es fehlte und was zu machen war. Utzschneider gewann ihn immer lieber und er nahm ihn mit, um ihm die Fernrohre und Mikroskope Fraunhofers zu zeigen und dessen Prismen, mit denen man die Sonnenstrahlen in ihre Farben zerlegen konnte, und seine astronomischen Meßinstrumente, die den Wandel der Gestirne ausmaßen. Da erfuhr der lernbegierige junge Mann, der junge Erzgießer und Ziseleur, daß es nicht nur eine Ewigkeit der Zeit gibt, sondern auch des Raumes, eine Unendlichkeit nicht nur im Sternenmeer des Weltenraums, sondern auch in der Lebewelt des Wassertropfens und der Eiweißzelle. Utzschneider lud ihn ein, an den Vorlesungen der polytechnischen Schule und ihren Übungen teilzunehmen und so lernte Ferdinand die Wirkungen der Naturkräfte kennen, abzumessen und zu verwerten. Noch hatte Miller keine Stephenson'sche Lokomotive gesehen, aber schon beschäftigte man sich mit dem Gedanken, von Nürnberg nach Fürth die erste Bahn zu bauen. Noch war die Elektrizität die geheimnisvollste und wenigst ausgenützte Naturkraft, aber schon war Steinheil daran, sie für die Fernschreibung, als Telegraphie auszunützen; es begann in den technischen Wissenschaften eine neue große Zeit, und der neue, für alles Schöne und Große begeisterte König Ludwig I., der nach dem jähen Tode seines geliebten Vaters 1825 auf den Thron gekommen war, begrüßte mit Freude und edelster Schaffenslust diese neue Zeit.

Aber auch die Kunst blühte unter ihm auf, mehr denn je. Nicht umsonst hatte Ludwig I. von der Akropolis herniedergeschaut auf die ehemalige erste Kunststätte der Welt, auf Athen, nicht umsonst Monate in der Hauptstadt der größten zwei Kunstzeitalter der Welt, in Rom gelebt, nicht umsonst von den Höhen Fiesoles auf die Geburtsstadt eines Michael Angelos, auf Florenz herüber-

geblickt; er hatte auch all das Gesehene und mit voller Begeisterungsglut in sich aufgenommen und es sollte in seinem Heimatland neues Leben gewinnen, es sollte neu erstehen in unvergänglichem Glanze und unsterblicher Schönheit, ihm und dem Bayernlande zum Ruhm und zur höchsten Ehre. Und er faßte den Plan, auf die Höhe von Donaustauf eine zweite Akropolis, die Walhalla, ein neues klassisches Forum im Königsplatz zu München, ein neues Florenz in der Ludwigstraße dortselbst

Die königliche Erzgießerei in München. Das kleine Gießhaus.

zu schaffen, darüber vergaß er nicht die Schönheit und Poesie der deutschen Baukunst; romanische und gotische Dome sollten in Speyer, Bamberg und Cöln davon Zeugnis ablegen. München sollte eine Stadt werden, daß keiner sagen könnte, er habe Deutschland gesehen, wenn er nicht München gesehen. Es war die Zeit gekommen für Maler wie Cornelius und Kaulbach, Baumeister wie Klenze und Gärtner, Bildhauer wie Thorwaldsen und Schwanthaler, es war die Zeit gekommen für die beiden Wiedererneuerer der deutschen Erzgießerei Stiglmaier und seinen Neffen Ferdinand Miller.

Wie jubelte Ferdinand auf, wenn er in der Akademie zu Füßen der ersten Künstler Deutschlands saß, mit welcher Freude tat er seine schlichte aber schöne Arbeit des Ziselierens, galt es doch an die aus dem Rohguß mit Nähten und manchen Rauheiten hervorgegangenen Kunstwerke der Erzbildnerei die letzte glättende und korrigierende Hand anzulegen und standen ihm ja doch Männer zur Seite, die später selbst, wie er, Weltruf erwarben, so Menke, der spätere berühmte Berliner Akademieprofessor, und Fernkorn, der spätere Wiener Erzgießer. Es war immer Leben in der Erzgießerei, ja es wäre so schön gewesen, wenn nicht Onkel Baptist, der Erzgießer, seinen Bruder Matthias nach München gerufen hätte als Hausverwalter und zur Aufsicht für die Arbeiter. Matthias war sich gleich geblieben und niemand konnte ihm etwas recht tun, am allerwenigsten Ferdinand. Niemals kam ein Lob über die Lippen des Matthias, und hätte es doch dem aufstrebenden Künstler so wohl getan, aber wenn einmal etwas mißlang, war Matthias der erste, der es ihm vorwarf und zu ihm sagte: „Da siehst du, wie wenig du erst kannst, und bildest dir immer ein, du verstündest alles."

Freilich gab es noch viel zu lernen und es ging anfangs nicht ohne Opfer und schwere Enttäuschungen ab, so sehr auch Onkel und Neffe in Treue und Unverdrossenheit zusammenarbeiteten. Die Gußweise, wie sie Johann Baptist Stiglmaier in Neapel kennen gelernt hatte, war nicht so leicht unter den ganz anders gelagerten Verhältnissen in München anzuwenden. Das Klima, drückende Luft, das weniger brauchbare Erdmaterial und noch mancher andere Umstand wirkten zusammen, daß nicht jedesmal dem besten Wollen ein ebensolches Gelingen folgte. Schon gleich der erste größere Guß, der der Statue des verstorbenen König Max Joseph, brachte eine schwere Katastrophe mit sich, und Ferdinand schrieb darüber an seine Mutter mit tiefer Betrübnis einen ausführlichen Brief:

Teuerste Mutter!

Mit schwerem Herzen muß ich Ihnen die traurige Nachricht schreiben, daß unser großer Guß gänzlich mißlungen ist. Ja, das war gestern ein trauriger Tag! Mittwoch nachts

um zehn Uhr wurde geheizt. Das Metall schmolz so herrlich, daß es am nächsten Tage um $^1/_2$11 Uhr schon im Fluß war. Voll Freude wurde alles zum Gusse hergerichtet, der Kanal ausgeräumt und um ein Uhr der Zapfen ausgestoßen. Sie können sich unsere bange Erwartung denken. Das Metall strömte so schön heraus, daß mir das Herz vor Freude schlug, erst gar als das Metall schon bei einem Loche der Luftröhre herauskam. Alles wollte frohlocken und einige wünschten dem Herrn Onkel schon Glück — aber auf einmal sank das Metall; es konnte nicht mehr genug aus dem Ofen nachströmen; die Form verschlang alles; niemand konnte begreifen, wohin all das Metall gekommen. Da allmählich fing es an unter der Erde zu brausen — immer stärker und stärker wurde das Getöse, bis der Boden wie bei einem Erdbeben unter uns erzitterte. Wir standen in der Grube bei 20 bis 30 Mann, alle in der freudigen Hoffnung, daß jeden Augenblick das Metall nun kommen müsse. Aber plötzlich gab es einen furchtbaren Knall. Aus dem Boden brach eine Feuersäule, die hinaufschoß bis unter dem Dachstuhl — 50 Fuß, wenn nicht höher. Als ein glühender Metallregen kam es zurück, herunter auf die Menge. Alles, was Füße hatte, flüchtete sich. Ein Teil eilte zur Feuerspritze, welche in Bereitschaft stand, denn wir glaubten, der ganze Dachstuhl müsse schon in Flammen stehen. Zu sehen war nichts vor Rauch und einem wahren Aschenregen, der uns umgab. Mit Wasser war auch nicht ratsam zu löschen, denn wäre solches in das flüssige Metall gekommen, mußte es eine neue Explosion hervorrufen. Es blieb nur übrig, zu warten, bis die Wut des Elementes von selber sich gedämpft hatte. Ein paar Minuten dauerte das Emporschlagen der Feuersäule, die dem Krater entstieg, dann wurde von ihm nur mehr Erde ausgeworfen. Zum Glücke konnten wir kein Feuer entdecken. Ein Mann mußte unter das Dach. Er fand aber alles sicher. Um den Ofen war alles in größter Aufregung. Sie können sich keinen Begriff machen von dem

Geschrei und dem Lärm, übertönt von dem Geprassel des Metalles. Im Gießhause war der ganze Magistrat anwesend, Herr von Klenze, Herr von Leprieur,*) der Finanzminister, verschiedene hohe Herrschaften und Offiziere. Wie alle diese nun zu der schmalen Türe hinausdrängten! Niemand dachte daran, das weite Tor zu öffnen. Einer warf den andern zu Boden; Hüte, Stöcke, alles wurde im Stich gelassen. Einen Mann sah ich, der sich unter dem Löwen**) versteckte — ein anderer verkroch sich unter dem Obelisken**). Dicht am Ausgang zu Boden geworfen lag ein Baurat. Alle stiegen darüber hinweg. Ein Stück Metall fiel ihm auf die Hand und brannte ein Loch hinein, wie ein Taler groß. Nach der ersten Bestürzung galt die Sorge vor allem, ob die Leute vollständig beisammen und keinem ein Unglück passiert sei. Merkwürdigerweise war von den Arbeitern, die an der gefährlichsten Stelle in der Grube standen, kein einziger verletzt, während unter den Zuschauern nicht einer war, der nicht irgendwie einen Schaden davongetragen hätte. Dem einen waren die Kleider voll Löcher gebrannt, daß es aussah, als ob sie mit Schroten durchschossen wären. Andere hatten Brandwunden und Löcher im Gesicht; den meisten aber war der feurige Metallregen ins Genick gefallen. Drei von unseren Leuten hatten sich in der Verwirrung hinter den Schmelzofen geflüchtet — sie konnten weder vor- noch rückwärts. Hinter sich hatten sie das Feuer, vor sich die Mauer. Sie beteten in Todesangst und erwarteten jeden Augenblick, daß die Mauer über ihnen einfallen müßte. Sie können sich nach all dem die Bestürzung denken, die jeden erfaßte. Von allen war aber der Onkel am aufgeheitertsten und ruhigsten. Noch jetzt ist er so guten Mutes, daß wir ihn alle darum bewundern. Er tröstet sich damit, daß ebensogut die Gießerei jetzt nur mehr aus vier nackten Mauern bestehen könnte und freut sich, daß kein Menschenleben zugrunde gegangen. Die Form, sagte er, können Menschenhände wieder machen, —

*) Der Direktor der Kgl. Münze. **) Bruchstücke anderer Gußwerke.

das Leben aber dem Menschen, wenn es zerstört ist, nicht mehr gegeben werden.

Es zeigte sich, daß das Metall ganz unten in der Tiefe ein Loch ausgewühlt hatte und durch die anderthalb Schuh dicke Form zum Durchbruch gekommen ist. Es arbeitete sich durch die Erde und verursachte in dieser die einem Vulkan ähnliche Explosion. Noch ist die Form nicht aufgemacht; aber der Onkel gibt alle Hoffnung auf, daß irgend etwas von dem Guß zu gebrauchen sei. Sie können sich vorstellen, welche Trauer unter uns herrschte. Jeder, der nur einiges Gefühl im Herzen hat, sieht mitleidig auf den Meister, der aber, von dem man glauben sollte, daß er am meisten bestürzt sei, zeigt von allen den meisten Mut. Den Schaden schätze ich nach meiner Berechnung auf wenigstens 8—10 000 Gulden. Es ist gut, daß die Stadtvertretung selbst gesehen, was es heißt, um einen solchen Guß auszuführen.

Ferdinand.

VII.

Offene Augen.

Es war ein trübseliger, regenschwerer Sonntagnachmittag, als Ferdinand diesen Brief an seine Mutter geschrieben hatte. Danach ging er zu Meister Mayerhofer. Er wollte dort sein Herz ausschütten und ihm von dem unerwarteten Unglück erzählen, aber zu seinem nicht geringen Schrecken fand er auch dort höchste Angst und Bestürzung. Schon lange hatte Frau Mayerhofer darüber geklagt, daß ihr Augenlicht nachlasse, heute in der Frühe aber war sie aufgewacht und wie sie die Läden aufmachte, da blieb es vollständig Nacht um sie, obwohl es drüben am St. Peters-Turme schon fünf Uhr schlug und sommerlanger Tag war. Vor namenlosem Schrecken hatte sie aufgeschrien und der herbeigeeilte Meister mit ihr — — blind, blind! — Es kann ja nicht sein, die schöne, stattliche Frau blind! Nein, es kann nicht sein! Der Physikus wurde geholt, er zuckte die Achseln und meinte, da werde nicht viel zu machen sein. Ja, das war freilich ein

noch ärgeres Unglück als der mißlungene Guß. Der Meister war ganz gebrochen, aber die Frau Meisterin saß nun hochaufgerichtet in ihrem Stuhle, ihr Sonntagskleid mit dem Spitzenkrägelchen an, ihren geschäftigen Töchtern befehlend und alle aufströstend, als ob ihr nichts zugestoßen wäre; sie war stark, ungebrochen und gefaßt. Es war Gottes Wille, dagegen ließ sich nicht schmähen. Mit bewundernder Ehrfurcht reichte ihr Ferdinand die Hand, als er bald von dieser Stätte neuer schwerer Heimsuchung hinwegging.

Als er nach Hause ging, beschäftigte ihn nicht mehr der Gedanke an den mißlungenen Guß, sondern nur mehr der eine: „Könnte der armen Frau gar nicht geholfen werden? Sollte alle Hilfe vergebens sein? Sollte vielleicht ein anderer Arzt nicht am Ende doch noch Hilfe wissen? Und er trat im Vorbeigehen in die Herzogspitalkirche und betete sein Lieblingsgebet in allen Nöten, das ihm die Mutter gelehrt und für alle schweren Stunden als Trost anempfohlen hatte, das Memorare des heiligen Bernhard. Und siehe, wie er für sich so inbrünstig betete, da sah sein erst allmählich an das Dämmerlicht der Kapelle gewöhntes Auge in einem vorderen Stuhle den Herrn Geheimrat Utzschneider knien und ein Strahl der Hoffnung und Erleuchtung durchfuhr ihn: „Der und kein anderer weiß Hilfe!“ Verkehrten doch in seinem optisch-ocularistischen Institute Ärzte, die sich speziell auf die Augenheilkunde geworfen hatten, und suchten sich aus den verschiedenen Frauenhoferschen Glaslinsen passende für ihre Patienten heraus; von ihnen allein konnte, wenn überhaupt noch, Hilfe kommen. Noch auf der Straße vor dem Gnadenheiligtum der Stadt München, vor der Herzogspitalkirche, teilte Miller dem Geheimrat Utzschneider das Unglück der Frau Mayerhofer mit und schon andern Tags, als Miller sich nach Feierabend bei Meyerhofer nach dem Befinden seiner Frau erkundigte, erfuhr er, daß einer der ausgezeichnetsten Augenärzte der Stadt auf Veranlassung des Herrn Geheimrats Utzschneider die Augen der Frau untersucht und deren Zustand zwar bedenklich, aber nicht hoffnungslos gefunden habe. Die Frau hätte den „grauen Star“,

sie müßte operiert werden und könnte nie mehr mit freiem Auge sehen, aber doch noch bei richtiger Heilung mit einer eigens zu diesem Zwecke geschliffenen Starbrille. Der Augenarzt hatte die Kranke bereits in seine Augenheilanstalt bringen lassen.

Tage und Wochen vergingen in banger Erwartung, aber endlich kam doch der Tag, wo Frau Meyerhofer wieder an der Seite ihres Gatten zur Halbachtuhrmesse in die Peterskirche hinübergehen konnte. Sie kam in ihrer Mantille, die Riegelhaube im reichen Haar so gerade und ungebeugt daher wie immer, nur die schwere Brille mit ihren dicken runden Gläsern machten sie etwas älter wie sonst; die Hauptsache war, sie sah wieder. Jubel und Dank gegen Gott herrschte in der ganzen Familie, die meiste Freude aber mit ihr hatten der Geheimrat Utzschneider und Miller; ohne sie wäre wohl die Frau nicht mehr oder gewiß nicht so schnell wieder geheilt worden, denn das Spezialistentum in der Arzneikunde war damals noch nicht so allgemein eingeführt und bekannt, und gerade die Augenheilkunde war erst im Entstehen begriffen, jeder Heilungsfall noch ein gefährlicher Versuch. Darum aber wurden auch Utzschneider und Miller wie die Retter der ganzen Familie Meyerhofer verehrt. Meyerhofer selbst sagte, er würde gerne für einen armen Blinden die Heilungskosten zahlen als gutes Werk zum Dank für die Heilung und frug Miller, ob er keinen wüßte, bei dem man die Heilung von dem namenlosen Elend der Blindheit wagen könnte. Der wußte freilich einen; oft und öfter hatte er während der Krankheit der Frau Meyerhofer an ihn gedacht, ob ihm nicht am Ende doch auch noch einmal Hilfe und Licht und Sonnenschein gegeben werden könnte, seinem lieben alten Freund in der Heimat, dem Heigmooser, dem Invaliden. Sollte ihm noch einmal solches Glück erblühen, sollte Ferdinand am Ende doch am letzten Tage in der Heimat nicht umsonst gebetet haben und sollte am Ende doch noch — — der Kuckuck, der beim ersten Lenzesruf jeden Wunsch erfüllt, recht bekommen? Eines schönen Tages nahm der Münchener Bote den Heigmooser von Bruck mit nach München zum Augenarzt.

Mittlerweile nahm aber die Arbeit in der Erzgießerei ihren Fortgang. Unverdrossen nahm Meister Stiglmaier sein schweres Werk wieder auf, noch einmal unternahm er den Guß des Maximiliansdenkmals und der alte Spruch bewährte sich: „Ein gut Ding braucht Weile." Heute ziert es den Residenzplatz als eine der herrlichsten Schöpfungen der Erzplastik. Vorderhand mußte aber der Neuguß zurückgestellt werden; er kam erst 1835 zustande. Andere Aufgaben, die schon, wie aus Millers Brief an seine Mutter zu entnehmen ist, in Angriff genommen waren, harrten ihrer Erfüllung. An dem Platze, den der König nach seiner von ihm innigstgeliebten Mutter Karolinenplatz genannt hatte, sollte ein mächtiger Obelisk entstehen. Teile davon hatten beim Unglücksguß schon als Schutzwall sich bewährt. Nun sollte das ganze Werk vollendet werden. Der König hatte die türkischen Kanonen, die bei der Seeschlacht von Navarin ins Meer versenkt worden waren, wieder heben lassen; sie und in den Befreiungskriegen eroberte Geschütze bildeten die Gußspeise. Am 18. Oktober 1833, dem 20. Jahrestage der Völkerschlacht bei Leipzig und den 21. des Rückzugsbeschlusses von Polock — das war gerade auch der 20. Geburtstag Millers — sollte nach des König Ludwigs Wille der Tag der Enthüllung sein.

Am Vorabende des Enthüllungstages kam Vater Miller selbst von Fürstenfeldbruck nach München. Groß war die Freude Ferdinands, seinem Vater das erste bedeutende Werk zeigen zu können, an dessen glücklicher Vollendung er Anteil hatte. Mit Freuden vernahm der Vater von Schwager Baptist Stiglmaier, daß Ferdinand sein tüchtigster und verlässigster Mitarbeiter, in allem seine rechte Hand geworden sei, die er nimmer entbehren könnte. Vater Miller machte nicht viel Worte, aber mit befriedigtem Lächeln, aus dem Vaterliebe und Vaterglück sprachen, drückte er die Hand seines Sohnes.

Es gab zur Vorbereitung noch manches zu tun; die Enthüllung des Denkmals sollte in würdiger Weise geschehen. Ferdinand hatte auf Utzschneiders polytechnischer Schule von der neuen Erfindung der Luftballons gehört, nun sollte bei Beginn der Feier

das ganze Denkmal bis oben in einen weißblauen Mantel eingehüllt sein und beim Enthüllungsbefehl des Königs die ganze Hülle durch eine Reißleine, wie man sie bei einer Luftballonlandung anwendet, mit einem Zuge entfernt werden. Kunstgerecht knüpfte Ferdinand die Knoten, es konnte nichts fehlen, wenn nur das Wetter aushält, aber da schaute es schlimm aus. Ein kalter Regen und ein eisiger Wind kam im Lauf des Nachmittags von Westen herangezogen. „Der kommt von den Franzosen. Die vergönnen auch für morgen kein gutes Wetter," sagte Vater Miller. Dann ging er in die Augenheilanstalt, um den Invaliden zu besuchen, Ferdinand wäre gern mitgefolgt, aber seit Heigmooser in die Heilanstalt gebracht worden war, war es ihm vor drängender Arbeit nicht mehr möglich, nach ihm zu sehen; wohl hatte er günstige Nachrichten erhalten; es handle sich, hieß es, in erster Linie nur um eine vernachlässigte, durch die russische Kälte verursachte Hornhautentzündung, sie hätte beim Abtrocknen die ganze Pupille überharscht und es mußte sich erst, wenn die Kruste abgeheilt, zeigen, ob die Linse noch ihr Sehvermögen habe.

Vater Miller betrat die stillen überall nur gedämpftes Licht zeigenden Räume der Anstalt; als er die Empfehlung durch seinen Sohn vorwies, wurde er freundlich eingelassen.

„Sie kommen gerade recht zu ihrem Bekannten!" sagte freundlich der anwesende Arzt zu Vater Miller. „Die beiden Augen sind äußerlich wieder hergestellt. Nun wollen wir die Hauptsache herausbringen, ob der Gute auch wirklich noch sieht. Wir wollen ihm vorderhand nichts sagen, daß Sie da sind, und ihn dann überraschen."

Der Arzt hatte eine ganze Auswahl von Brillen vor sich, wasserhelle und farbige, dick und gehöhlt geschliffen. Er klingelte und ein Diener kam, dieser raffte die Brillen zusammen.

„Kommen Sie mit!" sagte der Arzt zu Miller und alle drei gingen zum Heigmooser hinüber; er saß in einem freundlichen Stübchen; eine Verdüsterung desselben brauchte es nicht, war ja der Oktoberregentag ohnedies düster genug.

„Nun Heigmooser, hab ich euch Schutzbrillen gebracht, damit im Freien der Wind nicht so sehr an die Augen kann. Vielleicht könnt ihr damit sogar auch sehen — mit der Zeit mein ich. Müßt nicht gleich ungeduldig werden, wenn's gerade heut noch nicht ginge!"

Der Invalide schüttelte den Kopf, aber nicht ungehalten. „Das steht in Gottes Hand. Ich hab kein Recht zu murren."

Der Arzt drückte ihm die Hand — und dann fing das Probieren der Brillen an. Es waren schweigsam ernste Minuten der Erwartung; Glas um Glas wurde hergenommen, ruhig wurde es geprüft, ruhig wieder weggelegt, kein unwilliges Aufmurren wurde hörbar, kein klagendes und verzagendes Seufzen. — „Es wird halt doch nicht mehr gehen!" meinte Heigmooser, als er schon eine ganze Reihe von Gläsern vergeblich auf- und abgenommen hatte.

„Sagt in Gottes Namen," tröstete wieder der wackere Arzt, „wenn's heut g'rad nichts werden sollt — oder", er stockte, „wenn's gar am End' —"

Doch der Doktor kam nicht zum Ausreden, denn Heigmooser hatte schon eine neue, ihm zugeschobene Brille, eine der letzten aufgesetzt, da ging ein Aufzucken durch seinen ganzen Körper und ein Zittern und Beben und die Stimme versagte ihm fast, als er hervorstieß: „Herr Doktor ich — ich mein — ich hab — ja, ja Herr Doktor — es ist schon so — mein lieber Gott, mein lieber Gott, ich hab einen Schein — ja Herr Doktor, wahrhaftig wahr ist's, ich hab einen Schein!"

„Nur ruhig, Heigmooser!" mahnte der Arzt. „Woher kommt der Schein?"

Der Invalide deutete nach dem Fenster: „Von da, ich merk's ganz genau."

Hochbefriedigt sagte der Arzt: „Nun, wenn wir einmal den Schein haben, dann wird schon noch mehr herauskommen." Er nahm ihm die Brille ab und griff nach einer anderen, noch schärferen. Heigmooser setzte sie wieder auf; das war kein Rufen mehr, nein ein Jauchzen war's: „Jetzt seh ich alles genau —

heilige Muttergottes vom Engelsberg, hab'n wir's doch derbet't, ich und der Millersbub, der mich herg'schickt hat!"

„Seht ihr den Mann da?" frug der Arzt und deutete auf Miller.

„Ja, ich seh ihn, ein nicht großer, aber stattlicher Mann mit einem weißen Schläfenbart."

Dem Vater Miller standen die Tränen in den Augen. „Kennt ihr mich nicht, ich komm von Bruck."

Der Blinde schwieg.

„An der Stimm, mein ich, sollt ihr mich kennen!"

„So kenn ich euch nicht an der Stimm, da muß ich schon nochmal die Augen zumachen, wenn ihr redet, sonst geht's nicht."

Und er schloß die Augen und Miller sagte: „Ihr seid fast alle —"

Jetzt ließ ihn der Invalide nimmer ausreden: „Ihr seid ja der Uhrmacher Miller vom Hauptplatz selbst, der Herr Vater von meinem größten Wohltäter." In überströmender Freude und Dankbarkeit wollte sich Heigmooser auf die Knie niederwerfen und griff nach Millers Hand; der aber wehrte ab und deutete nach oben:

„Der ist euer größter Wohltäter!"

„Aber der Herr von Utzschneider hat mir's verraten, euer Ferdinand hat die Kosten für meine Heilung von seinem Lehrmeister erbeten."

„Morgen werdet ihr den Ferdinand selber sehen. Herr Doktor, darf ich morgen den Heigmooser zur Einweihung vom Obelisken mitnehmen?" frug Miller den Arzt um allen Dankesbezeugungen auszuweichen.

„Er soll die Augen nicht gleich zu arg anstrengen, aber sie sind ja ganz gut und als Invalid gehört er dazu; der König hat den Russenfeldzüglern eigens einen Platz anweisen lassen, dort gehört er hin und wenn's nicht regnet und nicht gar zu sonnig ist, dann kann er's auf dem Platz wohl riskieren."

„Also, ich hol euch ab, wenn uns die Franzosen nicht zu viel Regen und Wind und der Himmel nicht zu viel Sonne schickt."

Froher und glücklicher konnte der Invalide auch nicht sein als Vater Miller, wie er hinwegging. „Ist doch ein braver Bub, mein Ferdinand und der Matthias hat nicht recht, wenn er immer auf ihn schilt," dachte er sich und der Arzt, der ihn eine Strecke Weges geleitete, bestätigte es. „Jeder, der den jungen Miller kenne, sagte er, müsse ihn achten und schätzen, er habe ihn bei den Polytechnikern und Künstlern auch kennen gelernt als tüchtigen, überaus strebsamen Menschen.

Der Morgen des 18. Oktober 1833 brach an. Vom Kugelfang herein dröhnten die Kanonenschüsse der Tagreveille. Die in eine gutdeutsche Bürgerwehr umgewandelte ehemalige Nationalgarde ließ ihre Musik durch die Straßen spielen. Das Regnen hatte aufgehört, doch die Sonne drang nicht durch das Herbstgewölk. Ferdinand ging schon früh zum neuen Denkmal um nachzusehen, ob alle Dekorationsvorrichtungen in Ordnung seien. Er nahm für alle Fälle mehrere Arbeiter mit sich, auch Vetter Matthias folgte ihm. Als er die Verknüpfungen der Reißleine für die Enthüllung nachprüfte, gewahrte er zu seinem Schrecken, daß sie durch die Nässe verquollen waren und nicht mehr sich aufziehen ließen. Was war nun zu tun? Wie war nun die Hülle zu entfernen, wenn der König den Befehl dazu gab?

„Nun zeige deine Geistesgegenwart!" rief ihm Matthias zu.

„Das werd ich auch tun," antwortete fest darauf Ferdinand.

Er ließ von der Türkenkaserne Stroh herüberbringen und unter den am Sockel des Denkmals weitausgebreiteten Tuchbaldachin legen.

Die Feststunde kam heran. Militär rückte auf dem Festplatz ein. Die Tribünen füllten sich. Auf einer nahmen die Helden Platz, welche als kleines Häuflein von Rußland zurückgekommen waren und welche sich an den Befreiungskriegen beteiligt hatten. Gar manche Brust zierte das 1813 gestiftete Eiserne Kreuz. Auch Heigmooser befand sich unter der Heldenzahl. Mit verwunderten Blicken schauten seine neuerwachten Augen über das Meer von Menschen hin, welches allmählich den weiten Platz füllte. Von der hohen Estrade der Tribüne aus sah er eine

ganze Reihe neuer Straßen; Prachtbauten ringsum schufen ein neues München. Er mußte öfter die Augen schließen, um sich zu sammeln und zu fassen, damit er nicht glaubte, alles wäre nur ein Traumgesicht. Galawagen rollten heran. Lauter Jubel erbrauste. Das Volk schrie, die Musiken erklangen, Kanonen donnerten, Fahnen wurden geschwenkt. Der König kam, von brausendem Hoch empfangen.

Lautlose Stille trat ein, als König Ludwig I. vor das verhüllte Denkmal trat, an dessen vier Ecken Kriegergestalten mit brennenden Fackeln standen. Laut klang die hohe Stimme des Königs über den weiten Platz hin. Mit begeisterten Worten gedachte er der dreißigtausend Bayern, die in Rußland gefallen waren. Ihnen zu Ehren und zu ihrem dauernden Gedächtnis hatte er ja den mächtigen Obelisk aufrichten und auf dessen Sockel mit eherner Schrift die Worte schreiben lassen:

„Auch sie starben für des Vaterlandes Befreiung."

Ferdinand stand in der Nähe eines der Fackelträger, er wollte ihnen beim letzten Worte des Königs ein Zeichen geben, worauf sie das Stroh um das Denkmal in Brand setzen sollten, er wollte die Hülle, die in ihrer festen Verknüpfung nicht zu entfernen war, durch Feuer vernichten. Doch das Element der Lüfte kam dem des Feuers zuvor. Noch hatte der König nicht die letzten Worte seiner Rede gesprochen, da erhob sich plötzlich ein Wirbelsturm, riß alle Banden entzwei, die Hülle blähte sich auf, hoch stieg der Mantel und wurde wie ein Luftschiff von der Windströmung über den Häuptern Tausender von Menschen hinweggetragen.

In den rauschenden Jubel, der sich nun erhob und gleichstark den erhabenen Königsworten wie dem unerwarteten Enthüllungsschauspiel galt, verhallte ungehört ein gellender Männerschrei auf der Invalidentribüne. Ein Invalide hatte ihn ausgestoßen und war dann ohnmächtig zusammengesunken. Es war kein anderer als Heigmooser, der Invalide von Fürstenfeldbruck. —

Noch am gleichen Abend wurde in die Erzgießerei nach Miller, Vater und Sohn geschickt, sie sollten in das Militär-

lazarett an das Sterbebett eines Kriegers kommen. Ferdinand konnte nicht gleich dem Rufe folgen, weil er an dem Festmahle teilnehmen mußte, das Stiglmaier an diesem Tage seinen Arbeitern gab. Doch es litt ihn nicht lange mehr bei demselben. Sobald es angängig war, eilte er seinem Vater nach. Dieser war schon im Lazarett und hatte Heigmooser fieberkrank, frostdurchschüttelt und dennoch totenbleich dort aufgefunden.

„Ja, was ist denn geschehen?“ frug Miller teilnahmsvoll.

Der Kranke faßte ihn krampfhaft bei der Hand. „Ich hab's euch erzählt, was ich einmal in Rußland auf dem Weg von Smongoni nach Kowna getan habe.“ — Miller nickte langsam das Haupt: „Ja, heute sind's gerade zwanzig Jahr.“

Der Kranke rang die Hände: „O hätt ich mein Augenlicht nicht wieder bekommen! Ich habe den Unglücklichen, dem ich damals die Kleider geraubt habe und der darum erfrieren mußte, heute wieder gesehen!“

Er stöhnte auf und ein schwerer Schüttelfrost ging durch seinen Körper.

„Seid ruhig,“ sprach Miller zu ihm, „ihr habt das hitzige Fieber und das hat euch das Bild vorgespiegelt.“

Der Kranke schüttelte das Haupt. „Nein, o nein! Ich hab ihn deutlich gesehen, dieselben blauen Augen, dasselbe blonde Haar— er war's ganz gewiß, er war's. Hinter dem König ist er gestanden, bei den Männern mit den Fackeln und er hat mir zugenickt, ja, hat mir zugenickt — da — da kommt er wieder!“

Seine Augen waren starr auf die Türe gerichtet. Vater Miller mußte ihn mit beiden Händen im Bette festhalten. Er wollte aufspringen und fliehen. —

Die Türe hatte sich wirklich geöffnet; unter derselben stand Ferdinand. Gellender und immer gellender schrie der Kranke auf: „Er ist's, ja, er ist's!“

„Es ist mein Sohn, der Ferdinand.“

„Nein, es ist der Erasmus Miller von Aichach.“

„Tut eure Brille herab, damit ihr mit blindem Auge erkennet, was Falsches euch das Sehende vorspiegelt!“

Miller nahm ihm die Brille ab. Ferdinand trat zu ihm und ergriff seine Hand: „Heigmooser, erkennt ihr den Ferdinandl nicht mehr, der mit euch so oft auf den Engelsberg hinaufging und nach dem Kuckuck horchte und euch die Ostereier brachte? Alter Freund! Alter Spielkamerad!“

Da löste sich der Bann der schwerbedrängten Seele.

„Bist du's wirklich, Ferdinand?“

„Ja, ich bin's.“

„Und warst du wirklich der gleiche, der beim König stand?“

„Ja, und kein anderer war's.“

„Ferdinand!“ Er streckte dem jungen Miller die Arme entgegen.

Ferdinand trat zu ihm und faßte beide Hände des Invaliden. Da wurde der Kranke still.

Nach einiger Zeit verlangte er ruhig und gefaßt nach einem Priester und sie holten ihn.

Als der Priester wieder die beiden Freunde des Kranken zu diesem hereinrief, saß er im Bette und reichte Vater Miller die Hand.

„Herr Miller, ich weiß alles. Ich weiß jetzt auch, warum der Ferdinand dem Müllerssohn von Aichach so gleich sieht, der Erasmus war euer Bruder!“

Der Priester trat zu Miller.

„Um Vergebung, ich war bis zur Klosteraufhebung in Fürstenfeld als Konventual und hab euch und eure ganze Verwandtschaft gekannt. Ich hab's ihm sagen müssen, damit er euch um Verzeihung bitten kann.“

„Es ist schon lange verziehen,“ sagte Vater Miller tieferschüttert.

„Und ich hab's euch gesagt, daß ich euern Bruder umgebracht hab, und ihr habt mir's nie nachgetragen, ihr habt mir's verziehen, Herr Miller, wenn mir Gott gnädig ist, dann will ich ihn bitten, daß er's euch an euren Kindern lohnt, was ich an eurem Bruder gefehlt hab, und was ihr an mir getan habt.“

Der Priester ging fort und holte das Allerheiligste. Als der Kranke es empfangen hatte, richtete Heigmooser sich nochmal auf und sah mit großen Augen auf die beiden Miller.

„Ist dann alles wieder recht?"

„Ja, alles."

„Dann brauch ich keine Brille mehr."

Er griff nach seinem Augenglas und brach dessen Gestänge mitten entzwei.

Als abends der Zapfenstreich durch die beleuchteten Straßen von München zog, klang eben im Militärspital das Scheideglöcklein.

VIII.

Der französische Blücher.

König Ludwig war ständiger Besucher der Erzgießerei; er nahm an allen Arbeiten regstes Interesse. Stundenlang konnte er ihnen zuschauen. Doch trieben ihn nicht nur diese in die Erzgießerei, sondern er machte auch in anderen Fragen der Kunst den von ihm hochgeschätzten Stiglmaier zu seinem Vertrauten und Berater. Rauch, Schwanthaler, Klenze, Gärtner waren oft Teilnehmer an solchen Besprechungen. Nicht in der guten Stube des Erzgießers, sondern mitten unter den Arbeiten, am glühenden Ofen, zwischen den Modellen und Formgerüsten wurden sie abgehalten und es gab oft sehr regen und scharfen Meinungsaustausch. Ludwig hielt nicht mit seinen Ansichten zurück; er konnte heftig und derb werden, aber er liebte auch gerade und offene Gegenrede. Er wußte, er hatte Männer um sich und keine Schmeichler. Für den jungen Miller war manch solches Gespräch, dem er bei seiner Arbeit in unmittelbarer Nähe lauschen konnte, ein Gewinn für das ganze Leben.

Eines Tages, es war im Vorfrühling 1833, kam der König wieder in die Gießerei; er war in Uniform. Weit riß er die Türe des Gußhauses auf und schwenkte seinen Federhut unwillig in weitem Bogen.

„Wo ist Stiglmaier?“

„Hier, Majestät.“ Mit dem ledernen Schurzfell angetan, sprang Stiglmaier von einem Gerüst herab und trat zum König. Dieser setzte sich atemlos an die gemauerte Rampe eines Gußschachtes.

„Das ist unerhört, wirklich unerhört!“

„Majestät, darf ich bitten, ich verstehe nicht?“

„Wofür sind Sie da und die ganze Erzgießerei, wenn das möglich? Die Schande, die Schande!“ Und wieder mußte der König Atem schöpfen.

„Aber Majestät?“

„Ach was!“ Der König wiegte seinen Oberkörper hin und her und schlug sich mit dem Degen an den Oberschenkel. Dann sprang er auf.

„Majestät, ich bitte, was ist geschehen?“

„Hören Sie, Stiglmaier, ich komme gerade vom preußischen Gesandten und er hat mir gesagt, daß sie in Berlin dem Feldmarschall Blücher ein Erzdenkmal setzen wollen; — nun, das ist ja recht, ganz recht, denn wenn einer fürs deutsche Vaterland ein Denkmal verdient hat, so war's der. Aber.“ Der König faßte Stiglmaier am Bruststück seines Schurzfelles und seine Hand zitterte, „Stiglmaier, sie haben nicht zu uns gefunden und auch keinen Berliner Meister genommen; wer meinen Sie soll das Bildnis des größten deutschen Helden gießen?“ Stärker riß der König an des Meisters Schurzfell und er lachte in wildem Zorne auf: „Einen Franzosen haben sie genommen, wahrhaftig einen Franzosen, einen Franzosen für das deutsche Denkmal, ist das nicht zum rasend werden. Stiglmaier, warum sagen Sie nichts?“

Stiglmaier war feuerrot geworden. In seinem Innern kochte es, aber er nahm sich zusammen ruhig zu bleiben. Achselzuckend gab er die Frage zurück: „Was soll ich sagen?“

„Ach Gott, Sie sind ein Mensch, der vor Überbescheidenheit sich nicht den Mund aufzumachen getraut. Hätten Sie sich zur

rechten Zeit gerührt, dann hätten Sie die Arbeit bekommen und nicht der Pariser Lecquin."

„Lecquin ist ein guter Meister."

„Ganz recht, aber er ist kein Deutscher. Das durfte nicht sein. O Stiglmaier. Warum haben Sie sich nicht beworben?"

„Majestät, ich wußte nichts von dem Denkmal und wenn ich's gewußt hätte, ich hätte den Guß nicht übernehmen können."

„Nicht? Warum nicht?"

Ruhig erklärte nun Stiglmaier dem König: „Wir haben hier noch das italienische Gußverfahren und das taugt bei uns nicht für größere Güsse in einem Stück. Wir haben es ja deutlich genug gesehen beim Unglück mit dem Maxdenkmal. Das Hohlgießen solch großer Stücke auf einmal verstehen bis jetzt nur die Franzosen. Sie haben ihre Geheimnisse."

„Also das können Sie nicht, was der Lecquin kann?"

Fest und gerade, ohne alle Entschuldigungen antwortete der ehrliche Meister: „Nein, Majestät. Ich kenne die französische Gießkunst nicht, die hier notwendig wäre."

„So!" — Eine unheimliche Stille trat ein. Man hätte den Herzschlag Ferdinands zählen können, der mit Zittern und Bangen hinter dem Gußofen unwillkürlich das Gespräch erlauscht hatte.

„Dann kann ich ja die Erzgießerei schließen. Adieu!"

Ehe Stiglmaier erwidern konnte, hatte der König die Türe des Gußhauses hinter sich zugeschlagen. Wohl eilte ihm Stiglmaier nach, aber schon nach wenigen Schritten brachen ihm vor Schreck und Ärger die Knie.

Hinter dem Gußofen regte sich etwas; ein Mann kam hervor und schaute auf den bleichen Ferdinand, — Matthias.

„Hast du's gehört, was ihr könnt, du und der Baptist, jetzt könnt ihr euere Baracke schließen und ihr seid brotlos und ich mit euch."

Unwillig fuhr Ferdinand auf: „Schweig! Was weißt du von unserer Kunst!"

„Daß sie der Franzose zu Schanden gemacht hat, das weiß ich."

Ferdinand Miller als Jüngling.

„Du weißt nichts."

„Hat's nicht der König selbst gesagt?"

Ferdinand richtete sich hoch auf. „Ich werde ihm etwas anderes sagen."

„Was willst du ihm sagen? Lauf ihm nach, wenn du Schneid hast!"

„Das tue ich auch."

Das Schurzfell an und die Arbeitermütze auf dem Kopf stürmte Ferdinand hinaus. Dem König mußte er nach, augenblicklich, werde daraus, was da wolle. Für ihn gab's kein Besinnen mehr. Er hörte noch, wie ihm der Meister nachrief: „Wo willst du hin?" Er war schon im Freien. Dort vorne flatterte der Federbusch des Königs. Ihm nach. Nur ihm nach, das war alles, was sich Ferdinand dachte. Der König ging schnell, daß die Quasten seines Degens flogen. Ferdinand war schneller. Jetzt erreichte er den König. Er wußte nicht mehr, was er tat. „Halt Majestät," stieß er hervor und faßte den König bei der Degenquaste. Erschrocken drehte sich der König um und sah einen rußgeschwärzten Arbeiter vor sich stehen.

„Was will er? Was faßt er mich beim Degen, ist das auch Art und Manier?"

Einen Augenblick war Ferdinand stumm und selbst erschrocken über seine Tat und atmete schwer auf, dann aber legte ihm sein guter Engel Worte auf die Lippen, wie er sie nicht besser für seinen König finden konnte: „Majestät haben mir es ja selbst einmal erlaubt."

„Ich? Seid Ihr närrisch?"

„In Fürstenfeld war's und ich war noch ein kleiner Bub, als die Invalidenanstalt eingeweiht wurde?"

„Wer seid Ihr?"

„Ich bin der Ferdinand Miller, der Neffe des Erzgießers Stiglmaier —."

„Der am Obelisk mitgearbeitet hat?"

„Ja, der, Majestät. Ich bitte Majestät um Verzeihung für meine Kühnheit!"

Jetzt wurde der König freundlicher. „Was war in Fürstenfeld?“

„Majestät, ich sollte nicht daran erinnert haben, ich hatte damals schon so wildes Blut wie heute — —.“

Ferdinand stockte. Der König besann sich. Auf einmal leuchtete ein Blick freundlicher Erinnerung aus seinen Augen: „Ich meine, Sie haben mich damals auch schon beim Portepee gefaßt?“

„Ja, ich habe für einen armen Invaliden bitten wollen.“

„Und die Mutter hat abgewehrt. — Ja, jetzt weiß ich es wieder ganz genau.“ Der König lachte. „Und ich hab dem Buben, dem netten Kameraden versprochen, daß er mich später einmal nur wieder am Portepee zupfen darf, wenn er mich braucht. Und nun hat's der Schlingl wahr gemacht — ist gut, ist gut.“

Der König lachte belustigt. Dem Ferdinand aber perlten ein paar Tränen über die Wangen herab. „Nun, nun, nicht gleich verzagt,“ begütigte der König.

„Majestät, ich bitte, kehren Sie zur Erzgießerei zurück, ehe dem Onkel das Herz bricht. Ich habe Majestät nicht anders mehr von dem Weggehen aufhalten können, um des Onkels willen, Majestät, bitte kommen Sie mit und dann will ich das andere sagen!“

„Gut,“ sagte der König, kehrte um und schritt wieder der Erzgießerei zu; den Mann im schlichten Arbeitergewande ließ er neben sich gehen.

Stiglmaier saß immer noch am alten Platz, seit der König weggegangen war, die Hände im Schoß auf der Bank vor der Gießerei. Der König trat auf ihn zu und reichte ihm die Hand.

„Stiglmaier, ich habe Ihnen weh getan. Sie kennen mich, ich bin schnell aufgeregt, aber verzeihen Sie mir!“

Ernst, aber von des Königs Edelmut tiefbewegt, sprach Stiglmaier: „Majestät hatten recht, es ist eine Schande für die deutsche Kunst, daß wir unsere besten deutschen Ruhmeszeichen von Franzosen machen lassen müssen. Ich bitte Majestät um meine Entlassung!“

Der König schüttelte den Kopf: „Ach was, ich werde doch meine besten Leute nicht fortjagen."

„Aber meine Kunst ist überholt."

„Sie haben doch auch den Obelisk gemacht?"

„Das waren einfache architektonische Blöcke und konnten leicht zusammengesetzt werden, aber Statuen mit freien Körpern, deren Linien nicht ohne Schaden unterbrochen werden dürfen in einem zusammenhängenden Stück zu gießen, daran scheitert bei uns noch alles. Ich kann's mit unserem Material nicht."

„Nun, das wird sich doch auch noch fertigbringen lassen," meinte der König.

Miller trat vor, hochaufgerichtet, in seinem Schurzfell ein einfacher Arbeiter und doch ein Bild deutscher Kraft und Arbeitsfreude. Er sprach: „Mit Verlaub, ich will's fertig bringen." Der König sah ihn mit Wohlgefallen an.

„Brav, mein mutiger Freund!"

„Unterbrich Majestät nicht," mahnte Stiglmaier seinen Neffen.

„Lassen Sie ihn nur," wehrte der König ab, dann wandte er sich an Miller: „Was wollen Sie tun?"

„Ich bitte Majestät, auf ein paar Jahre nach Frankreich auswandern zu dürfen!"

„Wollen Sie mir auch davonlaufen wie Ihr Onkel?"

„Nein, Majestät, ich möchte nur an Ort und Stelle die französische Gießkunst kennen und ausüben lernen und sonst Erfahrungen sammeln, wie wir wieder eine deutsche Gießkunst zuwege bringen, die die italienische und französische übertrifft."

Der König schritt drei- bis viermal im Kreis umher: „Der kühne Brucker Junge, der mich am Portepee gezupft hat, gefällt mir, — muß sagen, gefällt mir." Er klopfte Ferdinand freundlich auf die Schulter und nachdem er wieder ein paar Runden gegangen war, fuhr er weiter: „Haben Sie wirklich den Mut dazu?"

„Ja," erklärte Miller fest und bestimmt.

„Haben Sie wirklich bedacht, welche Mühen und Gefahren Sie auf sich nehmen?"

„Ja, Majestät."

„Sie gehen als Winkelried für deutsche Kunst und deutsches Handwerk hinüber.“

„Ich weiß es, Majestät.“

„Die Sache kann unter Umständen sehr gefährlich werden. Die Franzosen sind heftig und haben die Befreiungskriege noch nicht vergessen.“

„Ich auch nicht, Majestät,“ sagte Ferdinand, aber er erschrack fast über sein freimütiges Wort; er wurde feuerrot.

Der König nahm es ihm aber nicht übel. „Ausgezeichnet! Ausgezeichnet!“ rief er; so wollte er ja das junge Blut seiner Bayern. „Also wollen Sie es wirklich wagen für deutsche Ehr und deutsche Kunst?“

„Es wird mit Gottes Hilfe gelingen!“

Der König trat vor Miller und schüttelte ihm kräftig und herzlich die Hand:

„Meinen vollen Respekt! Gehen Sie mit Gott! Glück auf zur Reise! Glück auf!“

IX.

Heimatsegen.

„Also willst du es wirklich wagen?“ fragte auch Stiglmaier nochmal, als der König schon fort war.

„Natürlich,“ antwortete Ferdinand.

„Aber eines habt ihr doch nicht beachtet, der König und du.“

„Und das wäre?“

„Die Sprache.“

„O das geht, hat mir ja schon der Invalide, der Heigmooser, daheim einige Brocken gelehrt und wie ich beim Streißl in der Dachstube gesessen bin, habe ich viele Stunden hinter französischen Büchern gesessen, die ich mir von meinen Trinkgeldern beim Tändler im Rosental gekauft habe. Freilich, wie ich auf dem Polytechnikum mit wirklichen Franzosen zusammengekommen bin, da hat fast alles anders gelautet, wie ich mir's eingebildet habe, und ich mußte nochmal alles ganz neu lernen, nun aber sagen die Monsieurs selbst, ich würde ganz perfekt parlieren.“

Jetzt lachte auch der sonst so ernste Onkel auf und sah sich seinen Neffen wohlgefällig an.

„Ferdinand, du bist wirklich ein Mordskerl!“

Es gab aber doch noch vieles vorzubereiten.

Ferdinand schrieb an Vater und Mutter heim; sie mußten um ihre Einwilligung befragt werden. Schwer wurde der Mutter das Jawort. „Wenn er auch nicht mehr heim kommt! Wenn's ihm auch geht wie dem Erasmus?“ meinte sie, aber der Vater sagte: „Fürcht dich nicht, Mutter, der kommt heim. Der findet seinen Weg schon wieder zurück, aber nicht wie die Flüchtlinge von der Beresina, sondern als ein Sieger! Halt ihn nicht auf, Mutter! Jugendkraft und Jugendmut soll man nicht zurückhalten, es sei denn vor Mutwillen und Mutwillen ist das nicht.“

„Nun in Gottes Namen!“

So einfach und leicht aber wurde der Abschied doch nicht, als es wirklich damit ernst wurde. Eine Reise von München bis Paris sah man damals, wo es noch keine Bahnen, geschweige denn Orientexpreßzüge mit wohleingerichteten Speise- und Schlafwagen gab, als nicht weniger gewagt an wie heutzutage eine Reise um die Welt; sie war vielleicht in der Wirklichkeit weniger gefährlich wie heute, aber die durch die Erinnerungen an die französische Revolution und die Freiheitskriege erregte Phantasie hielt jede Straße für den Tummelplatz von Mördern und Räubern, die besonders nach deutschem Blute lechzten und nach deutschem Gelde fahndeten. —

Am 28. April 1834 machte sich Ferdinand Miller auf die Reise. Er schnallte sich das Felleisen um, wie es zu seiner Zeit die Handwerksburschen trugen, wollte er ja wie diese als einfacher Geselle in die Fremde gehen und als solcher in Paris sein Tagewerk beginnen. Früh wollte er hinauswandern zu Fuß in den schönen Lenzestag Fürstenfeldbruck zu, aber, bis er seinen Reisepaß erhalten und von allen guten Freunden Abschied genommen hatte, waren Stunden vergangen und bis er nach sechsstündigem Marsche in der Heimat angekommen war, schienen schon die Sterne. Nicht freudig empfing ihn die Mutter. „Da schau

und du gehst fort," sagte sie mit fast brechender Stimme und geleitete ihren Sohn ins Schlafzimmer; dort lag an einer Leberentzündung schwerleidend der Vater. Was sollte er nun beginnen? Entweder doch, wie er vor hatte, übermorgen reisen, da sonst der auf den Tag ausgestellte Paß verfiel, oder für diesesmal die Reise ganz aufgeben. Der Vater aber entschied selbst: „Da bleiben tust du nicht! Wer in der Welt was werden will, muß Vater und Mutter verlassen. Der darf sich von nichts zurückhalten lassen. Das Leben ist kurz und jeder ungenützte Tag auf immer verloren. Ist's Gottes Wille, werde ich besser und, wenn nicht, kannst du und darfst du nicht hersitzen und auf meinen Tod warten. Ruft mich Gott, bist du mir nirgends zu fern. Vatersegen reicht über alle Berge. — Und jetzt gehe ruhig zu Bett." —

Andern Tages besuchte Ferdinand noch alle seine Brucker Bekannten: die Frau Göd, — der Herr Göd Mall lag schon seit neun Jahren im Gottesacker, ebenso der ehemalige Reichspostmeister Weiß, der mit König Ludwig, dem damaligen Kronprinzen nach Augsburg gefahren war — dann den Zinngießer und Glaser Perzl, bei dem Ferdinand seine ersten Gießversuche gemacht hatte, besonders aber seinen ehemaligen Lehrer Wermuth, der immer noch in Eifer und Treue seines Dienstes oblag; niemand hatte mehr Freude als er, daß ihn Ferdinand besuchte, denn nichts tut einem Lehrer so wohl, kein Ehrendiplom und kein Ordenszeichen von König und Kaiser, als wenn sich ein ehemaliger Schüler seiner in Dankbarkeit erinnert, — es sind ja so wenige. Aber auch Ferdinand war erfreut, nicht nur deswegen, weil er selbst bei seinem Lehrer in bestem Ansehen stand, sondern weil auch seine Brüder Anton, Joseph und Johann Baptist jederzeit als Musterschüler gegolten hatten. „Aus euch allen wird noch was!" sagte Lehrer Wermuth und sein prophetisches Wort ging in Erfüllung.

Als Ferdinand von seinen Besuchen heimkam, begrüßte ihn die Mutter viel freudiger als gestern. „Du hast Glück ins Haus gebracht. Der Vater ist heut viel besser und der Doktor hat

ihn außer Gefahr gefunden." Als er zum Vater ins Stüblein trat, sah er dieses Urteil bestätigt; jetzt erst nahm er an der Reise reges Interesse; Ferdinand mußte ihm die ganze Wegstrecke genau angeben und er, der ja selbst mit dem Felleisen auf dem Rücken weit umhergekommen war, erteilte ihm gar manchen Ratschlag.

Ferdinands Lehrer Wermuth in Fürstenfeldbruck.

Die Mutter mußte ihm noch ein Säckchen nähen mit einem Band daran, es um den Hals zu hängen. Darein mußte er sein Reisegeld stecken, daß es auf seiner Brust sicher lag; er selbst gab dazu noch, für einen Vater von neun Kindern war es nichts Leichtes, einen Louisdor, einen Frauentaler mit der Marienſäule darauf und einen bayerischen Taler, der das Bildnis König Ludwigs umkränzt von dem seiner Gattin und seiner Kinder

zeigte; es war ein Meisterwerk der Münzgravierung aus der Hand Johann Baptist Stiglmaiers.

Nachmittags ging Ferdinand hinaus nach Fürstenfeld und kniete lange vor dem lieblichen Muttergottesbild in der Vorhalle der Klosterkirche. Als er heimging, da klang wieder oben auf dem Engelsberg der Kuckucksruf wie einst vor elf Jahren. „Guck aus in der Fremde? Guck! Mach deine hellen blauen Augen auf! Guck guck! —“ rief er ihm zu. Jetzt aber hätte er gerade gar nichts gesehen, denn die blauen Augen gingen ihm über, er dachte nicht mehr an die Fremde, sondern an den Heigmooser. Was Ferdinand ihm damals beim Kuckucksruf gewünscht hatte, es war in Erfüllung gegangen, aber ganz anders, als es sich alle beide gedacht hatten. Der Heigmooser hatte wieder sein Augenlicht gewonnen, aber es war ihm davon das Herz gebrochen. In der andern Welt werden ihm jetzt wohl die Augen nicht mehr trübe geworden sein und — so dachte sich Ferdinand — er werde schon auf ihn schauen und Acht geben auf der weiten Wanderschaft; dann hatte er einen Schutzengel mehr. In der Fremde konnte er gut zwei brauchen. —

Am Abend saß die ganze Familie im Krankenstübchen des Vaters beisammen. Ferdinand mußte vieles erzählen von den Gußwerken, vom guten König und vom Onkel Baptist. Sein kleiner Namensvetter, Bruder Baptist, der schon wacker dem Vater in der Uhrmacherwerkstätte half, mußte auf Geheiß des Vaters Christoph von Schmids biblische Geschichte herbeiholen und daraus die so schöne Erzählung von Tobias vorlesen; als die weisen Lehren daran kamen, die Vater Tobias seinem scheidenden Sohn mit auf die Reise gab, da faßte Vater Miller die Hand seines eigenen Sohnes, als wollte auch er die ganze Liebe seines Herzens auf ihn überströmen lassen. Es war so schön, so friedlich in der Familie. Zum Schlusse des Abends sang die Mutter noch eines ihrer Lieblingslieder:

„Geleite durch die Welle
Das Schifflein treu und mild

Zur heiligen Kapelle,
Zu deinem Gnadenbild.
Und hilf ihm in den Stürmen,
Wenn sich die Wogen türmen!

Maria, Maria!
O Maria hilf!

Früh hieß es andern Morgen schon aufstehen wie damals, als Ferdinand zum erstenmale die Heimat verließ. Der Vater ließ Ferdinand nochmal an sein Bett kommen. „Drei Dinge," sagte der Vater, „mußt du mir versprechen: Vergiß deinen Glauben nicht! Vergiß deine Heimat nicht! Vergiß deinen Stand nicht! Bleib ein guter Christ, ein guter Deutscher, werde ein guter Bürger! So halt's!"

Und der Sohn antwortete: „Ich gelob's dir, Vater!" Und der Vater legte die Hand auf seinen Scheitel, und segnete ihn.

So schieden damals noch die Söhne von den Eltern, wenn sie ihr Lebensschifflein hinaus lenkten ins stürmische Meer der Zukunft. O wäre es doch heute auch noch überall so!

Dieses Mal fuhr nicht der Münchener Bot den Weltreisenden aus der Heimat fort, aber wiederum begleitete ihn die Mutter.

„Wir gehen zur gottseligen Edigna; die französische Königstochter wird dich wohl in ihrer Heimat durch ihre Fürbitte schützen!" sagte die Mutter zu Ferdinand und sie wanderten miteinander hinauf nach Puch. Mit ihnen ging der junge, ebenso fromme als liebenswürdige Kooperator Pösl von Bruck, welcher mit großem und selbstlosem Eifer die Brüder Ferdinands Anton und Joseph für die Lateinschule vorbereitet hatte. Er wollte dort noch zum guten Gelingen der Reise eine heilige Messe lesen. Als sie vor den Ort hinauskamen, wartete am Kreuzweg ein städtisch gekleidetes aber einfach schlichtes Mädchen; Ferdinand kannte es schon von Landshut her, wo sein Bruder Joseph als Student im Elternhause des Kooperators Pösl, beim Regierungskanzler

Pösl untergebracht war; es war des Kooperators Schwester Anna, die gerade auf Besuch da war. Bescheiden frug sie, ob man es ihr ungütig ausrechne, wenn sie bei dem schönen Wetter und, weil sie doch auch an dem Geschicke der Millerfamilie Anteil nehme, mit hinaufginge nach Puch zur heiligen Messe. Wer wollte dem braven Annerl das für übelnehmen?

Und so wallfahrteten alle vier nach Puch zu und sie waren jetzt froher und zuversichtlicher als beim Abschiednehmen zu Hause. Aus dem im Frühgrün schimmernden Felde, auf dem der Tau glänzte wie ungezählte Diamanten, stieg eine Lerche zum Himmel.

Oben im Kirchlein angelangt, bekleidete sich der Priester mit den Meßgewändern. Ein Glockenzeichen rief die Beter zusammen, wie es einstens hier bei der französischen Königstochter der Brauch war. Und sie kamen im rauhen Arbeitsgewande von Stall und Feld, Bauern und Bäuerinnen, Knechte und Mägde, altersschwache Austrägler und frische, lebenslustige Kinder, alles barfüßig und hemdärmlig, wie man von der Arbeit kam, man wußte es nicht anders, wenn vom Edignakirchlein her die Meßglocke scholl. Ferdinand machte bei der heiligen Messe wie in alten Schulzeiten den Ministranten und bei der heiligen Kommunion des Priesters empfingen Mutter und Sohn den Leib des Herrn; alles erbaute sich daran. Nach der Messe hielt der Priester noch eine Ansprache an den Scheidenden voll Ernst aber voll starkem Gottvertrauen. Die Mutter weinte leise vor sich hin, aber auch des Kooperators Schwester standen Tränen in den Augen. Mit mitleidsvollen Blicken schauten die Bauersleute auf Ferdinand, als ob er als Missionär und Martyrer in einen fernen Weltteil reisen würde. Nach der Messe mußte er all die rauhen Arbeitshände drücken, und er tat es gerne, war doch jeder Händedruck ein neuer Reisesegen. Frauen brachten ihm Schmalznudeln, er konnte sie nicht alle einschieben; eine mehr als neunzig Jahre alte Matrone sprach: „Bub, das nimm mit, das ist das Beste!“ Und sie brach von der tausendjährigen Linde, in deren ausgehöhltem Stamm schon die gottselige Edigna gewohnt hatte, einen jungen Lenzestrieb und reichte ihn Ferdinand.

Nach der heiligen Messe begaben sich die vier Brucker zu einem kleinen Frühstück zum Krämer, der im Hause Miller wohl bekannt war, weil er von dort seine wenigen Waren bezog. Die Mutter Miller hatte selbst die Kaffeebohnen mitgebracht, Anna deckte mit Hauslinnen den Ahorntisch. Sie waren aber noch nicht ganz fertig, da tönte schon von der Straße herauf ein Posthorn; die Münchener Postchaise war gekommen. Jetzt hieß es eilen.

Um die Postchaise standen die Dorfleute. Die Mutter war gefaßt.

„Siehst du, lieber Ferdinand," sprach sie, „ich kann dir sonst nichts geben und nichts tun als für dich beten und Gottes Segen wird dich begleiten!" Dann brach ihr die Stimme. Anna trat schüchtern heran und flüsterte: „Herr Miller, ich will auch alle Tage für Sie ein Vaterunser beten!"

„Gott vergelt's Ihnen, Jungfer Anna," antwortete Miller bewegt. Kooperator Pösl erteilte ihm nochmals den Reisesegen.

Schon zu lange hatte der Postillon gewartet; jetzt schwang er sich auf den Bock, Ferdinand setzte sich neben ihn; im Wagen wäre es ihm zu eng gewesen, obwohl er leer war. „B'hüt Gott, Mutter. B'hüt Gott alle miteinander!" Die Fahrt begann, eine lange, lange Fahrt.

Über'n Rhein, über'n Rhein
Nach Frankreich hinein.

Der Postillon blies ein erstes Scheidelied; er fuhr langsam den Augsburger Berg hinan. Immer leiser wurde das Lied, immer mehr verklang es in der Ferne.

Der Kooperator führte seine Schwester zum Denkmal des hier in der Nähe jäh verstorbenen Kaisers Ludwig, die Mutter aber ging nochmal den steilen Berg hinauf zur Edignakapelle. Und nun war sie dort allein mit ihrem Herrgott und sich selbst. Weit breitete sie ihre Arme aus und flehte:

„Lieber, barmherziger Gott, laß keins von meinen Kindern verloren gehen! Verlaß sie nicht und gib ihnen alles, was sie brauchen und gib ihnen all das meine noch dazu! Ja, gib

alles den Kindern, nur meine und ihre Leiden laß mir. Wenn ich mehr vor dir wollt', wär' ich keine Mutter!"

Lange lag sie in dem einfachen Kirchlein auf den Knieen, bis sich ihr eine weiche, sanfte Hand auf die Schulter legte.

„Es ist Zeit zum Heimgehen, Frau Miller."

Des Kooperators Schwester nahm die Frau freundlich bei der Hand und führte sie hinaus in den warmen Frühlingstag. Anna hatte rote Wangen bekommen, mag sein vom nochmaligen Anstieg zur Kapelle oder weil sie, während ihr Bruder ein Krankes besuchte, etwas gar zu rasch auf den Hügel hinter dem Dorf hinausgeeilt war. Dort hatte sie lange der Augsburger Straße nachgeschaut, ob sie nicht noch einmal den gelben Postwagen sehe, aber der war schon im Mammendorfer Gehölz verschwunden.

X.

Über den Rhein.

In ihrer behäbigen Gangart trabten die Postgäule die Landstraße dahin. Der Postillon hatte sein Horn an die Wagenwand gehängt und zündete sich mit Stein und Schwamm ein Pfeifchen an. Ferdinand war still und traurig geworden, still und traurig wie die Moorgegend, durch die der Postwagen fuhr, und er fühlte sich einsam und verlassen, wie sie sich zeigte. Er dachte heim an den kranken Vater, an die Mutter und an das stille bescheidene Mädchen, das ihm sein Gebet versprochen hatte. Allmählich wurde das Landschaftsbild belebter, Kirchturm an Kirchturm leuchtete in der Morgensonne, als deren Beherrscher im weiten Flachlandsbild tauchte aber im Westen der Ulrichsturm auf, Augsburg war nahe. Die Pferdlein zogen fester an, wußten sie ja, daß sie für sich bald an ihrem Ziele waren. Es ging über den Lech, dem wilden Alpenfluß, der schäumend und brausend seine Bergwasser dahinwälzte, in die „Augusta vindelicorum". Am Anfang der stolzen Maximiliansstraße stieg Miller aus und besichtigte Meister Neidhardts Kreuzigung Christi in der Ulrichskirche und dessen Michaelsgruppe am Zeughaus, den Augustus-,

Herkules- und Merkurbrunnen, diese Meisterwerke älterer Erzbildnerei. In der katholischen Gesellenherberge hinter dem Dom nahm er ein einfaches Mahl ein, dann ging es beim Wertachbrucker Tor wieder hinaus aus der Stadt. Freundliche schwäbische Dörfer wechselten mit im ersten Grün neuerwachten Fluren, durch welche liebliche Flüßchen ihre Silberbänder zogen. Es wurde Nacht, bis die Post an die bayerische Landesgrenze kam; dort, im Marktflecken Neuulm, gab es schon die erste Zolluntersuchung und mit ihr einen langen Aufenthalt. Miller blieb in einer Tafernwirtschaft über Nacht; der württembergische Wagen ging erst anders Tages von Altulm weg. Dorthin wanderte Miller zu Fuß. Er hätte sich gerne in der altehrwürdigen Stadt auf länger aufgehalten; er fand nicht einmal Zeit, um im Dome das prächtige Sakramentshäuschen und das reiche Chorgestühle zu besichtigen; früh am Tage setzte sich die Post in Ulm wieder in Bewegung. Es war eine langsame Fahrt hinauf in die Rauhe Alb, fast immer Schritt für Schritt, und oft mußten der Postillon und sein einziger Passagier neben den Rößlein bergan marschieren. Als sie oben auf der weiten Hochfläche angekommen, lag auf den weiten Halden wie mitten in der Herbstzeit kalter Nebel, aus dem manchmal ein Hirte mit seiner Schafherde auftauchte, und geisterhaft wie er ragten dunkle, nackte Felsen aus schwarzem Grunde hervor; immer rauher und schärfer blies der Wind, aber seine Gewalt zerriß die Nebelschleier und weit und groß wurden die Bilder, der Blick schweifte über strohbedachte Einödhöfe und ärmliche Dörfer, weiter und weiter über welliges Hügelland, frischbelaubte Buchenwälder; in blauer Ferne grüßten mit silbernen Säumen und Zacken zum letztenmal die Berge der Heimat, aus dem Allgäu und vom Bodensee. Wärmer schien die Sonne, die Rößlein setzten sich in leichten Trab, es ging abwärts, dem Neckargrunde zu. Da war aber schon ein Grünen und Blühen ringsum, der Wagen fuhr durch einen Wald von Obstbäumen. Stattliche Tafernwirtschaften grüßten in den wohlhabenden Dörfern; vor jeder stand ein behäbiger Wirt mit weißer Schürze, seine grüne Schlegelmütze behaglich rückend. Bei jeder Wirtschaft hielten die Post-

gäule von selbst; sie wußten, daß sicher ihr Lenker Halt mache, nicht wegen der vielen ein- und aussteigenden Passagiere und den vielen Postsachen — damals wurde noch wenig gereist und ebenso wenig auf die Post gegeben —, sondern weil es überall einen guten Tropfen Weines gab und den mußte der Postknecht versuchen. In einem kleinen freundlichen Städtchen, von dessen Rathausturm der Storch in sicherem, seit Jahrhunderten seinem Geschlechte angehörigen Neste auf die Häuser ehrsamer schlichter Bürger niedersah, wurde Nachtquartier genommen. Abends fanden sich mehrere der Bürger um den Postillon und seinem Reisenden zusammen und diese mußten von der Stadt München erzählen und von dem Bayernkönig, der so viel für das Volk tat und für die Verschönerung der Städte, daß bald nicht mehr der Württemberger König Friedrich ihm nachkommen konnte, und er tat gewiß viel für seine Hauptstadt Stuttgart. Noch lag der Mondenschein über der Frauenkirche von Eßlingen und über der hohenstaufischen Kaiserpfalz, als die Reise nach Stuttgart weiterging und früh am Tag die Postkutsche dort ankam; still und feierlich ernst lag das neue Schloß da mit seinen aus Eisen gegossenen mächtigen Wappenschildern und die Karlsschule, in welcher Friedrich von Schiller seine strengen Studienjahre verlebt hatte. Wohl hat dieser schwere Stunden darin erlitten, wenn sich sein Geist mit den Gestalten seiner erwachenden Dichtkunst belebte und ihn der scharfmilitärische Dienst in eine trost- und freudlose Gegenwart zurückrief, aber es erfüllte sich doch die Prophezeiung seines obersten Schulherrn Herzog Carl Eugen an ihm: „Aus dem wird was!“ Ja, wirklich wurde aus dem etwas: neben Goethe der größte Dichter Deutschlands wohl für alle Zeiten, und Ferdinand Miller, der zwischen dem Schlosse und der Stiftskirche seinen Morgenspaziergang hielt, malte es sich in seiner Seele aus, wie schön es wäre, wenn er nach seiner Rückkehr von Frankreich an einem Erzdenkmal für den Dichterfürsten mitarbeiten dürfte, das hier auf dem herrlichen Platze erstehen möchte und seiner sowie seiner Studienstadt würdig wäre. — Heute steht es an diesem Platz. —

Von Stuttgart weg fuhr Eilpost. Vier Pferde wurden dem leichten Wagen vorgespannt, aber die Postkutsche war überfüllt und so hatte es mit der Eile — doch keine Eile. Ein Offizier fuhr mit zur Festung Rastatt, ein paar Leidende zu den heißen Quellen nach Baden-Baden und ein Holländer Schiffsreeder, der im Schwarzwald Tannen zu Mastbäumen kaufen wollte. Miller setzte sich zum Postknecht auf den Kutschbock. Die Felder im Strohgäu lagen im ersten frischen Grün; überall keimte und sproßte es hervor; der immerschöne Mai war in allen Fluren und Gärten eingezogen und auf den Bäumen jubilierten die Amseln und aus den Äckern stiegen die Lerchen zum Himmel. In den Kirchen läuteten und riefen die Glocken zur Begrüßung der Maienzeit. Die Straße wandte sich nach Süden, sanft welliges Hügelland begleitete sie, liebliche Täler führten aus den Hornißgründen hinaus.

Als auch dieser helle, sonnige Tag allmählich zur Neige ging, zeigte sich nach Südwesten die hochragende Gestalt eines mächtigen Münsterturmes, sich in seinen feinen, durchbrochenen Formen wundervoll vom Glührot der untergehenden Sonne abhebend, es war der Turm des Straßburger Münsters. Und wie der junge Reisende in diesen Anblick versunken war, da begann es auf einmal im Weidengestrüppe zu rauschen, nicht wie Maienwind, sondern mächtiger und immer stärker ohne Unterbrechung anbrausend in tiefem Dröhnen, das Weidengebüsch teilte sich, wie flüssiges Gold kam es herangerauscht und herangeflutet, ernst und majestätisch, das war der Vater Rhein, und dem Jüngling, der ihn zum erstenmal sah, ging das Herz auf, es überkam ihn wie ein Gefühl heiliger Andacht. Das war der Strom, um den seine Ahnen gekämpft, von dem ihm seine Lehrer in glühender Begeisterung gesprochen hatten, das war der Strom, von dem schon Vater Arndt gesungen hatte: „Sie sollen ihn nicht haben." Aber siehe, was zeigte sich dem jungfrischen Auge, das sich nicht durch Trug täuschen ließ, am jenseitigen Ufer, noch im Dämmerlicht deutlich genug erkennbar? Blau-weiß-rote Grenzpfähle, und dort, ja, wirklich, es war keine Täuschung, ging ein Soldat in roten

Pantalons und ein rotes Käppi auf — — ein Franzose, sie hatten ihn also doch, den freien deutschen Rhein, wenigstens sein jenseitiges Ufer. O Straßburg, du wunderschöne Stadt, deren Münsterturm sich jetzt eben wie ein Zauberbild in dem Rhein spiegelte, umgeben von einem Glorienschein der untergehenden Sonne, warum mußtest du französisch werden? Es kam keine Antwort mit den Rheinwellen daher gerauscht; noch war es nicht Zeit dazu. Die Sonne ging unter und das schöne Bild verschwand in der einbrechenden Nacht.

Fast eine Stunde verging aber noch, bis der Eilwagen an die Rheinbrücke kam, es war zu spät, das Tor mitten auf derselben war schon verschlossen und blieb es trotz allen Bitten und Lamentationen der Passagiere; heute führte kein Weg mehr nach Frankreich hinein. Der Eilwagen mußte nach Kehl zurückfahren; Miller bekam ein sehr bescheidenes Schlafkämmerlein unter dem Dach, aber es gefiel ihm, erinnerte es ihn doch an das liebe Dachstüblein im Elternhause, dazu bot es eine schöne Aussicht auf den Rhein hinaus. Lange saß der junge Auswanderer sinnend am Fenster und schaute hinaus in das geheimnisvolle Bild der Nacht; der Mond war aufgegangen und legte auf die ruhig daherrauschenden Wellen sein Silberlicht, und drüben am jenseitigen Ufer stand wieder der Münsterturm wie ein riesiger Wächter über das weite Land. Es war eine wunderbar laue Nacht; schon flimmerten die ersten Leuchtkäferchen umher, wie sonst daheim erst am Johannistag, sonst rührte und regte sich nichts weit und breit; nur von Zeit zu Zeit hörte man die Rufe der Grenzwächter von hüben und drüben; herüben riefen sie: „Zweite Runde, alles in Ordnung!“ und drüben: „Patrouille retour!“ — Die Zeit verrann dem Auswanderer, er wußte nicht wie. Die Münsteruhr schlug schon 10 und die Uhren von Neu- und Altsanktpeter antworteten darauf. Da aber hub auf dem Münsterturme die große Glocke zu klingen an, ernst und feierlich, sie erschallt jeden Tag um die zehnte Stunde zum Danke dafür, daß der Münster von der Frevelhand Ludwig XIV. bewahrt

blieb, als überall den Rhein hinab die Münster und Dome in den Flammen untergingen.

Andern Tages überschritt Miller schon beizeiten die mit mächtigen Bastionen gesicherte Rheinbrücke. In der Taferne „Zum Zweibrücker Hof" nahm er sein Quartier, nicht nur weil ihm größere Hotels zu teuer gewesen wären, sondern weil hier alle Bayern gerne Einkehr hielten. Neben der Taferne befand sich das ehemalige Palais des Obristen Prinzen Max von Pfalz-Zweibrücken, der später Kurfürst und dann König von Bayern wurde; in diesem Palais wurde kein Geringerer geboren als der edle und treue Förderer und Mäcen Stiglmaiers und Millers, der nachmalige König Ludwig I. von Bayern. In der Taferne daneben hatten die wackeren Wachtmeister des Max Josephschen Regimentes beschlossen, dem Erstgeborenen ihres geliebten Obristen ihre Bärte in einem Kissen unter das Haupt zu legen; — — sechs Jahre darauf wurde über das Kreuz auf dem Münsterturm die Jakobinermütze, das Zeichen des Volksaufruhrs, gestülpt.

Miller fühlte sich hier wie zu Hause, mit Behaglichkeit verzehrte er sein Frühstück und begab sich dann zum Münster. Erst nachdem er seiner Andacht genügt, widmete er sich der Beschauung des ehrwürdigen Bauwerks und stieg zuletzt zur Höhe des Turmes empor, der damals noch der höchste Turm der ganzen Welt war. Von Stufe zu Stufe weitete sich der Blick, zuerst blieb er an den Dachornamenten und Fialen des Presbyteriums haften, dann drang er hinein in die Winkelzüge uralter Gassen, die Bastionen und Vorwerke der Festung tauchten auf, das junge Grün der Felder außer dem Burgfrieden winkte zwischen den leichten Säulenträgern des Treppenhauses herein. Endlich war die Plattform erreicht. Die reine, sonnenklare Luft gewährte dem Turmbesteiger den ganzen vollen Weit- und Rundblick, den ehemals Goethe hier genossen und später in „Dichtung und Wahrheit" in unvergleichlicher Weise geschildert hat. Über das Silberband des Rheins herüber sandten die dunklen Schwarzwaldberge ihre letzten Heimatgrüße, nach Norden trug sie Vater Rhein selbst weiter in deutsche Lande, nach Nordwest dehnte sich

reichgesegnetes Land mit Gärten, Feldfluren und Rebenhügeln aus; friedlich lagen sie da, nicht ahnend, daß sich auf ihnen einmal der furchtbarste Völkerkampf um dieses schöne Stück Erde abspielen würde. Gegen Westen zeigte sich ein langer Höhenrücken mit ungezählten Rebenhügeln, weiter zurück leuchteten aus den Tannenwäldern des aufsteigenden Wasgaus die goldenen Lichter des jungen Buchenlaubes hervor und in der Mitte all dieser Hügel und Berge hielt der St. Odilienberg seine Wacht. Und fruchtbare, reichgesegnete Fluren umsäumten im Süden den Flußlauf des Rheins und der Ill. Und all dieses schöne, reiche Land, es war einmal deutsche Erde, deutsches Vaterland und die Bewohner dieses Landes waren bis zur Stunde Söhne deutschen Stammes, Alemannen der Sprache und Sitte nach, aber losgetrennt von den Brüdern. Wie gestern beim ersten Anblick des Münsters wurde dem deutschen Jüngling auch jetzt das Herz wieder schwer und er frug sich wieder: „O du schönes Land! Warum mußtest du französisch werden? Wann wird je einmal die Stunde schlagen, da du wieder uns gehörst?“ Ferdinand Miller konnte von sich an dieser Stelle sagen wie Goethe: „Eine Ahnung dessen, was kommen wird, beunruhigte schon das Herz, und ein unbefriedigtes Bedürfnis forderte im Stillen dasjenige, was kommen soll und mag.“ Es war die Ahnung einer großen, besseren Zeit für Deutschland und der Wiedergewinnung seiner alten verlorengegangenen Gaue.

Miller stieg die immer schmäler werdenden Wendeltreppen und zuletzt die eiserne Leiter hinauf bis zur schwindligen Höhe der Krone, in welche der achteckige Knopf des Kreuzes eingelassen ist. Unter den in den Sandstein mit eigener Hand eingegrabenen Namen las er auch Goethe und Herder.

Zwei Tage blieb Miller in Straßburg und verbrauchte für Wohnung und Kost die große Summe von ganzen sechs Francs. Am dritten Tag bestieg er die Diligence, den Postwagen nach Nancy. Von Straßburg bis Paris sollte die Fahrt in der

„kurzen Zeit" von drei Tagen vor sich gehen, das war fahrplanmäßig, es wurden aber jedesmal fünf Tage daraus.

Durch die Wälle und Mauern der Stadt Straßburg führte die gutgepflegte und sogar gepflasterte Straße hinaus in das schöne Getreide- und Rebenland, in welchem die fränkischen Herzöge aus Attichs Geschlecht ihre Maierhöfe bewirteten und Friedrich Barbarossa manchen Trunk vom Federweißen in seiner Villa regia schlürfte. Durch Erlenbüsche und in jungem saftigem Grün prangende Wiesengründe stieg die Straße allmählich bergan zum Wasgau; Buchenwälder nahmen sie auf, in denen sich die neubelaubten Zweige wie zu dem Gewölbe eines gotischen Domes zusammenschlossen; dann wurden aber die Wege immer finsterer und einsamer. Seltener wurde das Geleuchte der Buchen, Rottannen und Föhren verdrängten sie. Zur Winterszeit mußten da Chasseurs, das sind berittene Jäger, die Diligence begleiten, denn nicht selten wechselten da Wölfe aus den Ardennen herüber. Nach immer beschwerlicher werdender Fahrt war endlich die Kammhöhe der Vogesen erreicht, das Gebirge senkte sich zu schnellerer Fahrt einladend nach Westen hinab. Nun erstarb allmählich mit dem letzten Laut deutscher Zunge auch der letzte Hauch deutschen Wesens, obwohl auch Oberlothringen ehemals noch deutsches Land war und der letzte deutsche Kaiser aus dem Hause Habsburg väterlicherseits von dem lothringischen Herzogsgeschlechte abstammte.

Von Nancy aus war es keine angenehme Fahrt mehr. 21 Personen saßen in dichtgedrängter Enge auf- und übereinander. Wohl wurde von den Passagieren gescherzt und geplaudert, aber Miller konnte dem raschen Fluß der Rede nicht folgen. Seine Gedanken weilten meistens daheim. So schön auch häufig die Gegend war mit ihren Weingeländen, Fruchtgärten und Saatfeldern, nichts konnte ihm lebhaftere Teilnahme abringen. Er war reisemüde geworden, halblahm und gerädert am ganzen Körper. Er atmete auf, als er endlich am fünften Abend, nachdem er Straßburg verlassen, am achten seiner Abfahrt von zu Hause im Westen den Nebelflor und Dunstkreis einer Großstadt erblickte, als

sich mehr und mehr das Leben der Landstraße mit Gefährten, mit Reitern, Militärtruppen, Transporten von Waren und Tieren aller Art belebte, als riesige Plakattafeln, wie sie heute die Bahnstrecken begleiten, den Weg einsäumten. Abends, als schon die untergehende Sonne die Kreuze auf dem Père Lachaise beleuchtete, passierte die Post die Barriere von la Villete, Ferdinand Miller der wissensdurstige, lern- und opferfreudige deutsche Erzgießer hatte das Ziel seiner Reise erreicht: er war in Paris.

XI.

Paris.

Wohl hätte es für Miller in der Weltstadt vieles zu sehen gegeben, aber er nahm sich nicht Zeit hierzu, erst wollte er festen Boden unter seinen Füßen haben, ein sicheres, tägliches Brot und Gelegenheit etwas zu lernen, dann erst konnte er sich mit Muse dem Beschauen der Stadt hingeben. Er mietete sich in einem bescheidenen Dachstüblein ein. Tisch, Bett und Stuhl waren vorerst die ganze Einrichtung; der Ofen war zugleich Kochherd und er kochte sich selbst sein bescheidenes Mahl; er war ihm aber auch deshalb willkommen, weil er darauf mit seinen Schmelztiegeln und Formtrockenbrettern hantieren konnte.

Schwerer als eine Wohnung war eine Stelle zu finden, in der Miller seine Kenntnisse in der Erzgießekunst zu erweitern vermochte. In der „konderie de roule", der königlichen Erzgießerei war keine Zulassung zu erhoffen; zu ihr war jedem Ausländer von vornherein jeder Weg versperrt. Im Volke gärte immer noch oder auch schon wieder Revolutionsgedanken und König Louis Philipp machte alle Anstrengungen sich die Gunst des Volkes zu erhalten; so fürchtete er durch Anstellung fremder Arbeiter in seinen Diensten die Gunst der Einheimischen zu verscherzen. Jeder Versuch Millers dorthin zu kommen war also aussichtslos, da halfen auch nicht die Empfehlungen des bayerischen Gesandten, Grafen Jennyson. In den Privatgießereien

konnten sie ihm noch weniger Dienste leisten, im Gegenteil hätten sie erst recht gegen ihn mißtrauisch gemacht.

Miller klopfte bei Lecquin an. Der Blick des weltgewandten Mannes, dessen Geschicklichkeit ihn zum Gießer des Blücherdenkmals gemacht hatte, erkannte sofort die Absicht des offenen und harmlosen, jungen Berufsgenossen.

„Sie sind Deutscher, nicht wahr?"

Miller hatte nie gelogen, er wollte es auch jetzt nicht tun und hätte es auch nicht tun können; seine blauen Augen und sein blondes Haar hätten ihn verraten. So gestand er es unumwunden zu.

Lecquin lächelte und klopfte Miller auf die Schulter.

„Und Sie wollen bei mir in Arbeit treten?"

„Ja, Monsieur!"

„Bedaure sehr; wenn ich mir einen Deutschen einstelle, so habe ich das letzte Denkmal für Deutschland gemacht. Wenn Leute wie der Stiglmaier von München hinter meine Geheimnisse kommen, ist's für mich drüben Schluß. Pardon Monsieur!"

Der schlaue Franzose machte vor dem Deutschen ein höfliches Kompliment und, ehe sich dieser dessen versah, stand er vor der verschlossenen Türe. Miller ging weiter zu dem ebenso berühmten Sojer. Stiglmaier hatte von Sojer schon des öfteren Nippen und Dekorationsstatuen bezogen und ihm dafür Münzgravierungen geliefert; wenn kein anderer Meister den jungen Erzgießer aufnahm, so war es wenigstens von ihm zu hoffen, er sollte, wenn sonst alle Versuche mißlangen, die letzte Zuflucht sein. Sojer begrüßte Miller ebenso höflich wie Lecquin, ja als er von seiner Verwandtschaft mit Stiglmaier hörte, lud er ihn zu Tisch ein und Miller aß bei ihm zum erstenmale Artischocken. Nach dem Diner aber sagte ihm Meister Sojer mit tiefem Bedauern, daß augenblicklich bei den fortgesetzten Unruhen unter dem König Louis Philipp die Geschäfte schlecht stünden, er hätte gar keine Arbeit und müsse selbst bald seine besten Gehilfen entlassen. Und wie bei Lecquin stand Miller auch jetzt wieder ohne Erfolg auf der Straße. —

Es verging eine hoffnungslose Woche. Ein junger deutscher Maler hatte von dem Gießer Simonet gehört und gab nun Miller den Rat ihn aufzusuchen. Simonet wohnte in einem Vorstadtviertel; Miller suchte es auf. Da tönten ihm aus dem Hofe eines alten Bürgerhauses Schmerzens- und Hilferufe entgegen. Miller eilte in den Hof und fand dort einen alten Mann mit struppigem, weißem Bart und Haupthaar; er hatte sich einen Knaben über die Knie gelegt und zog ihm ein Haupthaar nach dem andern einzeln aus dem Kopfe, was dieser jedesmal mit einem erneuten Wehruf begleitete. Miller sprang auf den Unmenschen zu:

„Was tun Sie, Monsieur?"

„Was geht Sie das an?"

„Sie haben keinen Menschen zu quälen!"

„Ich kann tun, was ich will!"

Jetzt überkam den Deutschen der Zorn. „Monsieur, das weiße Haar schützt Sie! Wenn es noch schwarz wäre, würde ich Sie selbst überlegen und es Ihnen ausziehen, wie Sie den Buben getan haben." Mit zorngerötetem Antlitz und geballter Faust stand der Jüngling da, daß es dem Franzosen angst und bange wurde.

„Er hat mir das Erz auslaufen lassen. Wie sollt ich ihn anders strafen?"

„Sind Sie Erzgießer?"

„Ja, Monsieur!"

„Am Ende Simonet?"

„Ja, Monsieur."

„Warum beschäftigen Sie nicht erwachsene Arbeiter, die sind doch vernünftiger und machen keine Fehler wie die Kinder."

„Ich bekomme keinen, Lecquin und Sojer haben sie mir alle weggenommen, ich muß damit zufrieden sein, solche Burschen aus dem Findelhause zu mir zu nehmen."

„Was geben Sie mir, wenn ich bleibe?"

„Sind Sie vom Geschäft?"

„Ja, ich bin Former, Gießer und Ziseleur."

„Und Landsmann?“

„Deutscher.“

„Tut nichts, Balthasar Keller, der den Erzguß in Paris einführte, war auch Deutscher. Ich behalte Sie, aber ich kann Ihnen nicht viel zahlen. Lecquin und Sojer nehmen mir alle Geschäfte weg, aber, wenn sie sich nicht mehr zu helfen wissen, dann kommen sie doch immer wieder zum Simonet, o könnte ich sie auch überlegen wie die Buben!“

„Pfui, Meister Simonet!“

„Nichts pfui. Wenn Sie wüßten, wie man's mir gemacht hat, dem Urenkel Balthasar Kellers, der seine Geheimnisse hat —“

„Sie haben seine Geheimnisse?“

„Ja, mein Vater hat sie mir im Gefängnisse anvertraut und eine Stunde darnach haben sie ihn hinausgeführt auf den Greveplatz zum Schafott, weil er Royalist war und zum König hielt. Jetzt sind sie alle wieder Royalisten, die meinen Vater aufs Hochgericht lieferten, weil er ihnen seine Geheimnisse nicht sagte, damals waren sie Jakobiner und dann sind sie Bonapartisten geworden, wie's gerade paßte. Monsieur, wissen Sie jetzt, warum ich den Jungen die Haare ausziehe, weil ich es den Alten nicht tun darf. Sie sagen, der alte Simonet wär da nicht recht,“ er deutete sich selbst auf die Stirne, „und darum will keiner bleiben.“

„Meister Simonet, ich bleibe.“

„Aber ich gebe keine Kost und zahle nur einen Frank für den Tag. Der Mensch muß genügsam sein, ich hab als Kind wochenlange von Kleienbrot gelebt.“

„Gut, ich nehme für den Anfang an.“

So ward die Sache ausgemacht und Miller wurde der einzige Geselle Meister Simonets.

Es war aber nichts Leichtes mit Simonet zu arbeiten und auch die vielen Geheimnisse, die der Geselle von seinem Meister erfahren wollte, ließen auf sich warten. Die furchtbaren Ereignisse der Revolution, welche Simonet in seiner Jugend mitgemacht hatte, der Tod seines Vaters auf dem Schafott, der auch seiner Mutter das Herz brach, all das hatte von frühester Kind-

heit an sein Gemüt verdüstert und verwirrt, Armut und manche Enttäuschung in seinem Beruf ihn mißtrauisch gemacht, so daß er sich überall von Feinden umgeben sah, die ihn um Ruhm und Reichtum brachten. Überall sah er Verräter und Verbrecher, überall seine Arbeit mißkannt und hielt sich doch für den vollen Erben der Kunst Meister Balthasar Kellers. Aber sein Können reichte bei weitem nicht an das seines Urgroßvaters hin und die Arbeiten, die er lieferte, waren meistens sehr einfach und bescheiden; was Miller noch von ihm lernen konnte, hatte er ihm bald abgesehen, es war sehr wenig. Das aber war für ihn von Vorteil, daß er öfter mit Sojer im Hause Simonets zusammenkam. Obwohl der unglückliche und mißtrauische Meister sich gerade von diesem am meisten für betrogen und verfolgt hielt, war es gerade Sojer, der immer wieder bei ihm nachsah und ihm immer neue Aufträge zubrachte. Dabei schaute er oft Miller wohlgefällig bei der Arbeit zu.

Eines Tages stand Sojer wieder vor Miller. Lange schwieg er, dann aber sagte er zu Miller:

„Monsieur Miller, ich glaubte, daß Sie nur ein Gießer seien, nun sehe ich, daß Sie auch ein tüchtiger Ziseleur sind, ein sehr tüchtiger!“

Da kam Simonet dazu und das Gespräch nahm eine andere Wendung.

Nächsten Tages, als Miller in die Werkstätte kam, befand sich mitten in derselben Simonets Stuhl, der Greis stand daneben und fuhr sich selbst in die Haare, daß sie ihm wirr in die gerunzelte Stirne hingen. Seine Augen funkelten unheimlich und sein Mund rang lange nach Worten.

„Monsieur Miller, mein Vater hat nur einmal gerufen: „Es lebe der König!“ und er wurde zum Tode verurteilt; ich könnte Sie auch rädern und vierteilen lassen, aber es soll Gnade für Recht ergehen. Sie haben mit Sojer gesprochen — —“

„Ja!“

„Und er hat Sie gelobt.“

„War das ein Unrecht und meine Schuld?“

„Es ist Hochverrat. Nur ein Simonet, der Urenkel Balthasar Kellers, verdient Lob, nicht Sie oder Sojer. Ihnen gebühren für das angemaßte Lob 15 Haare Buße und Sie haben mit ihm gegen mich eine Verschwörung angerichtet, macht weitere 15 Haare, ich verurteile Sie also zu dreißig Haaren."

Simonet setzte sich auf seinen Stuhl, zog seine Bluse aus und stülpte die Ärmel auf. Mit steigender Verwunderung betrachtete ihn Miller. „Wie meinen Sie das?"

Simonet befahl: „Machen Sie nicht lange Umstände! Sie sind regelrecht verurteilt. Legen Sie sich sofort!"

Miller hatte Mühe, Ruhe und Kälte zu bewahren. „Wenn ich Sie recht verstehe," sprach er, „soll ich mir die Haare ausziehen lassen wie die unglücklichen Jungen aus dem Findelhaus, die Sie malträtierten?"

„Nicht bloß sollen, Sie müssen es sich tun lassen! Allons!"

Simonet sprang auf. Da erschrak Miller wirklich vor ihm, nicht, als ob er die Kraft des kleinen, unscheinbaren Männchens gefürchtet, sondern weil jetzt in den Augen Simonets der helle Wahnsinn loderte. Ehe sich Miller dessen versah, sprang Simonet auf ihn zu und wollte ihn beim Haare fassen, doch Miller kam ihm zuvor und umklammerte ihn mit seinen Armen wie mit stählernen Zwingen.

Da schrie Simonet auf: „Diebe, Räuber, Mörder!" aber niemand kam; man war das Schreien und Hilferufen im Hause Simonets schon gewöhnt. Als dieser vollständig erschöpft zusammenbrach, eilte Miller selbst hinaus, holte aus der Charité Krankenwärter mit der Tragbahre herbei und diese brachten den Ohnmächtigen in sicheren Gewahrsam und in Pflege; Miller und mit ihm die Männer und Frauen der Nachbarschaft begleiteten den Transport; niemand machte aber Miller einen Vorwurf, sondern die meisten dankten ihm sogar, denn sie hatten mit Angst das unausbleibliche Ausbrechen des vollen Wahnsinns und der Tobsucht schon lange erwartet und waren nun froh, daß ihnen erspart geblieben war, an den Tobsüchtigen Hand anlegen zu müssen.

Anders war es Miller um das Herz. Was sollte nun aus ihm werden? Wo sollte er nun gleich wieder Arbeit finden? Er stand wieder ohne Erfolg auf der Straße. Hoffnungslos ging er nach Hause. Ja, was sollte aus ihm werden? Er hatte seine Wohnungsmiete vorhinein bezahlen und sich manches für seinen Haushalt beschaffen müssen; mit Schrecken sah er voraus, daß ihm das Geld ausgehen werde samt dem Ludwigs- und Frauentaler, wenn er nicht bald wieder Arbeit bekomme. Aber wo sie suchen? Er war doch nicht nach Paris gekommen, um einen Formträger in einer Kupfer- oder Waffenschmiede zu machen. Solche gab es ohnedies hier mehr als genug oder sollte er sich an der Seine als Kohlenschlepper verdingen; dort hatte er das erste Fultonsche Dampfschiff gesehen. Man sagte ihm auch, in St. Germain hätte man aus Eisen eine Straße gebaut und fahre mit einem Wagen, den der Dampf treibe, aber es gehe meistens nicht; wenn er ein geschickter Schlosser wäre, könnte man ihn vielleicht gut brauchen. Mit Staunen sah Miller die erste Eisenbahn und Lokomotive, er fuhr auch mit ihr hinaus zur Barierre von Clichy und stieg von dort hinauf auf den Montmartre, um ein neues Wunderwerk der Erfindungen zu sehen, von dem ganz Paris sprach, den ersten Pariser Telegraphenapparat. Aber eine für ihn passende Stelle fand Miller weder in Clichy noch auf dem Montmartre. Endlich sagte man ihm, der verrückte Mulot wolle in Grenell einen Brunnen graben, der von selbst springe, da könne er mitgraben helfen.

Und Tag für Tag verging und Miller hatte noch keinen Posten. Seine Lage wurde immer trostloser. Was sollte er anfangen, wenn das Geld zur Neige ging? Sollte er heimkehren ohne Geld und ohne Erfahrungen in der Gießkunst? Nein, lieber nie mehr sein Vaterland sehen. Als er in solchen Tagen wieder einmal schweren Herzens auf der Post Briefe aus der lieben Heimat abgeholt hatte, begab er sich — er wollte ja allein sein mit seinen Sorgen — hinaus zum Père Lachaise, dem großen Friedhof von Paris, auf dessen höchstem Punkt die kunstreiche Grabpyramide des Kupferschmieds Gé-

mond sich befindet. Er schaute von dort hinaus über die Stadt, in deren Dunstkreise die Tempelkuppeln, Säulen und Türme verschwanden. Stille war es da droben und das Geräusch der Stadt verhallte wie Windhauch. Lange wandelte Miller zwischen den Grabmälern und Grabkapellen, zwischen Tuien und Zypressen, Taxusbäumen und Trauerweiden dahin, tief in Gedanken versunken; in der Krone einer Pinie am Grabe des ehemals so berühmt gewesenen Tondichters Bellini sang eine Amsel ihr schwermütiges Lied. Als der stille Wanderer ihrer gedankenvoll lauschte, klang auf einmal Gebet an sein Ohr. Ein Trauerzug kam an ihm vorbei; nur wenige Leidtragende begleiteten den Sarg, Miller schloß sich dem Zuge an. Erst aus der kurzen, schlichten Grabrede des Priesters merkte er, daß er keinem ihm Fremden das Geleite gegeben hatte, er stand am offenen Grabe Simonets; der zerrüttete Geist hatte bald die letzten Lebenskräfte des unglücklichen Mannes aufgezehrt; nun hatte er Friede und auch die armen Findelkinder, an denen er in seinem Wahn allen erlittenen Kummer rächen wollte. Als alles hinweggegangen war, blieb Miller noch betend am Grabe stehen. Überrascht sah einer der Trauergäste nach ihm um und trat dann zu ihm; es war Erzgießer Sojer.

„Hier treffe ich Sie wieder, Monsieur Miller. Ich habe geglaubt, Sie wären schon wieder nach Deutschland zurückgekehrt, da Sie von dem armen Simonet weg vollständig verschwunden waren. Warum haben Sie mir nicht Ihre Adresse gesagt?"

„Ich wußte nicht, Monsieur Sojer, daß Sie für mich noch Interesse haben," stammelte Miller verlegen.

„Und ich habe doch ihre gute Arbeit gelobt."

Miller zuckte die Achseln und schwieg.

„Und wo arbeiten Sie jetzt?"

„Ich habe seit der Erkrankung Simonets keine Stellung mehr."

„Haben Sie Hunger gelitten?"

„Nein, bis jetzt noch nicht, aber ich muß wohl wieder nach Deutschland zurückkehren, sonst kommt es am Ende noch so weit."

„Hm, Monsieur Miller, wissen Sie was, ich behalte Sie als Ziseleur. Wollen Sie?"

„Gerne, Monsieur Sojer."

So war endlich der Hauptwunsch Millers erreicht; er kam in die Werkstätte des ersten Erzgießers von Paris. Wohl wachte Sojer anfangs ängstlich darüber, daß Miller nicht in die Formerei kam, aber allmählich wuchs sein Vertrauen zu dem jungen, tüchtigen Arbeiter und, als eines Tages eine etwas große Figur durch Miller ziseliert werden sollte, war für dieselbe nicht Raum genug in der Ziselierwerkstätte; sie mußte im Formhaus aufgestellt werden. Damit gab sich dann von selbst die Gelegenheit, in das Gußverfahren Sojers Einsicht zu gewinnen. Millers rascher Blick ließ ihn bald erkennen, was das Wesentliche war in der französischen Behandlung der Gußwerke.

Wohl bestand zwischen dem Gußverfahren Sojers und den „Geheimnissen" Simonets eine gewisse Beziehung; was Simonet aus den Aufschreibungen seines Urgroßvaters Balthasar Keller und aus den letzten Mitteilungen seines hingerichteten Vaters in verworrener und praktisch undurchführbarer Form für die Nachwelt gerettet hatte, war von Sojer erst richtig gedeutet und wirklich verwendbar verwertet worden. Es ergab sich dabei für Miller immer klarer das eine, daß darin wohl Simonet recht hatte, daß das ursprüngliche Verfahren von Balthasar Keller ausgegangen und damit die französische Erzgießkunst eigentlich deutscher Abstammung war. Die Erzgießer Crozatier, Lecquin und Sojer hatten darauf weitergebaut und die Erzgießerei in Frankreich auf eine künstlerische Höhe gebracht, die, wie ja Stiglmaier selbst zugestanden hatte, bis dahin weder in Italien noch Deutschland erreicht worden war.

Es ist notwendig, hier in allgemein verständlicher Weise das Grundverfahren anzugeben, wie Statuengüsse hergestellt wurden. Die Erfindungen der Gegenwart haben hierin manche Änderung und Erleichterung geschaffen. Der Guß bestand aus drei Hauptteilen, dem Innenteil oder Kern, dessen Oberfläche vollständig der Form des Modells nachgebildet sein mußte, einer Wachsschicht,

die gleichmäßig und genauestens über den Kern wie eine Haut aufgezogen wurde, und der Überkleidung, welche die Wachshaut genau überdeckte und vollständig einhüllte. War nun so die Gußform hergestellt, so wurde das Wachs herausgeschmolzen, dadurch blieb zwischen Kern und Mantel ein leerer Raum; in diesen Raum wurde dann durch Gußlöcher das flüssige Erz eingegossen und nach Erkalten ausgegraben. Die Hauptnotwendigkeit war nun die, für Kern und Mantel eine Masse zu erfinden, welche beim Eingießen des Metalls standhielt und nicht infolge der Schwere und Hitze desselben auseinanderbarst. Für kleinere Güsse ließ sich leicht widerstandsfähiges Material erreichen, aber nicht für große. Hierin war nun Frankreich Deutschland und Italien vorausgekommen. Das richtige Material zu ergründen, war jetzt Aufgabe Ferdinand Millers, und es gelang ihm das nicht nur, sondern er konnte selbst wiederum seinem französischen Meister manche Erfahrung zugute kommen lassen, die er bei seinem Onkel Stiglmaier und dieser wiederum in seiner Erzgießerei und in Italien gemacht hatte.

So ergänzten sich deutsche, italienische und französische Erzgießekunst. Die italienische Erzgießekunst, deren letzter großer Vertreter Benvenuto Cellini war, wurde durch Stiglmaier nach Deutschland gebracht, die deutsche eines Peter Vischer durch den geborenen Schweizer, aber in verschiedenen deutschen Erzgießereien ausgebildeten Balthasar Keller nach Frankreich verpflanzt, dort mit der eines Lamot vereinigt, von Crozatier, Lecquin, Sojer durch Verwendung besseren Materials für Modell und Gußkern, durch Einführung der sogenannten Stück- oder Sandformerei wesentlich vervollkommnet und von Ferdinand Miller wieder für Deutschland zurückerobert. Das ist das Verdienst, das ihm allein schon in der Geschichte der bildenden Künste Deutschlands einen Platz gesichert hätte.

Sojer erkannte wohl, daß ihm in Miller ein sehr gefährlicher Rivale erwuchs, aber zugleich auch, daß er aus dessen Wissen, der Gewandtheit und dem raschen Blick des jungen Deutschen den größten Nutzen zog und damit das wieder gewann, was er

anderseits durch dessen Konkurrenz verlieren konnte. So bildete sich zwischen Sojer und Miller sowie dessen Onkel Stiglmaier allmählich das freundschaftlichste und vertrauteste Verhältnis, das so weit ging, daß Sojer sogar seinen eigenen Sohn zu Stiglmaier nach München schickte.

Von Ferdinand liefen jetzt nur die besten Nachrichten in München ein; das zeigt sich in folgendem herzlichen und freudevollen Brief Stiglmaiers an Ferdinands Mutter:

München, den 18. Februar 1836.

Liebe Schwester!

Viel Glück und Segen zum heiligen Namensfest. Auch im Namen Deines lieben Ferdinand alles erdenkliche Gute. Ich habe erst kürzlich einen sehr angenehmen Brief von ihm bekommen, worin er sich mit kindlicher Liebe seiner lieben Eltern erinnert, was mir viele Freude macht, denn wer Vater und Mutter ehret, dem wird es wohl ergehen, und er wird lange leben auf Erden.

Die große Figur von Ferdinand ist schon auf dem Wege und wird bald hieher kommen; ich freue mich sehr darauf. Sie wird ihm auch Ehre machen. Ich hoffe auch, daß Ferdinand selbst bis Ende Mai zurückkommen wird. Überhaupt verspreche ich mir von allen Deinen Kindern viel Gutes, und dies ist ein schöner Lohn für die vielen Sorgen, die eine so zahlreiche Familie den Eltern gemacht hat. Besonders wenn man sieht, daß der liebe Gott seinen Segen dazu gibt.

Mit der Gesundheit unseres Bruders Matthias ist es noch immer beim Alten. Wir hoffen, daß es bald gut geht und doch kommt manchmal wieder etwas, was uns Sorge macht.

Die Kathi, der Anton und der Baptist sind recht fleißig; dagegen macht uns der Pariser*) viel zu schaffen. Er wird sich aber nach und nach an unsere Sitten gewöhnen.

*) Sojers Sohn.

Grüße mir Herrn Schwager und Deine Kinder! Meine Frau und Heinrich lassen Dir viel Glück zum heiligen Namensfeste wünschen.

Lebe wohl und erhalte in freundlichem Andenken Deinen aufrichtigen Bruder

Joh. Bapt. Stiglmaier.

Die von Miller verfertigte Statue, von der Stiglmaier in seinem Briefe spricht, war eine lebensgroße Diana, welche heute noch in der Klenzevilla in Tutzing aufgestellt ist; sie war Millers erste selbständige Arbeit in Paris. Nach ihr vertraute Sojer dem jungen Deutschen jedes schwierige Werk an. An der Herstellung der Gußarbeiten für die Julisäule hatte Miller wesentlichen Anteil.

Gerade am Tage ihrer Fertigstellung fand sich bei Sojer ein Gast ein; es war kein geringerer als der große Gelehrte und Weltreisende Alexander von Humboldt. Sojer hielt ihm gegenüber nicht zurück mit dem Lobe Millers. Humboldt schüttelte dem jungen deutschen Arbeiter herzlich die Hand. Im Verlaufe des Gespräches frug er ihn:

„Wissen Sie schon, welchen großen Plan Ihr kunstsinniger König für München im Sinne hat und woran ihr Onkel und Meister besonders beteiligt sein soll?"

„Ich weiß nichts," mußte Miller gestehen.

„Er will in München ein Erzdenkmal aufstellen, wie seit dem Koloß von Rhodus die Welt keines mehr gesehen hat, eine riesenhafte weibliche Verkörperung der bajuvarischen Kraft; Schwanthaler hat schon den zeichnerischen Entwurf vorgelegt, ich habe ihn selbst bei ihm gesehen, er zeigt eine prachtvolle Jungfrauengestalt, den bayrischen Löwen an der Seite; Stiglmaier soll das Riesenwerk in Erz fertigstellen."

Als Miller diese Nachricht erhielt, konnte er kaum mehr seine Freude verbergen; bei diesem Werke mußte er dabei sein. Er hatte in Paris nun gesehen und gelernt, was zu sehen und zu lernen war, und so stand sein Entschluß fest, er konnte mit dem-

selben fast nicht mehr zurückhalten, bis sich Alexander von Humboldt verabschiedet hatte. Als er fort war, trat er vor Sojer, dankte ihm mit warmen Worten für alles genossene Vertrauen und die bei ihm gewonnenen Erfahrungen, aber dann bat er ihn in aller Form um seine Entlassung.

Sojer war aufs höchste überrascht; gerade jetzt, da sie beide so einträchtig zusammengearbeitet und ein hervorragendes Werk glücklich vollendet vor ihnen stand, war ihm der Gedanke am allerwenigsten gekommen, daß Miller ihn verlassen könnte.

Sojer machte Miller gegenüber keinen Hehl aus seiner Überraschung; er spendete ihm unumwunden sein volles Lob und sagte offen, daß er ihm unentbehrlich geworden war und daß er schon länger den stillen Wunsch gehegt habe, es möchte einmal eine Zeit kommen, in der Miller bleibend in sein Geschäft eintreten würde.

Miller stieg heiße Röte ins Antlitz; Freude und Stolz über das ihm geschenkte Vertrauen und Hochachtung vor Meister Sojer und seinem ganzen Hause stritten mit seiner Liebe zur Heimat; der Seelenkampf war kein leichter, aber die Heimatliebe trug doch den Sieg davon. Gerührt gab er Sojer die Hand, eine Träne stand ihm in den Augen.

„Meister Sojer, ich danke Ihnen für all diese Güte und Ehre, aber es tut mir bitter leid, ich kann einen ständigen Posten bei Ihnen nicht annehmen."

„Wie, Sie könnten nicht?"

„Es ist unmöglich."

„Auch dann nicht, wenn ich Ihnen anbiete, in mein Geschäft einzutreten, und zwar als Teilhaber. Sie würden einer der wohlhabendsten und angesehensten Bürger der ersten Stadt der Welt, ein Patrizier der Stadt Paris!"

„Auch dann nicht."

„Wenn ich Sie mit allen Rechten und Vermögensanteilen ohne jegliche Einlage Ihrerseits in meinem Hause aufnehmen würde wie meinen eigenen Sohn?"

„Ich habe meinem Vater auf die Hand versprochen, dem Bayerlande und der deutschen Heimat treu zu bleiben, ich habe meinem Onkel gelobt, daß ihm meine Kunst und meine Kraft gehöre, ich will und darf meinen Schwur nicht brechen."

„Ist das Ihr letztes Wort?"

„Mein letztes."

„Dann — dann muß ich freilich darauf verzichten, Sie noch ferner bei mir zu sehen."

Sojer richtete sich hoch auf und seine Stimme wurde kühl und stolz. Miller wurde es aber umso heißer ums Herz.

„Monsieur Sojer, ich habe Sie doch nicht beleidigt?"

„Nein."

„Aber Sie sind mir doch böse?"

„Ja, Sie können nicht von mir verlangen, daß ich Ihre Eröffnung mit Freuden aufnehme; damit würde ich Sie beleidigen."

„Und ich würde Ihnen eine Beleidigung zufügen, wenn ich nicht offen und ehrlich Ihnen gestehen würde, was mein Wunsch und Ziel ist."

„Gut, wenn Sie so offen und ehrlich sind — und ich zweifle nicht daran, ich habe Sie genugsam dafür kennen gelernt — dann sagen Sie aber auch, wenn Sie Ihren Onkel und die deutsche Erzgießekunst zu Ruhm und Ehre führen wollen, daß Sie dies nur Frankreich zu danken haben."

„Ich werde zeitlebens Frankreich dankbar sein für all die Anregungen, die ich davon gewonnen habe, ich werde dankbar sein für alle Gastfreundschaft, die ich genossen, und besonders für die vornehme Art, mit der Sie mir begegnet sind, Monsieur Sojer, aber daß ich all meine Kunst nur Frankreich zu danken habe — pardon, Monsieur Sojer! — das werde ich nicht sagen."

„Was sonst?"

„Ich werde sagen, daß ich mir die deutsche Kunst wieder zurückgeholt habe, die uns Frankreich genommen hat."

„Wie können Sie das behaupten?"

„War nicht Balthasar Keller ein Schüler deutscher Meister?"

Sojer lachte spöttisch auf. Es entwickelte sich zwischen den beiden Männern ein heftiger Meinungskampf. Miller trat mit seiner vollen Begeisterung für seine Heimat ein, Sojer für die „grande Nation". So oft das Wort: „Deutsche Meister" fiel, begann Sojer aufs neue zu lachen, er wurde immer erregter und heftiger, aber auch Miller schlug das Herz immer lauter und er frug Sojer mit bebender Stimme:

„Deutsche Meister? War nicht auch Erwin von Steinbach, der den Straßburger Münster baute, den die Franzosen uns genommen, ein deutscher Meister?"

„Wie, wollten Sie am Ende nicht gar den Straßburger Münster auch noch zurückerobern?" Beißender Hohn durchzitterte dieses Wort Sojers.

Darauf erhob Miller noch lauter seine Rede:

„Das ist nicht meine Sache, aber freveln Sie nicht, Monsieur Sojer, es könnten auch dafür einmal Zeit und Stunde kommen."

Sojer schwieg einen Augenblick. In Millers Worten lag etwas so Bestimmtes, Zuversichtliches und Prophetisches, daß Sojer unwillkürlich davor zusammenschrak. Als er sich wieder gefaßt hatte, fuhr er weiter:

„Gut, nehmen Sie nur Ihre wiedergefundene deutsche Erzgießekunst mit sich! Sie sind noch ein junger, tatendurstiger Mann und werden noch etwas leisten. Es wird sicher zwischen den Deutschen und uns zum Wettkampfe kommen."

„Ich nehme für die deutschen Meister den Kampf an. Wir werden die Klingen kreuzen um den Weltsieg in der Erzgießekunst."

„Der Kampf kann beginnen! Leben Sie wohl, Monsieur Miller!"

Die beiden Kämpen machten vor einander eine tiefe, förmliche Verbeugung. Sie wollten schon stumm und ohne weiteren Gruß auseinandergehen, aber im letzten Augenblicke sprach doch noch gegenseitige Hochachtung zu beider Herzen. Ohne daß sie darnach wußten, wer zuerst eingeschlagen, fügten sich ihre Hände zu warmem Drucke zusammen.

Andern Tages war Ostersonntag. Miller feierte den Ostersschmaus nicht allein, sondern teilte ihn mit Freunden und Landsleuten, den Bildhauern Rudolphi und Knoll und dem Maler Girschner. Wie in der Heimat hatten sie das „Geweihte" vor sich, nur gab es dabei kein Osterlamm aus Zucker und Marzipan wie zu Hause, sondern nach damaligem Pariser Brauche ein ansehnliches Stück Hammelsbraten. Trotz der Entlassung Millers war es doch ein fröhliches Mahl.

Ferdinand Miller hatte sein Ziel erreicht, seine Aufgabe erfüllt, er hatte das erlernt, weswegen er nach Paris gekommen war. Nun winkte ihm die Heimat, in wenigen Tagen wollte er die Rückreise antreten und das Ostermahl sollte zugleich sein Abschiedsmahl sein. Reden wurden gehalten und aus voller Kehle deutsche Lieder gesungen, vom Lindenbaum und „Wohlauf noch getrunken!". Und dann kam das Lied: „Das Wandern ist des Müllers Lust!", und sie machten dabei unter Scherzen und Lachen aus dem Müller einen Miller. Die Gläser klangen zusammen — auf Heimat und Vaterland — da klopfte es an die Türe, ein Mann trat herein im verstaubten Reiseanzug, es war Johann Baptist Stiglmaier, der Erzgießer von München. Das war eine große Überraschung.

Stiglmaier nahm an dem einfachen Mahl teil, aber er hatte selbst Gaben aus der Heimat mitgebracht, einen von der Mutter in Fürstenfeldbruck selbst gebackenen Osterfladen, der schmeckte besser als all die feinsten Confituren eines Pariser Zuckerbäckers, obwohl er auf der weiten Reise längst eingetrocknet war. Als von der Notre Dame her dröhnende Glockenschläge zur Vesper einluden, schritten alle miteinander zur Kirche, wo das „Regina coeli lätare!" erklang wie in der Heimat.

Nach der Vesper ließen die Freunde Onkel und Neffen allein. Miller führte seinen Onkel durch den Tuileriengarten zu den Statuen, welche König Louis Philipp an der Terrasse des Feuillants aufstellen ließ. Hier fanden sie in einer Laube ein stilles Plätzchen, um sich gegenseitig auszuplaudern. Schwer wurde es Miller einzugestehen, daß er von Sojer entlassen worden war,

doch, als er den Grund der Entlassung angab, zeigte sich Stiglmaier mit seinem Verhalten vollständig einverstanden und billigte es. „Du kannst mit mir zurückkehren, es gibt Arbeit für dich."

Darauf bestätigte Stiglmaier in vollem Umfange das, was Miller schon von Humboldt erfahren hatte, daß der König eine

Johann Baptist Stiglmaier.

Frauenstatue aus Erz auf der Theresienhöhe errichten wolle und Schwanthaler bereits schon dafür den Entwurf geliefert habe. Aber noch nicht genug, Onkel Stiglmaier wußte noch mehr zu erzählen. Der König hatte in Rom eine antike Statue gesehen, die beim Ausgraben noch ihren vollständigen Goldglanz gezeigt

hatte, er wolle nun die Standbilder seiner Ahnen im Thronsaale der Residenz aufstellen, sie sollten in Erz gegossen und unvergänglich in Feuer vergoldet werden. Der König hatte den römischen Goldschmied und Erzgießer Manfredini geschrieben, ob er die Feuervergoldung übernehmen wolle, doch dieser antwortete ihm, er könne die Arbeit nicht verantworten, denn so ansehnliche Figuren forderten zu große Goldüberzugsmassen; bei solchen würden sich so viele Dämpfe entwickeln, daß jede Figur ein Menschenleben kosten würde. „Darauf" — so beschloß Stiglmaier seinen Bericht — „habe ich dem Könige erklärt, daß ich dir nach Paris nachreisen werde; hier, wo in den königlichen Schlössern überall so viel Gold prangt, — so dachte ich mir, — müßte sich doch ein besseres Vergoldungsverfahren finden lassen. Und deswegen bin ich eigentlich hier. Ich will es in der Stadt Paris suchen."

Miller zuckte die Achseln. „Das wird schwer gehen. Die Franzosen sind zu eifersüchtig auf alle ihre Künste und Erfindungen."

Andern Tages fuhren beide hinaus zum Schlosse in Versailles und besahen sich dessen von Gold strotzende Prachträume mit dem großen Spiegelsaal, der zum Triumphe des französischen Sonnenkönigs gebaut wurde, aber auch nach Gottes Fügung dazu bestimmt war, die Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches feierlich vollziehen zu sehen. Wer durfte zu damaliger Zeit, 35 Jahre früher, solches hoffen.

Erst mit Stiglmaier kam Miller dazu, sich die Stadt Paris anzusehen. Stiglmaier stattete auch dem bayrischen Gesandten Grafen Jennyson einen Besuch ab. Dieser vermittelte die Erlaubnis zum Besuche der Kgl. Erzgießerei. In derselben trug sich in jenen Tagen ein eigentümlicher Vorfall zu. König Louis Philipp hatte den Befehl zum Gusse einer Statue des unglücklichen Königs Ludwig XVI. gegeben; der Guß wurde auch vorgenommen, aber Gußdirektor Crozatier hatte das Maß des Erzes hiefür zu gering angeschlagen; als der erkaltete Guß ausgegraben wurde, füllte die Gußspeise nicht ganz die Form, es fehlte — das Haupt des Königs. Altmeister Stiglmaier besuchte

auch Sojer und wurde mit ausgesuchter Höflichkeit und Liebenswürdigkeit von ihm empfangen und auch zu Tisch geladen; Sojer erwähnte von dem letzten Zwiegespräch mit Miller kein Wort, er spendete ihm nur sein Lob. Alle Auskünfte über das Verfahren bei Feuervergoldung lehnte er aber höflich, doch bestimmt mit der Begründung ab, daß das nicht seine Sache, sondern jene der Goldschmiede sei; an diese möchte sich Stiglmaier wenden. Doch das geschah mit gleichem Mißerfolg. Wo er vorsprach, ehrte man in Stiglmaier den ausländischen Meister, der bereits einen Weltruf hatte, man schätzte es sich zur Ehre, ihn auch flüchtige Blicke in die Werkstätten werfen zu lassen, allein das, worauf es ihm ankam, wie große Goldmassen ohne Vergiftungsgefahr auf Erz übertragen werden können, das sah und ergründete er nirgends. Schließlich gab er seine Versuche und Forschungen auf. Unwillig sagte er zu seinem Neffen: „Ferdinand, wir reisen heim. Wenn wir morgen fahren, kommen wir gerade zum Firmungstage von deinem Bruder Baptist noch heim."

Miller schaute lange sinnend vor sich. Dann aber schüttelte er seine blonden Locken. „Wer könnte lieber heimfahren als ich, aber es geht nicht."

„Warum nicht?"

„Weil ich die Vergolderei auch noch herausbringen muß."

„Du bringst auch nicht mehr heraus wie ich. Sie sagen nichts."

„Laß mich nur! Ich weiß, was ich tun muß."

„Gut, wenn du meinst — — Also bleibt's dabei?"

„Ja, es bleibt dabei. Wenn etwas herauszubringen ist, ich bring's heraus."

Andern Tages fuhr Stiglmaier allein nach Hause. Lange schaute Ferdinand der Diligence nach, bis sie im Straßenstaube verschwand. Dann kehrte er in seine Wohnung zurück, zahlte die Miete und nahm Abschied von seinen Hausleuten. Er schnallte sich das Felleisen auf den Rücken und schritt mit einem Knotenstock, den er sich unterwegs kaufte, durch die Straßen von Paris, gerade wie ein echter und rechter Handwerksbursche seiner Zeit. Er kam in die „rue Notre Dame de Nazareth", wo sich eine sehr beschei-

dene Herberge befand und erbat sich für ein paar Sous eine Unterkunft. Dort suchten Meister, die plötzlich einen Arbeiter brauchten, aus den zugereisten Leuten sich einen passenden heraus. Oft genug fand sich der Gewünschte nicht, aber ebenso oft als die Meister auf einen entsprechenden Gesellen, mußten diese auf jene warten. Wer länger als eine Nacht in der Herberge blieb, mußte sich zu häuslichen Mitarbeiten bequemen und das blieb auch Miller nicht erspart. Er hatte sich auf Grund seines vom bayerischen Gesandten bestätigten Gesellenzeugnisses des Meisters Mayerhofer als Goldarbeitersgehilfe einschreiben lassen, aber Tage vergingen, bis endlich ein Goldschmied nach einem Arbeiter fragte. Endlich kam ein solcher, es war Meister Blus; dieser nahm Miller in seine Dienste.

Die Aufgabe des nunmehrigen Goldschmiedsgesellen bestand meist nur in der Reinigung der vergoldeten Stücke mit der Drahtbürste, in den eigentlichen Vergolderraum ließ man den Ausländer nicht. Wie sollte ein Deutscher auch von solcher Arbeit verstehen, — das war die Meinung von Meister und Gesellen; vielfach hielten ja die Pariser die Deutschen noch für Barbaren. Doch, trotzdem Miller die eigentliche Mitarbeit verwehrt blieb, verstand er sich aber bald besser auf dieselbe als die eigentlichen Gehilfen. Er hörte manches Wort von ihnen, das ihm gewünschte Aufklärung gab. Am meisten klagten sie über den Vergoldungsofen und über die mangelhaften Vorrichtungen zum Abzug der giftigen Gase und er brachte bald heraus, daß auch hier in Paris noch nicht das Geheimnis gefunden war, größere Vergoldungsarbeiten ohne äußerste Gefahr für die Gesundheit der Arbeiter fertig zu stellen. Oft ließ Blus Ofensetzer kommen, der Ofen wurde verschiedentlich abgeändert und umgebaut. Miller hatte daheim beim Formen der Gußkerne und bei der Überwachung der Arbeiten am Gußofen verschiedene einschlägige Vorrichtungen kennen gelernt und war darum in der Lage, dem Ofensetzer mit manchem praktischen Wink und gutem Rat beizustehen. Dieser fand an dem deutschen Burschen, der sich überall so geschickt anstellte, seinen Gefallen. Er lud ihn ein, ihn zu anderen Meistern zu begleiten, sein Urteil

über deren Einrichtungen abzugeben und allenfallsige Verbesserungsvorschläge abzugeben und Miller folgte diesen Einladungen, so oft er konnte, er wußte wohl, daß er auf diese Weise am leichtesten in der ganzen Stadt Einblick in die Werkstätten und in die Konstruktion ihrer Guß- und Vergolderherde erhielt und manche Frage, deren Beantwortung man dem ausländischen Goldschmied und Erzgießer versagt hätte, erwiderte man ohne Anstand dem Begleiter des Ofensetzers. So kam Miller immer mehr zur Überzeugung, daß keiner der verwendeten Öfen und keines der in Übung stehenden Vergoldungssysteme den an sie gestellten Anforderungen entsprach. Nicht nur bei Blus, sondern auch in allen anderen Werkstätten fehlte es an den Vorrichtungen und Kanälen, den bei Verdampfung des Quecksilbers sich bildenden Dämpfen einen möglichst raschen und vollständigen Abgang zu sichern. Er selbst fühlte bei seinen Versuchen und Untersuchungen des öfteren am eigenen Leibe die Wirkung der Giftstoffe, die das sich verflüchtigende Quecksilber freimacht. Stunden-, ja tagelang machte Miller chemische Versuche, zeichnete Konstruktionen für Schutzvorrichtungen, Pläne für Ofen- und Werkstättenanlagen, — es mußte gehen und sich die Sache verbessern lassen.

Und siehe, es ging.

Eines Tages klagte Blus darüber, daß ihm mehrere Arbeiter aus dem Dienst getreten seien, weil sie bei ihrer gefährlichen Beschäftigung, die sie ständiger Vergiftungs- und Erstickungsgefahr aussetzte um den ausbedungenen Lohn nicht mehr arbeiten mochten. Miller sagte darauf zu ihm:

„Wenn Sie andere Einrichtungen hätten, würden Sie nicht nur das Leben Ihrer Arbeiter vor übermäßigen Gefahren schützen, sondern könnten mit Ihren drei bleibenden Arbeitern die gleichen und größere Arbeiten bewältigen als bisher mit Ihren sechs Gehilfen."

Blus schüttelte den Kopf. „Das ist nicht möglich."

„Lassen Sie mich den Versuch machen!"

Blus wollte nicht daran, bis ihm Miller all sein bei Sojer verdientes Geld als Bürgschaft einsetzte für den Fall, daß sein

Versuch Blus in seiner Werkstätte und seinem Verdienst Schaden verursachen würde.

Andern Tages begann Miller die Vorbereitungen für sein Unternehmen. Der alte Herd wurde abgebrochen und ein neuer entstand nach von Miller verbesserten Arzet'schem System.

Die Arbeit konnte beginnen, doch weder Blus selbst noch einer der Gehilfen wagte sich daran.

„Gut," sagte Miller kurz entschlossen, „dann arbeite ich selbst."

Das Staunen des Meisters wurde immer größer, als Miller aus seiner Dachkammer eine noch bei Sojer gegossene Statue herniederschleppte, es war eine Reiterstatue des Kurfürsten Maximilian von Bayern. Er klammerte sie in eine von ihm eigens konstruierte Drehvorrichtung und trug dann das Amalgam, eine Mischung von Gold und Quecksilber wie einen Brei auf die Figur auf, wie Spiegelbelag auf die Glasflächen aufgestrichen wird. Als die Figur ihren vollständigen Amalgambelag hatte, entzündete er das Herdfeuer. Die Arbeiter wollten schon entfliehen, allein Miller reichte ihnen Schutzmasken und hieß sie bleiben. Noch niemals zuvor wurden von Blus ganze Figuren solcher Größe in einem Stück und mit einer so bedeutenden Quecksilbermasse über Feuer vergoldet, er konnte sich mit seinen Arbeitern bis zum letzten Augenblick nicht der Besorgnis erwehren, es müßten die giftigen Dämpfe auf einmal in einer solchen Masse aufsteigen und sie bedrohen, daß es um ihr Leben geschehen wäre, — doch dieser Augenblick trat nicht ein, nicht nur daß infolge der gleichmäßigeren Hitzeverteilung die Abdampfung des Quecksilbers viel schneller vor sich ging wie bisher, sondern es fanden die Dämpfe auch ihre schnellere Aufzehrung und Abführung durch die getroffenen neuen Herdvorrichtungen. Ehe man dies erwartet und ehe nur einer der Anwesenden Beschwerden durch Gasgifte empfand, löste sich der weißgraue Belag wie der Reifhauch in der Morgensonne und in blankem purem Gold erschien die Statue des bayerischen Kurfürsten, nicht nur als das Ergebnis einer einfachen Verbesserung des bisherigen Vergoldungsverfahrens, sondern als das erste Probestück einer wirklich neuen, wohlgelungenen

Erfindung. Aber auch das Auge des Erfinders leuchtete in hellem Glanze. Miller hatte mehr erreicht, als er gewünscht und gewollt hatte, der Zweck seiner Reise war mehr als vollauf erfüllt. Mit seinen Errungenschaften in der Erzgießerei war er der Empfänger, das Deutschland entrungene Erbe heimatlichen Kunstgewerbefleißes und Geschickes war in seine Hände zurückgelegt worden, hier war er mehr, hier war er der Geber, er gab der Welt eine Erfindung, welche Kunstwerke in bisher unerreichtem Goldglanze entstehen ließ und zwar in einem Umfange, der bisher nicht gewagt werden durfte, da er das Leben der Arbeiter auf das Spiel gesetzt hätte. Von diesem Augenblicke an war der Name Millers nicht mehr nur mit der Geschichte der Erzgießekunst verbunden, sondern auch mit der der Vergoldungstechnik.

Blus reichte Miller die Hand und sagte nichts zu ihm zum Ausdruck seiner Anerkennung, er war zu sehr überrascht und frug ihn nur: „Monsieur Miller, warum haben Sie bei mir eigentlich in meiner Werkstatt alle die harte Arbeit geleistet, wenn Sie das können?“

Miller sagte darauf: „Hätte ich die Arbeit gescheut, wäre sie mir nicht gesegnet worden.“

Blus stellte Miller den Antrag als erster Gehilfe bei ihm zu bleiben, er zahle ihm, was er wolle. Miller lehnte aber ab. Am selben Nachmittag noch begab er sich zu dem Grafen Jennyson, dem bayerischen Gesandten, und holte seinen Paß. Der Gesandte empfing ihn mit großer Herzlichkeit und fuhr mit Miller selbst zu Blus, die neue Erfindung zu sehen. —

Es war einer der letzten Maientage und Miller kniete wie gar oft in dieser Zeit zur Vesstunde in der Kirche „Maria vom Siege“. Ihr galt vor allem sein Dank. Er kaufte sich zwei zu ihrer Ehre geprägte Medaillen, auf denen Lichtstrahlen sinnvoll von den Segenshänden Mariens auf die Darunterknienden niedergingen, und zwei silberne Kettchen dazu. Die eine Medaille hing er sich um den Hals; er wollte sie tragen sein Leben lang, für die andere kaufte er ein Sammetetui, er wollte sie mit nach Hause bringen für die, welche außer seiner Mutter ihm ihr Gebet versprochen hatte.

XII.

Heimkehr.

„Aus dem zaghaften jungen Deutschen war im Ringen mit Hindernissen aller Art ein Mann mit starkem Selbstbewußtsein geworden, mit gereifter Erfahrung und weitem, klarem Blick. Strenges Pflichtgefühl mit kindlichem unverbrüchlichen Gottvertrauen gepaart, hatten seinem eigenen Tun und Denken die sichere Führung gegeben, die ihn unberührt ließ von allem, was an anderer Gesittung ihm entgegentrat. Sein aufrichtig dankbares Gemüt und gerades, herzliches Wesen ließ ihn überall, selbst unter anfänglichen Gegnern, Freunde finden, denen er treu blieb, wie allem, was einmal in seinem Herzen feste Wurzeln geschlagen."

So schrieb Fritz von Miller in der Biographie seines Vaters, dem wir soeben auf seiner Heimreise von Paris das Geleite geben wollen. Doch dauerte diese nicht wie die Hinreise acht Tage, sondern zwei Monate. Da Ferdinand Miller doch einmal in der Welt draußen war und nicht wußte, ob sich ihm später als Stütze seines Onkels noch eine solche Reisegelegenheit bieten werde, so nahm er sich vor, auf dem Heimweg noch alles zu besehen, was in jener Zeit, wo ein reger Aufschwung an technischen Erfindungen sich zeigte, für ihn förderlich und sonst von Bedeutung war. Die Erfindung für Feuervergoldung wurde ihm von seinem bisherigen Meister reichlich gelohnt; da er ihm Pläne und Zeichnungen hierfür überließ bekam so Müller von ihm genügend Mittel, noch eine größere Studienreise anzutreten. Sie führte ihn übers Meer nach London und über die Niederlande und den Rhein aufwärts nach München zurück.

Nicht in der dumpfen Einschachtelung einer Diligence sondern in einem offenen Reisewagen verließ er Paris; Blus, Girscher und Rudolphi reichten ihm noch die Hände zum Wagen hinauf; Knoll war ihm bereits schon in die Heimat vorangeeilt. Als sich der Wagen eben in Bewegung setzen wollte, kam noch Graf Jennyson, der bayerische Gesandte, des Weges geritten und

gab ihm Grüße auf an Stiglmaier, Schwanthaler und andere Münchener Künstler und zuletzt ehrerbietigste Empfehlungen an den König selbst. Da bekamen die Mitreisenden gewaltig Respekt vor dem jungen schlichten Manne, der mit blauer Bluse angetan und einen breiten Strohut auf den blonden Locken in ihrer Mitte saß. Bei herrlichem Wetter fuhr der Wagen durch das reichgesegnete französische Flandern der Stadt Amiens zu, der Geburtsstadt des Apostels der Kreuzzüge. Es war eine sternenklare aber kalte Nacht, als die Reisenden dort ankamen. Mit Entzücken betrachtete Miller am andern Morgen den Dom mit seiner wuchtigen Eingangspforte. Bald nach der Abfahrt von Abbeville schlug ein mächtiges Dröhnen an das Ohr des Reisenden, ein taktmäßiges Rauschen; das waren die gleichmäßigen Atemzüge des Weltmeeres, das hier Miller zum erstenmal sah. Es war gerade Flutzeit und in hoch sich türmenden Wogen schlug die Brandung an die Felsmauern des Gestades. In Boulogne sollte die Fahrt übers Meer beginnen. Laut schlugen die Wellen ans Ufer, aber auch heftiger schlug das Herz des jungen Mannes, der noch niemals sein Leben den Meeresfluten anvertraut hatte. Lange schaute er dem Wellenspiele zu von der Stelle aus, von der Napoleon die kühne Kriegsfahrt gegen England wagen wollte. Damals bot ihm Fulton seine ersten Dampfschiffe an, aber höhnisch blies er den Qualm aus seiner Pfeife, als wollte er sagen, der Dampf von Fultons Schiffen gelte ihm nicht mehr als der Rauch seiner Pfeife. Hätte er damals der Erfindung getraut, so hätte er vielleicht die Kriegsfahrt gegen das seemächtige England wagen können, aber der sonst so weitsichtige Welteroberer ließ die günstige Gelegenheit eines Sieges durch die neuen Wunder der Dampfkraft vorübergehen und so trug ihn selbst ein solches in die Verbannung. Noch waren nicht ganz zwanzig Jahre seitdem vergangen und schon belebten die englischen Dampfer alle Seehäfen und hatten den Welthandel an sich gerissen. Auch hier in Boulogne lagen mehrere, und einem dieser funkelnagelneuen rauchschnaubenden Ungetüme vertraute nun Miller sein Leben an.

Es war ein Raddampfer. In donnernden Taktschlägen warfen die Schaufeln ihren silbernen Gischt aus. Mit Bewunderung sahen die Passagiere die Maschinen arbeiten und das Schiff mit den Seglern um die Wette fahren. Die See ging hoch, der Wind blähte die Segel; auch die Dampfer wurden heftig vom Wellenspiele geschaukelt und wie Miller auf das ferner rückende Gestade Frankreichs seine Abschiedsblicke warf, da begann es ihm auf einmal vor den Augen zu tanzen, nicht mehr die Wogen senkten sich, sondern die Felsen von Calais, der Sturm warf das Schiff wie einen Spielball hin und her, ihn selbst aber erfaßte mit voller Gewalt der Schrecken vieler Meeresfahrten, die Seekrankheit. Wie atmete alles auf, als endlich andern Morgens der Dampfer zwischen Hunderten von Seglern und Kähnen in die Themse einfuhr, zu dessen beiden Seiten sich das Häusermeer von London ausbreitete.

London und Paris beherrschten damals die Welt, das lebenslustige Paris auf dem Gebiete der schönen Künste, das ernste, arbeitssame London auf dem Gebiete der Industrie.

Wie ein Wald stiegen auf dem Londoner Hafen die Masten der Tausende von Schiffen empor und dazwischen hoben und senkten sich die Krahnen, welche die Waren ausluden; unaufhörlich in endloser Kette rollten die Omnibusse und Lastwagen in die City, das Innere der Stadt hinein. Die ersten Fabriken reckten schon ihre Schlöte in die Höhe, als die Minareths der neuen Zeit. Schon hatten im Kirchspiel von St. Margareth die ersten Gaslaternen die trübe flackernden Petroleumlampen verdrängt. In der Adelaidegalery schleuderte die Gewalt des Dampfes Kanonengeschosse zum Himmel; Örsteds Elektromagneten hoben zentnerschwere Eisenstücke in die Luft und in der Brauerei von Barclay und Perkins arbeiteten zwei große Dampfmaschinen. Zwischen Rother Hithe und Wappin war gerade Ingenieur Brunel daran, 34 Fuß unter dem Flußbette der Themse ein Tunnel zu bauen. Finster blickten auf all diese Neuerungen die Mauern des Towers und still und ruhig allein war es in den Hallen der Westminsterabtei, in denen Miller halb betäubt von dem

Gewühle und Gelärme der Stadt seine Zuflucht suchte. Schweigend standen die Engel und Heiligen auf ihren Postamenten und lagen die Könige in ihren Sarkophagen und doch sprachen sie laut und inständig zu dem Weltwanderer von der Vergänglichkeit des Ruhmes und Glanzes aller Zeit und von der Majestät des Todes und der Unendlichkeit des Jenseits.

Wieder vertraute sich Miller einem Dampfschiffe an zu siebzehnstündiger, diesesmal glücklich ohne Sturm und Seekrankheit verlaufender Fahrt zurück zum Festland nach Ostende. Auch von da setzte sich die Fahrt noch auf englischen Schiffen fort bis nach Antwerpen. Dort wurde er in dem Hause des Erzgießers Bükens aufs freundlichste empfangen. Er zeigte ihm alle Sehenswürdigkeiten der Stadt. Am Grabe Rubens und an seinem Denkmale wie an jenen von Massis, van Dyks, Teniers, Jordans, Lays und beim Anblicke ihrer Gemälde in den Museen und in der Liebfrauen- und Jakobskirche ging ihm das Herz auf, waren sie ihm doch alle gute alte Bekannte von der Münchener Pinakothek her, wo er an ihnen die Herrlichkeit der niederländischen Kunst lieben und schätzen gelernt hatte. Aber er sah auch die Schrecknisse des Krieges und der Revolution, die sechs Jahre vor Millers Ankunft Belgien und Holland in zwei Reiche getrennt hatten; sie waren noch nicht verwischt.

Von Antwerpen nach Brüssel war bereits Bahnverkehr eingerichtet, aber auch hier gab es wie auf der Bahn Paris—St. Germain noch manche Störung. Da mußte auch Miller erleben, daß mitten auf der Strecke der Zug hielt und drei und eine halbe Stunde nicht mehr weiter kam. Erst tief in der Nacht langte der Zug in Brüssel an. Mit der Diligence wären sie eher hingekommen.

In Brüssel war regstes Leben. Vor kurzem erst wurde die Universität eröffnet. Die Trennung von Holland hatte Brüssel zur selbständigen Residenz gemacht und seitdem schwang es sich empor zu einem kleinen Paris. Wo vor kurzem noch Wälle und Mauern die Stadt umsäumten, stiegen Prachtbauten empor, dazwischen boten Alleen ihre Schatten und Springbrunnen ließen

ihre Wasserstrahlen schießen. In jeder Straße wurden Hotels gebaut und neue Gebäude für die Staatsämter. Verwundert blickte Sankt Michael von seinem hohen Turme auf all dies Treiben hernieder. Alles gab es, wie in Paris selbst, nur noch keine Eisenbahn. Miller mußte wieder zur Weiterfahrt die Diligence besteigen. Eng aneinander saßen die Reisenden wieder im Postwagen, aber was die drangvolle Enge vergessen machte, das war, daß wieder Muttersprache, Mutterlaut an sein Ohr drang; es ging der Heimat zu, dem deutschen Boden, dem deutschen Vaterland. Mitten in der Nacht wurde die deutsche Grenze erreicht. Wie wohl tat es dem jungen Mann, der in der Fremde keinen Augenblick sein Vaterland vergessen hatte, es endlich wieder grüßen zu können, und wie hoch erfreut war Miller, daß es an einem Orte geschah, der jedem Deutschen besonders ehrwürdig ist, in der Stadt Karl des Großen, in der Krönungsstadt der deutschen Kaiser, in Aachen.

Miller stieg hinauf in den Rathaussaal, in dem Rudolph von Habsburg gekrönt worden war, und wieder hinab zum Grabe Karl des Großen. Er stand vor der kostbaren Kanzel, die Kaiser Heinrich der Heilige dem Dom verehrt hatte. Er beschaute sich den Springbrunnen mit der Statue Kaiser Karls, einem vergoldeten Erzbild der früheren Zeit, und die Muttergotteskirche, welche heute eine von Miller gegossene und vergoldete Madonnenstatue krönt. Aber auch die Nadelfabriken und Eisengießereien besuchte er und die erste deutsche Dampfkesselfabrik, die eben eröffnet worden war.

Die Fahrt ging weiter nach Cöln.

Wie eine Ruine stand damals der Dom noch da. Das Presbyterium war allein größtenteils ausgebaut, von den Türmen ragten nur die Fundamente und Untergeschosse zum Himmel, dazwischen und auf dem weiten Domplatz war ein wildes Chaos von Bauhütten und Baumaterialien. Der blonde Jüngling, der da unter dem unvollendeten Turme stand, war berufen, einmal seinen Rat und sein Gutachten abzugeben, als fast ein halbes

Jahrhundert später die Kaiserglocke auf dem einen derselben zum Erklingen gebracht werden sollte.

Nun grüßte Miller zum zweitenmal den Rhein. Seine mit aller Romantik seiner Zeit umwobene Rheinwanderfahrt wollen wir ihn aber aus seinen damaligen Tagebuchblättern selbst erzählen lassen:

„Auf dem Dampfschiff fuhren wir bis Bonn. Hier war alles reinlicher als auf den englischen Schiffen. Von Bonn aus ging es am nächsten Morgen zu Fuß weiter. Wir bestiegen den 850 Fuß hohen, sagenumwobenen Drachenfels — altes Gemäuer, an dem Wind und Sturm seit Jahrhunderten rütteln, ragt kühn zu den Wolken empor.

Recht freundliche und gutmütige Landleute labten uns auf dem Weiterweg mit billigem Wein, in Remagen gab man uns Wein mit Zucker und Mineralwasser, ein äußerst erfrischendes und, wie man uns erklärte, der Gesundheit sehr zuträgliches Getränk. In Sinzing, wo wir übernachtet hatten, weckte uns schon sehr früh, als kaum das Horn des Nachtwächters verhallte, der alte sorgsame Wirt. Dicht vor dem Dorfe liegt auf dem Berge Schloß Rheineck, das ein Graf Hohlweg in Bonn sich von dem Bauinspektor Lassaulx aus Koblenz hatte geschmackvoll restaurieren lassen. In Koblenz besuchte ich sogleich Herrn Dietz in seiner schönen großen Fabrik. Er nahm mich herzlich auf, zeigte mir seine ganze Fabrik, in der er bei 90 Arbeiter beschäftigt. Nachmittags führte uns Herr von Lassaulx in die Kgl. Eisengießerei. Das ganze Gebäude ist aus Gußeisen. Die 25 Fuß hohen Säulen sind je aus einem Stück gegossen. Hier fand ich einen Transportwagen, wie ich ihn schon lange in der Idee hatte, bei uns zu machen — nur ist hier alles von Gußeisen, was für uns zu kostspielig wäre — es sind dabei gleich Flaschenzüge mit angebracht, die weniger Menschenkraft erfordern. Sonnabend stellte ich Versuche mit dem Sand von Koblenz an, ob er sich für Broncegu ß eignen könnte — ich fand ihn aber sehr schlecht — gebe Gott, daß ich besseren in München finde! — Die geschäftige, sorgsame Mutter des jungen Schogert brachte uns Wein und Brot nach,

als wir auf einen grünen Hügel stiegen, im Angesichte des schönen Rheins, der schönen Gegend von der Lahn gegenüber, ein frugales Abendbrot zu uns zu nehmen. —

Den 13. Juli um sechs Uhr früh hieß es wieder Abschied nehmen von der guten Familie Diez und weiter ging's der Heimat zu, immer den Ufern des Rheins entlang, am Schlosse Stolzenfels vorüber und an kleinen Städten, an Mauern und Türmen, die zurückerinnern an längst vergangene Zeiten. Wir stiegen hinauf zu den sogenannten beiden Brüdern, zwei hochgelegenen alten zerfallenen Burgen, an die sich von Schwesterliebe eine rührende Sage knüpft. Nun wurde mit jedem Schritte die Gegend wilder, das Rheintal verengte sich immer mehr und wurde immer kahler. Bei St. Goar bilden sich Kessel im Rhein, ringsum starren hohe Felsen in die Luft. — Es war schon gegen 8 Uhr abends und es fing an dunkel zu werden — die Beleuchtung war für den Platz wunderbar treffend — alles lag in tiefer Stille — nur wenn eine Welle einmal sich über dem ruhigen Spiegel des Rheins erhob, verriet das Rauschen derselben, daß unter uns der mächtige Strom seinen Weg sich bahnte. — Ein Weidmann kam zwischen den Bergen heraus und stieß in sein Jagdhorn, dessen Ton dumpf widerhallte — es war einer der schönsten Augenblicke, die ich auf dieser meiner Rheinreise erlebte. — Von Schloß Rheinstein, das, gut instand gesetzt, von Prinzen Friedrich bewohnt ist, gingen wir wieder über den Rhein, um vom Niederwalde die Aussicht zu genießen. Man riet uns Reittiere zu nehmen, da wir ohne Führer den Weg nicht finden würden. Auf der Höhe vom Fürstenhaus angelangt, führte uns ein Mädchen zu einem Turm — eine herrliche Aussicht — die schönste, die wir bis dahin gefunden — überraschte uns. Vor uns lag das Städtchen Bingen, tief unter uns das sogenannte Binger Loch. — Ein Felsenkamm erstreckt sich bis über die Mitte des Rheins — schäumend windet sich der Fluß durch die halb unter Wasser versteckten Untiefen. Nur eine schmale Öffnung erlaubt den Schiffern den Durchgang. Im Hintergrunde, in blauer Ferne liegt der Donnersberg, rechts Bacherach mit der ganzen

Bergkette. Frankfurt ist noch 15 Stunden von uns entfernt — Johannisberg schließt die weitere Aussicht. — Wie schwer ist es, solchen Ort zu verlassen. — Ein schmaler Weg führt durch ein schönes Birken- und Buchenwäldchen — an dessen Ende kamen wir an eine Art Tempel und nochmals bot sich uns ein schönes Bild, ein wunderbarer Anblick.

Nun ging's zwischen Weinbergen immer auf der Höhe entlang, rechts von uns vor unseren Augen die lachende Landschaft. Gegen 7 Uhr erreichten wir das Dorf Johannisberg — wir tranken eine Flasche vom berühmten Wein und besahen das Schloß vom Fürsten Metternich. — Den zwanzigsten marschierten wir, ohne uns weiter aufzuhalten, bis Wiesbaden."

Fürwahr, es muß eine herrliche Wanderschaft gewesen sein, die der junge deutsche Reisende, die Brust von Hoffnung und Lebensmut geschwellt, in den Sommertagen des Jahres 1836 durch die Rheingauen hielt. Ja, wie ist ihm das Herz aufgegangen vor Freude und Lust! Es war aber auch dazumal noch ein schönes stillsinniges Wandern, den Stab in der Hand und das Ränzel auf dem Rücken über Berg und Tal. Noch schwellte der laue Wind die Segel bewimpelter Boote, noch glitten sanft die Kähne auf den nicht durch Rad und Schraube aufgewühlten Wellen dahin; Gesang und Saitenspiel ertönten auf ihnen; aus den Reben- und Rosenlauben an den Ufern grüßte Becherklang und von den Felsen hallte der Frohsinn wider. Die leichtbeflügelte Phantasie eines Künstlers mochte wohl in solchen Weihestunden aus der Tiefe des Stromes die Hüterinnen des Nibelungenhortes emporsteigen und vom Loreleyfelsen die Jungfrau mit dem Goldhaar sich niederbeugen sehen und, als der Jägersmann aus dem Walde trat und in das Hüfthorn stieß, da mochte es dem Wanderer wohl sein, als ob Jungsiegfried, der stolze Knabe, selbst zum Weidwerk und zum Drachenkampfe riefe. Und droben auf dem Niederwalde, als der Wanderer von der Rossel her zur Höhe oberhalb Rüdesheim durch den leuchtenden Buchenwald schritt und die Ausblicke hielt, welche er mit so warmer Begeisterung schilderte, da mochte wohl zum erstenmal in ihm der

Gedanke aufgestiegen sein, hier wäre der Platz, von dem ein deutsches Einigungs- und Nationaldenkmal hinausschauen und hinausgrüßen soll in die deutschen Gauen und in die deutschen Lande. Es waren Träume, schön, heilig und groß — aber die Träume des Wanderers erfüllten sich: nach nicht ganz fünfzig Jahren stieg Frau Germania selbst hinauf zum Niederwald und hob siegesstolz die deutsche Kaiserkrone zum Himmel, und der sie ihr in die eherne Hand gab, auf daß sie darinnen festhalte auf ewige Zeiten, das war jenes jugendfrohen und lebensmutigen Wanderers eigener Sohn, es war der eigene Sohn desjenigen, der hier das erste Loblied auf den Niederwald gesungen.

Durch die Bastei des Germanikus marschierte Miller mit seinem Freund Esche und einem Regensburger Kaufmannssohn, der nach zehn Jahren aus Amerika wieder in seine Vaterstadt zurückkehrte, in dem damals noch stark befestigten Mainz ein. Sein Besuch galt vor allem dem Dom. Am Nordwesteingange desselben befanden sich ja die kostbaren Erztüren, welche Bischof Willegis gestiftet hatte und im Dome selbst Bildhauereien, die von Albrecht Dürer stammen sollten. Auch das zinnerne Taufbecken fesselte als merkwürdige Metallarbeit seine Aufmerksamkeit.

Von Mainz weg wurde die Reise wieder per Post fortgesetzt. Sie führte zur freien deutschen Reichsstadt Frankfurt. Auch hier gab es wieder für Miller Besonderes zu sehen, aber nicht als Erzgießer sondern als Vergolder, das waren die Statuen des Meisters Servatius Hochacker.

Miller drängte zur Weiterfahrt, erfuhr aber zu seinem Schrekken, daß die Post eben nach Bayern abgefahren sei und die nächste erst nach drei Tagen weiterginge. Da entschlossen sich die Reisenden, sich einen Einspänner zu mieten. Nach vier Stunden Fahrt winkten ihnen weißblaue Pfähle, und Miller schlug das Herz voll Freude, weißblau war das Zeichen und die Farbe des Heimatlandes, sie hatten wieder bayrischen Boden erreicht. Bis es Abend läutete, kamen sie nach Aschaffenburg.

Noch lag die ehemalige Sommerresidenz des Fürstbischofs und Kurfürsten im Nachtdunkel, als die Fahrt mit einem anderen Einspänner wieder weiterging. Stiller und immer stiller wurde es im Tannenwald des Spessarts. Manchmal flog ein Häher auf, ein plumpes schwarzes Wildschwein trottete ganz vertraut vor dem Wagen, ein Specht hämmerte, eine Waldtaube girrte und eine Auerhenne strich mit rauschendem Fluge aus dem Dickicht auf. Jetzt grüßte Miller einer der liebsten Freunde seiner Jugend, der Kuckuck. Miller schüttelte seinen Geldbeutel, Vaters Frauen- und Ludwigstaler waren noch darinnen; er hatte sie über die schwerste Zeit hinüber gerettet.

Ein paarmal gab es unfreiwilligen Aufenthalt, wenn sie zu den Spessarter Holzleuten kamen. War gerade beim Fällen ein Baum quer über die Straße gestürzt, so mußten sie erst mit vieler Mühe und einem billigermaßen zu reichenden Trinkgeld durch die Holzleute von der Straße entfernt werden, — und das wiederholte sich sehr häufig, weil zu damaliger Zeit alle Tannen im Spessart eigentümlicher Weise nach der Straßenseite fielen. — Infolge solcher Hindernisse verging wieder ein Tag, bis das Eilextrafuhrwerk nach Würzburg kam.

Schon früh am Morgen des nächsten Tages machte Miller eine Wallfahrt zum „Käppele" hinauf und schaute von dort herab auf das schöne bayrische Frankenland, hinüber auf die Rebenhänge der Festung und der Frankenwarte und hinab auf den rauschenden Mainstrom, Sankt Kilians Dom und die stolze Residenz, in der der bayrische Prinzregent Luitpold geboren ward.

Es war wieder eine schöne Fahrt, die Frankenhöhe entlang nach Nürnberg, Sonne auf allen Halden und Hängen das ganze Maintal hinauf bis zum heiligen Veit von Staffelstein und Sonne im Herzen.

Unmittelbar vor Nürnbergs Toren hätte es beinahe noch ein Unglück gegeben, es sauste und pfauchte der Zug der ersten deutschen Eisenbahn, der Nürnberg-Fürther Ludwigsbahn, die im letzten Winter fertig geworden war, daher.

Ein Gefühl von heiligster Andacht und Ehrfurcht überkam Ferdinand Miller, als er auf seinem Rundgang durch die herrliche altdeutsche Stadt Nürnberg mit seinen Zinnen und Söllern, Toren und Wällen zur Sebalduskirche kam und in deren dunkle, mittelalterliche Hallen trat. Es zwang ihm die Hände zum Dankgebet zusammen, zum Dankgebet für solche unsterbliche Meisterschaft, als er vor dem Sebaldusgrabmal Halt machte, das 1506—1509 der Vater der deutschen Erzgießekunst, Peter Vischer, mit seinen fünf Söhnen gegossen hatte. Und mit derselben Bewunderung, als er stundenlang eine der Apostelfiguren nach der andern an diesem ehernen Katafalk betrachtete, hing sein Blick in der Lorenzokirche an dem Sakramentshäuschen Adam Krafts, dem englischen Gruß von Veit Stoß, und vor der Marienkirche an dem Portale Sebald Schonhofers. Miller ging hinaus zum Gottesacker bei der Sankt Rochuskapelle, um am Grabe des größten Ahnherrn und Meisters seiner Kunst zu beten und ihm ins kühle letzte Ruhebett hinein Treue für seinen Beruf zu geloben.

Ferdinand Miller lag auf den Knien vor dem Grab Peter Vischers. Und er tat recht. Es ward ihm zum Segen.

Nachdem er sich noch die Wohnhäuser Hans Sachs' und Albrecht Dürers sowie die Burg mit der eisernen Jungfrau in der Folterkammer besehen hatte, machte er noch 3. Klasse im offenen Wagen um sechs Kreuzer eine Fahrt auf der Ludwigsbahn. Sein Strohhut wäre ihm dabei beinahe von den Funken der Lokomotive versengt worden.

Auf der Fahrt nach Regensburg war wieder der Kaufmann, der von Mexiko heimkehrte, Millers Reisegefährte, und es ist rührend, wie Miller sein Reisetagebuch mit der Schilderung abschließt, wie der Kaufmann wieder ins Elternhaus zurückkam. Er schreibt:

„Als wir Regensburg näherkamen, erinnerten meinen Reisegefährten, der im ganzen zwanzig Jahre seine Heimat nicht mehr gesehen hatte, jeder Strauch und jeder Zaun an Szenen aus seiner Jugendzeit. Endlich, als wir an sein väterliches Haus kamen, da konnte er sich nicht mehr halten, er wurde zum Kinde.

Seine alte Mutter war die erste, die ihm begegnete. Sie weinte, zitterte, wollte sprechen, konnte aber nicht. Ich aber war kein unwürdiger Zuschauer. Niemand konnte vielleicht mehr mit ihnen dieses Gefühl der Freude teilen als ich, erwartete doch Ähnliches auch mich. So viel Interesse auch Regensburg, sein Dom, die im Bau begriffene Walhalla boten, ich konnte mit Ruhe nichts mehr ansehen — ich war dem lieben Landshut schon zu nahe."

Nächsten Abend langte er dort mit der Regensburger Post an. Wie schlug ihm das Herz, als ihm schon von weitem der schlanke Martinsturm und die Burg Trausnitz mit ihren von der untergehenden Sonne erleuchteten Fensterreihen den ersten Willkommgruß darboten. Es war ein schöner Sommerabend, in der Alt- und Neustadt saßen die Bürger und Bürgersfrauen vor ihren Häusern; durch die Holderbüsche an den Hängen des Hofberges flogen die Johanniskäfer. Miller schritt, das Ränzel auf dem Rücken, den Strohhut auf den blonden Locken, in sammtenem Wams der Jakobskirche zu. Es war halb neun Uhr; Miller ging nicht leicht an einer offenen Kirchentüre vorbei, darum tat er es auch heute nicht. Er trat in das einfache, schlichte Gotteshaus, in dessen schon dunkelnde Räume das ewige Licht seinen geheimnisvollen Schimmer warf. Wenige Beter waren in der stillen Halle; dort am Sankt Ottilienaltare kniete ein Mädchen in Andacht versunken. Als es die Kirche verließ, hatte soeben auch Ferdinand sein Dankgebet für die glückliche Wiederkehr in die Heimat vollendet. Er öffnete dem Mädchen die Türe, und als es ihm vor der Kirche freundlich dankte, da tat er einen Ausruf der Freude:

„Fräulein Anna, sind Sie es wirklich?"

Fräulein Anna wurde purpurrot. „Herr — Herr —!" Mehr brachte sie nicht über die Lippen.

Ferdinand reichte ihr die Hand.

„Sie sind noch größer und stattlicher geworden, seit ich fort bin und — Sie sind fromm geblieben, sonst hätte ich Sie nicht hier getroffen."

„Das war mein täglicher Abendgang die ganze Zeit seit ihrer Abreise."

„Und haben Sie auch Ihr Versprechen gehalten und dabei meiner gedacht?"

„Ja, Gott weiß es, alle Tage."

Und nochmal reichte ihr der Heimgekehrte die Hand.

„Gott lohne es Ihnen in Zeit und Ewigkeit und ich kann Ihnen mein Manneswort geben, Sie haben Ihr Gebet keinem Unwürdigen geschenkt, gewiß, Fräulein Anna, auch ich bin brav und fromm geblieben, das dürfen Sie mir glauben!"

„Ich glaube es Ihnen gerne, Herr Miller. — Aber nun ist Zeit, daß Sie mitkommen, die Post muß schon eingefahren sein. Joseph ist hinaufgegangen in die Altstadt. Vater und Mutter erwarten Sie. Wir haben Ihren Brief richtig erhalten."

Soeben kam Bruder Joseph mit enttäuschter Miene von der Kürassierkaserne hergegangen, als er aber Ferdinand sah, hellte sich schnell sein Blick auf. Auch aus ihm war mittlerweile ein großer hochaufgeschossener Student geworden. Da gab es ein Fragen und Forschen, Ferdinand sollte gleich auf der Straße von Paris und London zu erzählen anfangen.

Alle drei eilten nun zum Hause von Annas Vater, die treue Monika, die Köchin des Hauses wartete schon vor der Haustüre. Sie hatte eigens eine Spätzleinsuppe, Ferdinands Leibgericht, das ihr Bruder Joseph verraten hatte, für den Gast gekocht; Vater und Mutter Pösl begrüßten ihn mit herzlicher Freude. Andern Tages gab es aber manche Bedenklichkeiten. Das Sammetwams und die gelben Hosen wollten nicht allgemein Gefallen finden, am wenigsten aber der von den Lokomotivfunken verbrannte Strohhut. Jetzt erst erfuhr Ferdinand, daß aus dem Herrn Kanzler Pösl ein gnädiger Herr Geheimrat von Pösl geworden war und so war auch Jungfer Anna ein gnädiges Fräulein vom Adel geworden, durfte da der bürgerliche Erzgießer noch hoffen, sie einst als seine Frau sich auszuwählen? Das war eine große und schwere Frage.

Und schwer lag es ihm noch auf der Seele, als die Stunde der Weiterreise schlug. Da trat er, als der Herr Geheimrat Briefschaften zur Mitgabe und die Frau Geheimrätin selbst in der Küche Nachschau für einen Mundvorrat mit auf die Reise hielt, noch einmal zu Anna und wollte noch etwas mit ihr reden und wußte doch nicht recht was und sie — sie hätte ebenso noch vieles

Monika.

zu sagen gehabt und fand auch lange keine Worte. Endlich sprach sie:

„Herr Miller, Sie haben mir einmal ein Büchlein geschickt über die heilige Maria vom Siege."

„Haben Sie es gelesen, gnädiges Fräulein?"

„O gerne, ich danke Ihnen. Es war so schön und erbaulich."

„Ich habe eine Medaille der Maria mitgebracht, aber —"

„Wie aber?"

„Ich traue mir nicht mehr sie Ihnen zu geben, weil Sie nun eine adelige Dame sind und ich — nur ein schlichter Arbeiter."

Da sah sie ihn groß an. „Soll mich der Adel in meinem Glauben und Gottvertrauen von Ihnen trennen? Nein, Herr Miller, ich bitte Sie um die Medaille."

Und er reichte sie ihr und da war es ihm, als löste sich alle Sorge und alles Bangen von seinem Herzen.

Die Brust voll von neuen Hoffnungen fuhr Miller wieder weiter.

In Isareck gab er dem Postillon ein Trinkgeld, daß er eine Weile hielt, kamen ihm ja doch dort die Wellen der Amper von Fürstenfeldbruck her entgegengerauscht und glaubte er aus ihrem Flüstern den Sang der Mutter zu erlauschen. St. Kastulus geweihte Ruhestätte in Moosburg mit ihrem unvergleichlich schönen gotischen Hochaltar und Sankt Korbinians ehrwürdiger Dom in der alten Bischofsstadt Freising, das vereinsamte Schloß Schleißheim lagen hinter ihm und die Frauentürme tauchten am östlichen Horizonte auf. Die Postgäule zogen rascher an und trabten der Heimat zu. Aus dem Nymphenburger Park äugten die Dammhirsche, auf noch freiem Felde erglänzten die Fenster der Erzgießerei in der Abendsonne.

Stiglmaier empfing seinen Neffen mit offenen Armen. Er war hochbefriedigt und erfreut, als er die Erfolge Ferdinands erfuhr. Stiglmaier teilte Ferdinand mit, daß der König schon öfter sich nach ihm und seinen Errungenschaften erkundigt habe. Er nehme lebhaftesten Anteil daran und wolle sofort nach seiner Rückkehr mit den geplanten Arbeiten beginnen. Auch am selben Abend sandte der König einen Lakaien und, als er die Rückkunft Millers erfahren und der Majestät davon Bericht erstattet hatte, kehrte er nochmal wieder mit dessen Befehl, daß in der Erzgießerei für die königlichen Aufträge sofort alles bereit gestellt werde.

Onkel und Neffe besichtigten noch am selben Abende eingehend das Gußhaus. Als sie von demselben zum Wohnhaus zurückkehren wollten, sagte Stiglmaier zu Ferdinand:

„Eigentlich sollst du doch zu Matthias in die Hausmeisterei hinübergehen und ihm Grüß Gott sagen!"

Bei Nennung dieses Namens fuhr Ferdinand erschrocken zusammen, Matthias war ja bisher sein ärgster Feind und wegen ihm war er in der Fremde froher gestimmt, wenn er das Heimweh hatte; er durfte nur sein gedenken und der vielen Vorwürfe von ihm, so verging ihm alle Heimatssehnsucht.

Unwillkürlich entschlüpfte Miller die Frage.

„Soll ich mit ihm wieder arbeiten?"

„Nein, denn er kommt nicht mehr zur Arbeit. Er ist schwer krank, bei ihm nagt's an Leib und Seele. Ich fürchte, bei ihm dauert's nicht mehr lang."

„Ist er immer noch böse auf mich?"

„Ich glaube nicht. So lange der Pariser, Sojers Sohn, da war — er ist bald nach deiner Entlassung bei Sojer abgereist, — so lange hat er dich gelobt. Sojers Sohn war stolz und wollte nirgends mit eigener Hand zugreifen, da hat er dich immer ihm als Muster vorgestellt. Er hat freilich nicht viel geleistet und bin ich froh, daß er wieder nach Hause ist; er war ein hochtalentierter, aber eingebildeter Mensch, der meinte, daß niemand auf der Welt etwas könne als ein Pariser."

Miller lächelte: „So müssen wir eben zeigen, daß es anders ist."

Ferdinand ging hinüber zu Matthias; es war ihm dabei nicht wohl zu Mute, mußte er ja doch dem Manne gegenübertreten, aus dessen Auge ihn niemals ein freundlicher Blick getroffen, aus dessen Mund ihn niemals ein freundliches Wort gegrüßt hatte.

Matthias saß auf der Hausbank, um möglichst lange die laue Sommerluft zu genießen; er kämpfte mit Husten- und Atemnot, sein Antlitz war noch blasser und hagerer, sein Blick noch düsterer und trüber geworden. Ferdinand schaute auf einen Menschen, den der Tod gezeichnet hatte.

„Grüß Gott, Herr Vetter Matthias!“

Kein Lächeln, kein Händedruck dankte dem Wiedergekommenen für seinen Gruß. Müde schaute Matthias auf ihn.

„So bist du endlich da? War längst Zeit zum Kommen.“

„Es war nicht früher möglich, Herr Vetter Matthias.“

„Du bist wohl schon ein ganzer Franzose geworden?“

„Ich war es keine Stunde meines Lebens!“

Wie zum Schwure legte Ferdinand die Hand auf seine pochende Brust.

Da kam ein schwerer Hustenanfall; Ferdinand trat heran und richtete den fast Erstickenden auf; mitten unter dem Stöhnen und Husten rief Matthias — es war ein Seufzer, der aus tiefster, gramvollster Seele kam:

„O wär ich auch mein Lebtag ein Deutscher geblieben!“

Ferdinand tat, als achte er gar nicht dieses Wortes.

„Vetter Matthias, das Kissen ist euch hinuntergerutscht! Lasset mich's zurechtschieben! Und — ihr sollt Spitzwegerichsaft nehmen, das löst den Schleim!“

Ferdinand rückte Stuhl und Kissen zurecht.

„So, nun liegt ihr besser und freier!“

Matthias schaute ihn mit einem langen Blicke an, nicht mit einem Blicke der Liebe und auch nicht des Hasses. Es war ein Blick, den ein Ertrinkender seinem Retter zuwirft und die kalte Hand des Kranken griff wie nach der letzten Rettungshand.

Eine tiefe Bewegung ging sichtlich durch das Gemüt des unglücklichen Mannes, der nie im Leben eine wahre Freude, nie im Leben einen Freund gehabt hatte. Ferdinand merkte es wohl; er blieb stille neben Matthias stehen und wischte ihm den Schweiß von der Stirne. Da sagte Matthias auf einmal mit ganz veränderter Stimme — eine niegehörte Sanftheit durchklang sie:

„Ich glaube, Ferdinand, du bist in der Fremde gut geblieben, — ich — ich danke dir!“

Er drückte fester die Hand Ferdinands.

Nach einiger Zeit wurde er wieder ruhiger.

Er frug Ferdinand: „Du hast also das Großgießen?“

„Ja, ich hab's.“

„Und das Feuervergolden auch?“

„Auch das.“

„Gut. Es wird viel Arbeit geben. Nun mußt du zeigen, was du gelernt hast.“

„Mit Gottes Hilfe, ich werd' es zeigen.“

Wieder schwieg Matthias schwer Atem schöpfend eine Weile.

„Vetter, es kommt ein kühler Nachtwind. Ihr müßt ins Bett!“

„Ja, und du wirst auch müde sein von der weiten Reise.“

„Ich spüre nichts davon.“

Der Hausbeschließer kam, um den Kranken zu Bett zu bringen; sonst reichte er ihm den Arm und der Kranke mußte unter schweren Atembeschwerden an seinem Arm zum Bette schreiten, heute aber half Ferdinand, ihn auf dem Stuhle ins Zimmer zu tragen.

„Vergelt dir's Gott!“ sagte er, als ihn Ferdinand sanfter Hand zu Bett gebracht und die Kissen und Polster ihm unter den Rücken gelegt hatte. „Und wenn du abends manchmal ein Stündlein kommen wolltest, so — so wär's mir schon ganz recht.“

„Von Herzen gern! Ich schau, daß mein Schlafzimmer neben das deine kommt, wenn du mich gerade brauchst. Gute Nacht Vetter!“

„Gute Nacht Ferdinand!“

Doch lange, lange hielt noch der Kranke Ferdinands Hand fest.

Friede, heiliger Gottesfriede war es zwischen beiden geworden. Und Friede lag über Feld und Flur. Der Mond stieg herauf. Die Grillen sangen ihr einförmiges und doch so trauliches Lied. Das klang weithin durch die stille Nacht. — —

XIII.

Der Weg zum eigenen Herd.

München hatte damals gerade eine Reihe schöner Feste hinter sich. Es teilte Freud und Leid allezeit mit dem Königlichen Hause. Mit Jubel war König Ludwig I. im Frühjahr des Jahres 1836 von seinen Münchnern empfangen worden, als er von Griechenland zurückkehrte, von dem Besuche seines Sohnes Otto; dieser war schon seit drei Jahren König des hellenischen Reiches. Der hochideale Bayernkönig hatte mit den größten Hoffnungen die Ereignisse in Griechenland verfolgt; die Griechen hatten sich in blutigem Kampfe gegen ihre Unterjocher, die Türken, erhoben und ein selbständiges Reich gegründet. Ludwig bejubelte deren Siege und griff zur Dichterharfe, sie zu lobpreisen; er sah eine zweite große Zeit über Griechenland kommen, eine Zeit wie damals, als Paulus durch die Völkerstadt Athen wandelte, und schrieb die Worte:

„Für immerdar der Halbmond sinkt,
Das Kreuz im Siege gegen Himmel raget,
Zu dem's hinauf den Menschen winkt,
Und Hellas' herrlich größte Zeit, sie taget."

Mit Geld und tatkräftigen Männern unterstützte König Ludwig die Sache des griechischen Volkes wie kein anderer Fürst Deutschlands und schließlich gab er noch die Zustimmung, daß sein Sohn Otto zum König von Griechenland auserwählt und als solcher in jener gefahrvollen Zeit die Königskrone annahm. Es war ein tiefschmerzlicher Abschied, den im Dezember 1832 die Königin Therese in der Nähe von Aibling von ihrem Sohne gehalten hatte. Freudigst war König Ludwig überrascht und aufs tiefste ergriffen, als er nach seiner Rückkehr von dem Besuche seines Sohnes, der vier Monate gedauert hatte, an jener Stelle bei Aibling ein sinniges Monument vorfand, von bayerischen Frauen gestiftet, einen gothischen Säulenaufbau, der in seiner altarartigen Nische ein schönes Madonnenbild barg. Stiglmaier hatte es nach seinem eigenen Entwurf gegossen, das Modell

aber stand immer noch, als Miller von Paris zurückkam, in der Gußhalle der Erzgießerei und als nun der Umbau derselben für größere Gußwerke begann, ließ sie doch Miller nicht von ihrem Standpunkte entfernen, war es nur aus Ehrfurcht vor dem Bildnisse der Gottesmutter oder ahnte er, daß sie gerade an dieser Stelle seine Schützerin und Helferin werden würde.

Bald nach König Ludwig, in den letzten Maitagen, war König Otto seinem Vater nach München nachgefolgt, um sich in Deutschland seine königliche Braut zu holen, die Prinzessin Amalie von Oldenburg. Da gab es viel umzubauen und umzurichten in der Residenz für den Empfang der hohen Gäste und späterhin zu unvergänglichen Vermächtnissen für alle Zeiten.

Wie aus den Straßen der Stadt wollte der König aus der Residenz eine Stätte der Kunst machen. Den deutschen Sagenschatz der Nibelungen sollten die Fresken Schnorr's von Karolsfeld ausschöpfen. Die Faune des Aristophanes, die tragischen Gestalten des Äschylos und Sophokles, die Trinksprüche Anakreons wie die Lieder Walthers von der Vogelweide, die Oden Klopstocks wie die Balladen Schillers, die Meisterdichtungen aller Zeiten sollten lebendig werden in den Bildern unsterblicher Meister der Farbe. Den großen Kaisern der deutschen Nation, einem Karolus magnus, einem Barbarossa und Rudolph von Habsburg sollte in Gemälden der königliche künstlerische Ehrentribut gezollt werden, in Erz und Gold sollte aber an der vornehmsten Stelle der Residenz die Ahnengalerie des Hauses Wittelsbach ihren vor allen andern auserlesenen Platz finden.

In Erz und Gold — das war die Arbeit, die Stiglmaier und Miller zugedacht war, eine wohl hochehrenvolle Aufgabe, aber auch eine schwere; ausländische Meister, die darum befragt wurden, hatten sie abgelehnt, weil Menschenleben dabei im Spiele standen.

Ferdinand Miller fand nach der Rückkunft von Paris nicht einmal Zeit, seine Eltern in Fürstenfeldbruck zu besuchen, so drängte sich Arbeit auf Arbeit. Schon am ersten Tage nach seiner Ankunft wurde der alte Gußofen abgetragen.

Es wurde ein Vergolderherd nach seinem neuen System angelegt, Schienen in die Wände eingezogen, eine Fahrbahn hergestellt, um große Gußteile an Rollwagen hängend hin- und herbefördern zu können. Um große Gußwerke zusammenstellen zu können, mußte die Dachung erhöht werden. Meister Stiglmaier wurde es bei all diesen Arbeiten und Neuerungen fast angst und bange und es gehörte sein volles Vertrauen zu seinem Neffen dazu, daß er dessen Anschaffungen und Anordnungen nicht Einhalt tat. Es gab aber auch manche sonstige Schwierigkeiten. Miller hielt scharfe Auslese unter den Arbeitern und mancher, der bisher in seiner gemütlichen und behäbigen Art sein Tagewerk tat, wurde durch einen tüchtigeren, flinker zugreifenden Gesellen ersetzt. Auch der Lohn wurde nach den Leistungen geordnet, der gleichmäßige Taglohn abgeschafft. Das gab freilich manches böse Blut, aber wirklich gute Kräfte griffen jetzt um so lieber zu, als sie sahen, daß sie nicht mehr als nur lebendiges gleichgültiges Werkzeug eingeschätzt wurden, sondern nach ihren Leistungen. Miller hatte seine langjährige Lehrlings- und Gesellenzeit daheim und die mehrjährige Arbeiterzeit im Auslande hinter sich; er hatte Freud und Leid der Arbeiter am eigenen Leibe verspürt, er hatte alle Schichten der Arbeiter vom Handlanger bis zum Künstler und ihr ganzes Fühlen, Denken und Trachten kennen gelernt und er fühlte und dachte jetzt erst recht mit ihnen. So mußte es kommen, daß er bald genug Freunde und — Feinde zählte.

Einen großen Streit hatte er mit den Münchener Vergoldern, als sie hörten, daß Miller eine Vergolderwerkstätte einrichte. Sie beriefen sich darauf, daß er als Erzgießer nicht das Realrecht auf Goldarbeiten habe. Beinahe scheiterte der Plan des Königs, die Fürstenstatuen für den Thronsaal in Gold fassen zu lassen, denn einerseits war doch keiner der Meister imstande, die Arbeit an solch großen Figuren zu übernehmen, andererseits aber wollte der König das alleinige Recht der Goldarbeiterzunft, nachdem ihm deren Klage vorgelegt worden war, nicht angreifen, es galt ihm als Gesetz und, bevor er ein Landesgesetz selbst übertreten und umgangen hätte, würde er lieber auf die Erfüllung seiner heiße-

sten Wünsche verzichtet haben. Als schon die Gefahr drohte, daß Miller ganz vergeblich alle Opfer für seine Vergoldungserfindung gebracht habe, kam noch eine unerwartete Rettung und glückliche Wendung. Millers ehemaliger Meister, der biedere Maierhofer trat, besonders auf Geheiß seiner Frau, die Miller ihr Augenlicht zu danken hatte, sein Realrecht, da er kinderlos war, an Miller ab und zog sich von seinem Geschäfte zurück. So wurde Miller wohlbestallter Goldschmiedmeister und zwar vollständig nach Recht und Gesetz und niemand konnte ihm nun noch etwas in den Weg legen. Nun galt es nur mehr, tüchtige und verlässige Gesellen, die auch ein Geschäftsgeheimnis bewahren wollten, zu gewinnen. Die Münchener Meister ließen keinen für ihn frei, nur Mayerhofer stellte die seinen zur Verfügung, aber diese reichten nicht aus. Endlich nach vieler Mühe erlangte er die nötige Zahl. Mittlerweile wurde auch der Gießereiumbau fertig.

Jetzt entwickelte sich regstes Leben in der Erzgießerei. Die Statuen für den Thronsaal, die bereits zum Teil schon fertig waren, wurden, da sie so nicht für die Vergoldung Stand gehalten hätten, umgegossen und dann mit dem neuen Überzugsverfahren begonnen. Wenn ein Uneingeweihter in die Gießerei gekommen wäre, so hätte er glauben müssen, er befände sich in einer Alchymisten- oder Zaubererküche. Vermummte Gestalten mit langen Stulphandschuhen, Schwämme vor Mund und Nase und Drahtvisiere über den Gesichtern eilten hin und her; an mächtigen Drehspießen staken die Erztorsos, die mit der Mischung von Queckfilber und Dukatengold überstrichen waren. Das Feuer züngelte und in mächtigem Qualm stieg das Queckfilber in die Höhe, das Edelmetall blieb und haftete an dem Erz, die Figuren erschienen in vollem Goldglanz. Die giftigen Dämpfe zogen durch die Luftkanäle ab, durch die andern wurde den Arbeitern neue frische Luft zugeführt. Für alles war gesorgt, nicht nur für das Gelingen der Arbeit, sondern auch für Leib und Leben der dabei Beschäftigten. Der König verfolgte mit großem Interesse das Zustandekommen der Statuen und hatte seine größte Freude an deren glücklicher Fertigstellung. So oft wieder eine Figur ohne Unfall

vollendet war, schrieb er an den italienischen Vergolder Manfredini, der gesagt hatte, jede Figur koste ein Menschenleben: „Stiglmaier und Miller haben schon wieder ein Menschenleben gerettet."

Trotz all dieser Arbeiten vergaß Ferdinand den Vetter Matthias nicht und oft genug, wenn er selbst totmüde sein Lager aufsuchen wollte, fand er den Kranken in Erstickungsanfällen, dann wachte er halbe Nächte an dessen Bette. Mit wahrer Sehnsucht wartete oft Matthias auf ihn. Wenn Ferdinand nur da war, wurde er schon ruhiger. Aber auch Ferdinand hatte bald das Bedürfnis, sich mit Matthias auszusprechen und so saßen sie manche Abendstunde beisammen und plauderten sich aus. Matthias erzählte von dem russischen Feldzug und Ferdinand von der Pariser Reise, von dem Abschied in Puch bis zur Rückkehr, und es gab bald kein Geheimnis mehr zwischen den beiden. Matthias wurde täglich leidender und schwächer, aber in seiner Seele wurde es täglich lichter und freundlicher, gerade wie die Sonne nach stürmischem Gewittertag auf einmal durch die düsteren Wolken bricht und scheidend mit ihren letzten Strahlen Berg und Tal vergoldet.

Ferdinand hatte für ihn einen Fahrstuhl fertigen lassen und fuhr ihn selbst darin hinüber in die Erzgießerei, wenn wieder etwas fertig war, oder hinaus in den Park von Nymphenburg.

Es war in den Septembertagen des Jahres 1836, als die erste Figur fertig in hellstem Goldglanze in der Gießerei stand. Alles bewunderte sie. Ferdinand fuhr Matthias auch diesesmal auf seinem Fahrstuhle zu dem Standplatz der Figur. Lange schaute er das Kunstwerk an, er blieb dabei stumm und still. Nach einiger Zeit winkte er Ferdinand und gab ihm wortlos ein Zeichen wieder heimzufahren. Ferdinand hatte aber gerade viel Arbeit, da alles zum Transport der Figur in die Residenz hergerichtet werden sollte, darum rief er einen Arbeiter heran den Kranken heimzubringen, aber Matthias schüttelte den Kopf und flüsterte Ferdinand zu:

„Ich will dich haben, dich allein, ganz allein!"

Als Ferdinand ihn in seine Behausung zurückgebracht hatte, sank er ermattet in das Bett und schloß die Augen, doch er ließ Ferdinands Hand nicht los, und als dieser doch wieder zur Arbeit wollte, faßte er sie fester und schaute mit so flehendem Blicke auf Ferdinand, daß er ihn nicht mehr verlassen mochte. Mit schwacher aber herzergreifender Stimme sagte Matthias:

„Ferdinand, ich hab dich einmal einen Lumpen geheißen, ich hab gesagt, aus dir wird nichts — ich — ich hab dich nicht mögen — verzeih mirs! Ferdinand, verzeih mirs!“ Und er richtete sich auf, schlang seine Arme um Ferdinands Hals und begann zu weinen, daß es seinen ganzen Körper durchschütterte. Wieder lag ein Sterbender, der Frieden und Verzeihung suchte, an der Brust Ferdinands wie einst Heigmooser, der Invalide.

Ferdinand suchte ihn aufzutrösten und aufzurichten.

„Vetter Matthias,“ sagte er, „wer wird denn so alte Sachen daherbringen? Ich hab alles schon lang, lang vergessen. Die Hauptsach' ist, daß dir jetzt meine Arbeiten gefallen.“

„Gefallen? Man wird nach Jahrhunderten noch davon reden. — Du kannst schon was und aus dir wird noch mehr, viel mehr. Ich hab's schon als Kind dir angemerkt, aber ich hab dirs nicht vergönnt, weil — weil aus mir nichts geworden ist.“

Er schwieg und schaute in sich hinein und zurück auf sein verlorenes Leben — er atmete schwer —, Miller reichte ihm eine lindernde Medizin und bat ihn, er solle sich nicht so aufregen und nicht so über sich nachgrübeln.

Wieder schlummerte er ein wenig, dann richtete er sich neuerdings auf.

„Ferdinand bist du noch da?“

„Ja, Vetter.“

„Ich merk es, ich muß sterben —“

„Das — das —“ Ferdinand wußte nicht, was er erwidern sollte; er merkte zu gut, daß der Kranke die Wahrheit sagte.

„Ich kann dir nichts geben, — ich habe selbst nichts mehr.“

„Aber Vetter!“

Da lächelte er, — vielleicht das erstemal in seinem Leben.

„Und doch, ich mein, ich hab was für dich. — Der Herr Kooperator Pösl hat mich besucht und da hab ich es ihm gesagt, daß du gerne seine Schwester Anna in die Erzgießerei bringen möchtest als deine Frau."

Miller erschrak. „Du hast dies wirklich gesagt?"

„Ja, weißt, du hast sonst überall Schneid, aber das hättest du der Geheimratstochter niemals zu sagen getraut und sie würd es erst recht nicht sagen und so kämet ihr euer Lebtag nicht zusammen. Und so hab ich den Pösl gebeten, er möcht mit seiner Schwester reden —"

„Und er hats getan?"

„Ja, er hats getan."

„Und?"

„Und sie hat gesagt, es wär ihr recht und sie wollte keinen Mann nehmen wie dich, wenn du einmal selbständig bist."

„Vergelts dir Gott tausendmal, tausendmal!" Mehr konnte Ferdinand nicht mehr sagen. Das größte Glück seines Lebens kam ihm von der Seite zu, von der er es am wenigsten erwartet hatte.

Matthias sann lange nach, dann begann er wieder:

„Was willst du einmal tun, wenn dir unser Herrgott Kinder schenkt?"

„Sie sollen zusammenarbeiten mit mir als Bildhauer, Baumeister und Erzgießer."

„Das ist recht, aber wenn einmal eines zu was anderm Lust zeigt, Ferdinand, versprich's mir, zwing keines deiner Kinder zu einem Beruf, den es nicht mag! Es tut nicht gut. — Hätt man mich studieren lassen, sie haben gesagt, es ging nicht, weil das Geld dazu nicht reichte, aber, ich hätte mir nichts daraus gemacht, wenn sie mich hätten das Geld dazu auf der Landstraße zusammenbetteln lassen, aber hinein hab ich müssen in die Schmiedewerkstatt und den Hammer hab ich in die Hand nehmen müssen, man hat mich ans Schmiedfeuer gezwungen, das war mein Unglück — ich bin fort auf und davon wie der Erasmus, in die Fremde, krank nicht am Leib aber an der Seele, zerfallen mit Heimat und

Elternhaus und hab draußen das Glück gesucht — und bin noch unglücklicher heimgekommen. — Hätte man mich nach meiner Freud mir den Beruf wählen lassen, dann wäre ich auch etwas rechtes geworden wie der Baptist —, so aber hat es mich und andre Leut in Elend und Unfrieden gebracht. Tu das deinen Kindern nicht an, Ferdinand, tus nicht!"

„Gewiß nicht!"

„Und jetzt, wo ich mein, daß ich doch nicht ganz umsonst auf der Welt war, wenigstens für dich nicht, bitt ich dich nochmal: Hab mir nichts mehr für ungut!"

„Was soll ich dir für ungut haben, ist doch alles, was wir miteinander hatten, auch das Schlimme nur zu meinem Besten ausgegangen."

„Ja, Gott sei Dank! Und nun b'hüt dich Gott, Ferdinand! — Red nichts mehr! Hol den Kooperator Pösl! — 's ist Zeit."

Ferdinand eilte fort und holte Pösl, — es war wirklich höchste Zeit. Bald standen Johann Baptist Stiglmaier und Miller an der Seite des Matthias, der in den letzten Zügen lag; die Gedanken verwirrten sich schon.

„Wo ist die Landshuterin? — Sie sollen niederknien — der Ferdinand und sie — sie sollen glücklich sein — in Liebe!"

„Liebe!" das war das letzte Wort, mit dem Matthias seine Seele aushauchte und sein letztes Tun war Segen.

Die Mitteilung von seinem Tode war der erste Brief, den Miller an Anna von Pösl schrieb. Bei der Leiche des Onkel Matthias sah Ferdinand zum ersten Male wieder Vater und Mutter.

Die Arbeiten in der Erzgießerei nahmen ihren Fortgang. Der Ruf der Münchener Erzgießerei verbreitete sich schnell, als eine der von Ludwig von Schwanthaler modellierten Fürstenfiguren nach der anderen in kunstvoller Schönheit in Erz gegossen und mit echtem Gold überkleidet aus ihr hervorging. Von überall her kamen Künstler, um die Werke entstehen zu sehen; mit Bewunderung schieden sie von den entstehenden Meisterwerken und mit Hochachtung von den Meistern. Bald liefen Aufträge von

allen Seiten ein und der König hieß deren Annahme gut, wurden doch hierdurch zum Teil die Kosten gedeckt, welche seine eigenen Aufträge verursachten, und die Erfahrung gesammelt für das größte Werk, das er beabsichtigte und von dem schon Humboldt zu Miller in Paris gesprochen hatte: die Riesenstatue der Bavaria.

Es entstanden in der Münchener Erzgießerei eine Reihe von herrlichen Schöpfungen, die ihr und der gesamten deutschen Metallgießekunst zum höchsten Ruhme gereichten. Was noch für Miller bei seiner Reise nach Paris ein schöner Traum war, erfüllte sich jetzt in glänzender Weise, er durfte seinem Lieblingsdichter Friedrich von Schiller in Stuttgart vor der Karlsschule ein ehernes Denkmal, modelliert von der Meisterhand Danneckers, zur Aufstellung bringen, dem ersten deutschen Tondichter seiner Zeit, Wolfgang Amadeus von Mozart, entstand in Salzburg ein Erzdenkmal. Bayreuth sollte ein Erzstandbild des Dichters Jean Paul erhalten. Aus Schweden kamen Aufträge, selbst Italien stellte sich ein.

Im Jahre 1839 entstand die gewaltige Reiterstatue des Kurfürsten Max I. von Bayern nach Thorwaldsens Modell. Zur Herstellung desselben waren neue Umbauten notwendig. Am Johannisvorabend wurde zur Feier des Namenstages Meister Stiglmaiers und zur Vollendung des Maximiliansgusses und des Neubaues ein Fest gehalten; Ferdinands Bruder Joseph, der nun in München schon auf der Universität war, verfaßte dazu ein eigenes Festspiel in klassischem Schwunge.

Arbeiter erschienen in Gruppen und feierten das Erstehen des neuen Hauses; als ob nochmal der Guß vor sich ginge stiegen Flammen auf und wurden die Hämmer zum Ausschlagen der Zapfen geschwungen. Schwarze Gestalten mit gelbgestreiften Gewändern tauchten als die Feuersalamander, die Geister des Feuers, Gnomen als die Schützer der Arbeit auf, bis sich alles am Schlusse zu hellem Jubel um Meister Stiglmaier und seinen Neffen vereinigte.

Bald nach dem schönen Feste, das Meister Stiglmaier ehrte und von der Liebe und begeisterten Hochachtung seiner getreuen Angehörigen und Arbeiter umgeben zeigt, klopften auch bei ihm leise und unabweisbar die Vorboten des Lebensabends an. Ein schweres Magenleiden suchte ihn heim und kein Mittel eines Arztes brachte dagegen dauernde Hilfe. Mehr und mehr legte Stiglmaier die Lasten und Sorgen seines schweren und aufregenden Berufes auf die jungen Schultern seines Neffen. Da drohte ihm aber von diesem selbst ein schwerer Schlag. Mitten in der schönsten, gemeinsamen Arbeit wollte ihn dieser verlassen.

Annas Vater war gestorben und die Mutter der Landshuterin wünschte, daß sich ihre Tochter mit einem hochangesehenen Beamten verheirate; da konnte und durfte diese nicht länger verheimlichen, daß sie für den Lebensbund schon Ferdinand Miller ausgewählt habe. Darauf gab es aber bittere Enttäuschung und schweren Verdruß, denn die Frau Geheimrat wollte nichts davon wissen, daß ihre Tochter statt den mit großem Gehalt und ansehnlichem Pensionsanspruch angestellten hohen Beamten einen Künstler heirate, der keine sichere Stellung habe. Stiglmaier war nicht Besitzer der Erzgießerei und konnte also seinem Neffen nicht die Erzgießerei als Erbe überlassen; er war nur Kgl. Inspektor derselben, also wohl auch ein königlicher Beamter, aber nur für seine Person. Ferdinand war nicht fest angestellt, sondern bezog nur von Stiglmaier seinen Gehalt. Der König konnte täglich seine Erzgießerei schließen, dann war er wirklich brotlos. Wer konnte wissen, wie lange König Ludwig noch lebte oder wie sich die Zeiten gestalteten. Ferdinand konnte am Ende um tägliche Löhnung arbeiten müssen, bis seine besten Lebenskräfte aufgebraucht waren und dann in seinen alten Tagen ohne Versorgung dastehen. Es war also nur ein Gebot der Selbsterhaltung, wenn er sich eine selbständige Stellung wünschte, ohne die er sich keinen häuslichen Herd, den er so sehr ersehnte, in absehbarer Zeit gründen konnte. In dieser Zeit schwerer Sorgen um seine Zukunft und bitterster Enttäuschung in seinen Hoffnungen erhielt Miller ein hochehrenvolles Angebot. Er sollte auf Wunsch des

Kaisers von Rußland die Leitung der kaiserlichen Erzgießerei in Petersburg übernehmen. Es wurde ihm nicht nur eine schöne Bezahlung und ausgiebiger Ruhegehalt, sondern auch Extrahonorar bei Güssen für den Kaiser und Gewinnanteil bei Aufträgen von auswärts zugesichert. Stiglmaier erschrack heftig, als ihm Miller das bezügliche Schreiben der russischen Gesandtschaft überreichte. Er sagte gar nichts, aber er fuhr mit dem Schreiben noch zur selben Stunde in die Residenz; dieses Mal redete er selbst mit dem König.

Noch am selben Tag erhielt Ferdinand Miller das königliche Dekret als Substitut des Erzgießereiinspektors mit der Anwartschaft auf Nachfolge, ständigen Gehalt und Pension. Stiglmaier schrieb nun selbst an die Frau Geheimrätin und versicherte ihr, daß Ferdinand zu den seltenen jungen Männern seiner Zeit gehöre, die sich durch Reinheit der Sitten und Religiösität auszeichnen, daß er ihm unentbehrlich geworden wäre und des Königs Gnade wie er selbst für seine und seiner Frau sichere Zukunft hinreichend Sorge getragen hätten. Damit war nun der Weg für das gemeinsame Lebensglück Ferdinands und Annas geebnet. Schon nach wenigen Tagen konnte Stiglmaier zu Ferdinand sagen: „Die Frau Geheimrat von Pösl hat geschrieben und läßt dich einladen, nach Landshut zu kommen."

Wer konnte lieber dieser Einladung folgen als Ferdinand! Der wegen seiner Derbheit gefürchtete aber wegen seiner Rechtschaffenheit und seiner Wohltätigkeit gegen Arme ebenso hochgeachtete Lohnkutscher Krenkl, der die schönsten Gespanne von ganz München hatte, fuhr ihn selbst in reich geschirrtem Schlitten nach Landshut. Lustig klingelten die Schellen und wie der Wind sauste das Gefährte durch die blendend weiße Winterlandschaft dahin.

Ferdinand wurde in dem alten Kanzlerhaus neben der St. Jodokskirche freundlich aber mit ernster Zurückhaltung empfangen. Die Monika hatte ihr Bestes aufgekocht, aber niemand redete bei Tisch; Anna saß neben Ferdinand, aber keines sprach ein Wort. Erst nach dem Essen, als die Frau Geheimrat den zu

damaliger Zeit noch als etwas ganz Seltenes in Geltung gestandenen „grünen Tee" herumreichte, sprach sie:

„Eigentlich sollten wir doch von dem reden, wegen was Sie hier sind."

Ferdinand machte eine stumme Verbeugung und Anna wurde purpurrot und löffelte verlegen in ihrem Tee.

„Ich weiß, daß Sie ein braver Mensch sind, der Herr Stiglmaier hat mirs geschrieben und wenn der etwas sagt, dann ist's wahr und Majestät haben mir selbst mitteilen lassen, daß Majestät auf Sie die größten Hoffnungen setzen, also — also—! Es handelt sich jetzt einfach darum, ob unsere Anna mit Ihnen glücklich werden kann oder nicht."

Ferdinand stand auf und sagte ruhig und bescheiden:

„Gnädige Frau, ob sie das kann, das weiß ich selbst nicht, das liegt in Gottes Hand."

Die Frau Geheimrätin war von dieser Antwort überrascht; sie hatte stürmische Versprechen und Beteuerungen erwartet. Sie schenkte sich eine neue Tasse Tee ein, dann frug sie:

„Nun, Anna, was sagst du dazu?"

„Daß der Herr Miller recht hat. Wir haben von Anfang an unsere ganze Liebe in Gottes heiligen Willen gelegt."

„Nun," sprach Frau von Pösl ernst und bündig, „dann soll sie auch in Gottes Namen gesegnet sein, aber das sag ich, ich will darnach keinen Jammer hören, wenns schief geht. Heimkommen darfst mir nicht mehr, wenn du diesen Schritt beklagen mußt."

Anna fing zu weinen an.

Da klang die Hausglocke; bald darauf erschien die Monika:

„Der Kutscher des Herrn Miller ist drunten. Er sagt, er möcht wissen, ob die Sach schon fertig ist."

Niemand war aus dieser Mitteilung recht klug und die Frau Geheimrätin sagte, der Kutscher möchte selbst kommen.

Krenkl machte nicht lange Umstände. „Grüß Gott beinand, ich möcht nur fragen, ob der Herr Miller seine Hochzeiterin kriegt?"

„Hier ist sie!" entgegnete die Geheimrätin.

„Respekt. Dann kann ich ja den Handel mit dem Herrn von Himbsel fertig machen."

„Welchen Handel?"

„Der Herr Inspektor Stiglmaier hat mir den Auftrag gegeben, mit dem Herrn von Himbsel zu unterhandeln wegen des Ankaufs von der Sandgruben bei der Erzgießerei neben der Nymphenburger Landstraßen. Er hat mir heut beim Fortfahren noch heimlich gesagt, sobald der Herr Miller die Tochter von der Frau von Pösl als Hochzeiterin zugesagt bekommt, dann will er den Platz für den Herrn Miller als Eigentum protokollieren lassen und dann läßt er ein Haus darauf bauen für das neue Ehepaar, das soll ihnen gehören. Der Herr von Klenze, dem Herrn Stiglmaier sein Freund und Helfer in seiner Kunst, hat selber den Plan dazu gemacht. Der Herr Inspektor hat ihn mir mitgegeben, ich soll ihn der Frau Geheimrätin und dem Brautpaar zeigen, wenn alles in Ordnung ist. Nun?" —

„Ja, es ist alles in Ordnung!" sagte die Frau von Pösl. „Der Herr Miller soll mein Schwiegersohn werden!"

„So ist es recht. Jetzt kriegen meine Gäul noch ein Maßl Haber mehr zum Heimfahren. Da ist dem Herrn von Klenze sein Plan."

Alles schaute mit Neugier den Plan des Hauses an, in dem Miller mit seiner zukünftigen Lebensgefährtin einziehen sollte und die Braut brach in Ausrufe des Entzückens aus. Ihre Tränen versiegten schnell. Das Haus war aber auch zu schön, nicht groß, aber künstlerisch vornehm und doch so behaglich und einladend zur Einkehr. Jetzt war alles in Ordnung. Selbst die Frau Geheimrat von Pösl war nun zufrieden. Ein glücklicheres Brautpaar konnte es auf der weiten Welt nicht mehr geben als Ferdinand und Anna. Der Kaiser von Rußland aber konnte schauen, woher er seinen Gießereidirektor nahm, Ferdinand dachte nimmer daran, seinen Onkel zu verlassen, einen solchen Onkel, wie Stiglmaier es war.

Zwei Jahre dauerte es, bis das Haus fertig war; es steht heute noch am Eingang zur Erzgießereistraße von der Nymphen-

burgerstraße. Wohl überragen es viele Gebäude und doch fällt es, inmitten eines schmucken Gartens stehend, auf durch seine Vornehmheit, man merkt es ihm heute noch an: es ist ein Herrensitz von Künstlerhand gemacht und von Künstlerhand treu in seiner edlen Schönheit erhalten.

Am 21. Januar 1840, dem 23. Geburtstag der Braut, fand in dem schlichten Kirchlein von Neuhausen die Hochzeit statt. Ein Ehebund wurde geschlossen, der heilig gehalten wurde, bis ihn der Tod trennte. Es blieb ihm auch nicht manche schwere Stunde erspart, aber was die Ehegatten zu tragen hatten, das trugen sie zusammen und so ward es ihnen leicht. Es erfüllte sich das Wort des sterbenden Matthias: Sie wurden glücklich in Liebe.

XIV.

Harte Tage.

Schon oft hatte König Ludwig an Manfredini geschrieben, daß eine der Figuren für den Thronsaal fertig sei und Miller damit schon wieder ein Menschenleben gerettet habe und der Saal war vollendet bis auf die letzte Figur, nämlich die des Kurfürsten Friedrich I. von der Pfalz, der durch den Sieg von Seckenheim den größten Teil der Pfalz für das Haus Wittelsbach rettete und dafür von seinem Volke den Ehrentitel „Der Siegreiche", von seinen Gegnern aber „Der Böse" erhielt. Auch Miller hätte ihn in seiner ehernen Nachbildung lieber „Der Böse" genannt, denn keine der übrigen Statuen hatte so viel Arbeit verursacht, ja selbst, als sie schon im Thronsaal stand, hatte noch Ludwig von Schwanthaler Ausstellungen an ihr, und trotzdem Klenze und der König selbst voll des Lobes darüber waren, gab Schwanthaler nicht nach, und die Statue mußte wieder in die Erzgießerei gebracht und abgeändert werden.

Am 30. Oktober 1840 ward die Umänderung vollendet. Gleichen Tages sollte die Figur wieder in die Residenz gebracht werden. Miller sagte zu dem Vorarbeiter Geisler, er solle die Schrauben, die die Figur auf ihrem augenblicklichen Standplatz

festhielten, abnehmen, zuvor wolle er sie aber selbst noch genau untersuchen, ob alle Teile festsitzen. Miller machte sich sofort an seine Arbeit, wurde aber dazwischen zu dringendem Rat ins Gußhaus gerufen. Bald darauf kam Geisler wieder, und weil er niemand sah, meinte er, Miller wäre mit der Untersuchung schon fertig. Er nahm die Schrauben von der Plynthe ab und ging dann seinen anderen Arbeiten nach. Die Statue stand zum Umlegen freigemacht, nur durch ihr Gleichgewicht gehalten, auf schmalen Unterlagen. Nichts davon ahnend, kehrte Miller zurück, um seine genaue Untersuchung fortzusetzen. Er stieg die Leiter etwa vierzehn Fuß nach damaligem Maße hinauf und dann bei der Halsöffnung am Standreif des für den Transport schon abgenommenen Kopfes in das Innere der hohlen Figur hinein. Es ging nicht leicht, denn die Öffnung war zum Durchschliefen mit ganzem Körper fast zu klein. Bis an die Hüften stak er bereits in der Figur; um besser weiter hinab zu kommen, wollte er sich nun etwas umdrehen und gab sich selbst dafür einen kräftigen Ruck, — in diesem Augenblicke begann die ganze Figur zu seinem namenlosen Schrecken sich zu bewegen, sie schwankte und neigte sich samt den Unterlagen zur Seite. Der vierzig Zentner schwere Koloß, in dessen Hals der Unglückliche eingeklemmt war, mußte stürzen, und Miller war unfähig, irgend etwas zu tun, sich noch zu retten. Er sah vor sich nichts mehr als den Tod, den schauderhaftesten Tod. Er mußte entweder zerschmettert oder entzweigeschnitten werden. In diesem Augenblicke des Entsetzens, wo sich in seinem Gehirne in der Todesangst die Gedanken jagten, da war es ihm, als ob eine alte, trauliche Weise an sein Ohr schlüge, das alte fromme Lied, das ihm seine Mutter vorgesungen am Abend vor der Reise nach Paris, es klang in ihm laut und mächtig, und war's doch nur so schnell wie ein flüchtender Gedanke:

„Und hilf ihm in den Stürmen,
Wenn sich die Wogen türmen,
Maria, Maria!
O Maria hilf!"

Und er stieß einen markerschütternden Schrei aus:

Und siehe da, war's Wirklichkeit? Er erschaute ein freundlich mildes, lächelndes Antlitz unmittelbar vor sich.

— — — Dann entschwanden ihm die Sinne.

Die Arbeiter hatten den Schrei gehört, und als sie herbeieilten, da brachen sie selbst in Jammerrufe aus. Sie hielten ihren Meister für tot, als sie ihn stumm und regungslos in der unglückseligen Figur stecken sahen. Aus Mund und Nase quoll das Blut, die ganze Seite vom Kopf bis zur Hüfte herab war zerquetscht, Gewand und Haut hingen in Fetzen herab. Am Knie klaffte der nackte Knochen aus dem Fleische. Und doch — er lebte, Miller war gerettet. „Die Welt würde sagen, durch einen Zufall, ich aber sage, ich wurde gerettet durch wunderbare Fügung Gottes." So schrieb Miller selbst über das Unglück.

Wäre die Statue mit ihm ganz zu Boden gestürzt, wäre Miller unrettbar verloren gewesen, im letzten Augenblicke noch machte sie aber eine Wendung nach der Seite, wo Miller selbst der von Stiglmaier modellierten Muttergottes des Aiblinger Abschiedsdenkmals einen Ehrenplatz im Gußhause gegeben hatte. Dieses liebe, freundliche Bildnis war es, welches Miller noch im letzten Augenblicke gesehen hatte, vor dem sich ihm die Sinne verwirrten, dieses Bildnis war es, welches den sinkenden Koloß noch im Sturze aufhielt.

Groß war der Schrecken und Jammer, als man der jungen, so glücklichen Frau den halbzerschmetterten Mann auf einer Tragbahre noch bewußtlos ins Haus brachte und weit konnte man ihre Jammerrufe hören.

„Ferdinand, wach auf, wach auf!"

Groß war aber auch die Stärke, mit welcher sie Tage und Nächte an seinem Krankenlager wachte und ihn pflegte. Sie wich nicht von seiner Seite, wenn ihn das Wundfieber schüttelte, und sie verband selbst immer die schweren Wunden; aber sie war glücklich, wenn er aus den Fieberphantasien erwachte und über ihre Hände strich und flüsterte:

„Weil nur du da bist!"

Wie ein Lauffeuer hatte sich die Kunde von dem Unglücke in der Stadt verbreitet. Die Teilnahme war eine große und aufrichtige. Der König selbst eilte zu Fuß aus der Residenz zur Erzgießerei in der Nymphenburgerstraße hinaus, so schnell, wie sein Bruder Karl, als Vater Max plötzlich entschlafen war. Sein Leibarzt Dr. Ringseis mußte tagtäglich ihn besuchen. Aber auch vom Auslande kamen teilnahmsvolle Briefe, aus Paris von Sojer und Blus, und Manfredini schrieb, man möchte ihm die Wahrheit mitteilen, daß doch die giftigen Dämpfe am Unglück schuld seien.

Die überströmende, gegen alles widerstandsfähige Lebenskraft, die ihn früher die schwersten Strapazen aushalten ließen, erhielt Miller nicht wieder, aber doch erholte er sich soweit, daß er die Arbeiten wieder voll übernehmen konnte.

Das erste, was er, als er wieder genesen, tat, war, daß er die Muttergottesstatue, welche die stürzende Figur aufgefangen und dadurch selbst Schaden gelitten hatte, wieder herstellte. Sie sollte aber auch noch einen besseren Ehrenplatz bekommen. König Ludwig hatte die Ludwigskirche mit dem herrlichen Bilde des jüngsten Gerichtes von Cornelius erbauen lassen; sie wurde am 8. September 1844 eingeweiht. Im darauffolgenden Frühjahr kam der Pfarrer von Sankt Ludwig, der hochwürdige geistliche Rat Stumpf, zu Miller und bat ihn, ihm bei der Dekoration der Kirche zu den Maiandachten mit Rat und Tat behilflich zu sein. Niemand konnte das lieber tun als Miller, dem gerade die Maiandachten in der Fremde so viel Trost gegeben und so viel Heimatglück ersetzt hatten. Als er erfuhr, daß noch die Hauptsache für den Maischmuck der Kirche fehle, die Muttergottesstatue, da übergab er ihm und damit der Ludwigskirche das Muttergottesbildnis aus der Erzgießerei. „Möchte es," schrieb er an den Stadtpfarrer von Sankt Ludwig, „noch vielen Gläubigen Trost bringen und die Hilfe, wie mir einst beide so wunderbar zuteil wurden, als ich es im Angesicht des Todes vor mir erblickte und als das tote Bild mich gleichsam mit dem eigenen Leibe schützte!"

Oft stand Miller selbst in Sankt Ludwig vor diesem Bilde. „Sie werden begreifen," schrieb er später an Stumpf, „mit welchen Gefühlen ich jederzeit an dem Altare stehe, den nun dieses Bild so würdig geschmückt." Tausende sind seitdem vor diesem Bilde gestanden; es ist ein Gnadenbild nicht nur für das Haus Miller, sondern für ganz München geworden.

— — — Das Meer des Lebens rauscht immer weiter, bald tanzen lustig und lieblich leichtgekräuselte Wellen und dann türmen sich wieder die Wogen in wilden Gischten. Wie gerne möchte man nur erzählen von frohen, friedlichen Fahrten, aber die Meeresstraße des menschlichen Lebens geht nur zu oft durch Gewitter und Sturm, vorüber an Klippen und Riffen, an öden Sandbänken und — — an Gräbern.

Im gleichen Frühjahr, als Ferdinand den Maialtar von Sankt Ludwig schmückte, bekränzte er auch das frische Grab seines größten Wohltäters auf Erden, seines Vorgängers und Meisters Johann Baptist Stiglmaier, der am 14. März 1844 für immer die Augen geschlossen hatte.

Mit Stiglmaier ging ein Mann zu Grabe, gleich groß als Mensch wie als Künstler. Als Mensch war er für alles Edle und Gute begeistert, ein treuer Freund seinen Freunden, ein Vater seinen Angehörigen und Arbeitern. Als Künstler zeigte er sich in staunenswerter Vielseitigkeit. Sein Ludwigstaler mit den Bildnissen aller Familienmitglieder Ludwigs I. und die Medaille zur Feier der Prinzessin Charlotte Auguste, Tochter König Max I., mit Kaiser Franz I. von Österreich zählen heute noch zu den hervorragendsten Werken der Stempelschneidekunst. Ebenso bedeutend war er als Bildhauer. Das Grabmal der Tochter des Malers von Mannlich auf dem alten Münchener Friedhof zeigt die Entschlafene, umgeben von der Fülle ihres reichen Haarschmuckes, in einer Schönheit, wie sie in ihrer Eigenart nur mehr von der heiligen Cäcilia Madernas und von der Königin Luise Rauchs erreicht wird. Rauch selbst war von der Porträtähnlichkeit seines König Max I. für den Residenzplatz nicht befriedigt und ließ dessen Büste von Stiglmaier nachmodellieren. Die wunder-

vollen Beschläge an dem Tore der Walhalla sind nicht nur im Gusse, sondern auch im Modelle Stiglmaiers Werk.

Schon stand in Stuttgart das Denkmal des Dichterfürsten Schiller, nun sollte auch Goethe in seiner Vaterstadt Frankfurt ein solches bekommen. Schwanthaler hatte dazu eine Riesenstatue modelliert; Stiglmaier war aber an seinem Unterleibsleiden schon so schwer erkrankt, daß er nicht mehr an der Gußvorbereitung sich beteiligen konnte; diese leitete schon Miller vollständig selbständig. Stiglmaier aber ließ sich täglich von dem Fortgange der Arbeiten Bericht erstatten. Am 14. März kam Ferdinand zu ihm und frug ihn, wie alle Tage, nach seinem Befinden. Statt der Antwort gab ihm Stiglmaier die Frage zurück:

„Wie weit ist's mit dem Goetheguß?"

„Das Metall ist fast schon flüssig; er kann alle Augenblicke beginnen."

Stiglmaier richtete sich in fieberhafter Aufregung auf seinem Schmerzenslager auf.

„'s ist recht. Dann warte ich."

Erschrocken fuhr Ferdinand auf.

„Onkel, was meinst du? — —"

Stiglmaier antwortete nicht; er drängte ihn mit Geberden zur Türe.

„Geh zu. Für mich laß den Geistlichen holen! Du gehörst aber an die Arbeit!"

Schweren Herzens folgte ihm Ferdinand. Seine Brust tobte; die Sorge um das teure Leben des Onkels und um das Gelingen des ersten selbständig von ihm geleiteten Gusses stritten miteinander. Der Arzt kam und sagte ihm, daß der Onkel jede Minute verscheiden, der Obergießer am großen Flammenofen, daß die Gußspeise jeden Augenblick gar sein könne.

Ferdinand gab das Gußzeichen: „In Gottes Namen, los!"

Das Metall floß ein und kam wieder durch die Luftkanäle empor. Miller ließ alles liegen und stehen und eilte zum Onkel.

Stiglmaier saß im Bette, gestützt von Priester und Arzt. Sein Blick war gespannt auf Ferdinand gerichtet.

„Wie ist's?"

„Onkel, der Guß ist gelungen."

Stiglmaier atmete tief auf, als ob ihm eine zentnerschwere Sorgenlast vom Herzen gefallen wäre. Dann sprach er und das war sein letztes Wort:

„Gott sei Dank! Meine Kunst geht nicht verloren!"

Er streckte seine Hände Ferdinand entgegen, dann sank er zurück und sein Auge brach.

Er hatte nicht umsonst gewartet.

In Neuhausen ist das Grabmal Stiglmaiers mit seinem Bildnis in Erz. Ein Denkmal hat ihm sein König in den siebzehn Distichen auf Münchener Künstler gesetzt:

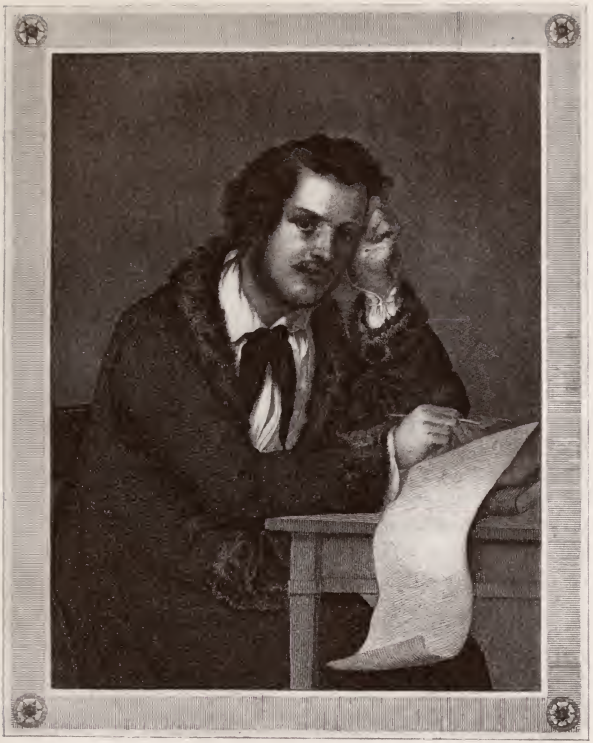
„Was in der Erzgießerei für unmöglich gehalten, vollbrachtest
Du mit großem Geschick, staunenerregender Kunst."

Ferdinand Miller erhielt mit einem herzlichen Beileidschreiben zugleich das Dekret als Nachfolger seines Onkels, als Inspektor der königlichen Erzgießerei in München.

XV.

Der Guß der Bavaria.

Neben der Erzgießerei erhob sich schon seit einigen Jahren ein Bretterturm. In demselben arbeitete Ludwig von Schwanthaler an der Bavaria. Er war der Sohn eines Tiroler Bildhauers, der in München 1818 verstorben war. Cornelius und Klenze hatten bald die großen Talente Schwanthalers erkannt und ihn nach wärmsten Empfehlungen beim König zu ihren Arbeiten für denselben hinzugezogen. Die Reliefs aus der Iliade für die Glyptothek, ein großer Fries im Palaste des Herzog Max, der Fries im Barbarossasaal und die Entwürfe für die Gemälde aus der Odyssee in dem Festsaalbau der Residenz wurden von ihm gefertigt und soeben war die Aufstellung der Statuen



Ludwig von Schwanthaler.

der zwölf Ahnen des Königs im Thronsaal glücklich vollendet worden. Die Bavaria sollte nicht nur das größte Meisterwerk Schwanthalers werden, sondern künstlerisch wie in ihren Maßen eines der größten Denkmäler aller Zeiten. Die Größe der Bavariafigur für sich ist heute noch durch keine andere erreicht worden.

Schwanthaler, gewohnt und stets bis zur Ängstlichkeit bemüht, nur das Beste in seinen Werken zu geben, konnte sich mit Umänderungen und Verbesserungen an der Bavaria nicht genug tun. Immer und immer half er da und dort wieder nach, bis ihm alles paßte und gefiel. So vergingen Jahre bis zur Vollendung des Bavariamodells und Meister Stiglmaier erlebte den Guß nicht mehr. Er lag ganz in den Händen Millers.

Dieser hat die Hauptmomente dieses Gusses selbst in seinen Tagebüchern so lebhaft und packend beschrieben, daß jede Nacherzählung den großen Eindruck der Schilderung der verschiedenen bedeutsamen, oft aufs höchste aufregenden Momente nur schwächen würde. Lassen wir also den Meister selbst reden:

„Es war am 11. September 1844, als zwei dicke Rauchsäulen aus den Kaminen der Gießerei gerade gegen den Himmel aufstiegen und verkündeten, daß heute ein großer Guß stattfinden werde. Ja, es sollte heute nicht allein das erste Stück der Bavaria, der Kopf derselben, es sollte auch mein erster großer Guß geschehen. Das Erz war flüssig im Ofen wie Wasser, viele Zuschauer, selbst fürstliche Damen, waren zugegen. — Mit welch kaltem Blute stieß ich sonst den Zapfen aus; heute war mir so bange, so ängstlich, doch es mußte vor sich gehen. — Das Erz stürzte hinunter in die Form mit Macht, mit pochendem Herzen erwarte ich das frohe Zeichen an den Luftröhren, aber es will nicht erscheinen. «Da ist ein Unglück im Anzuge,» durchschauert es mich; rasch bitte ich die vielen Zuschauer, die Gießerei zu verlassen, da höre ich es plötzlich furchtbar prasseln in der Tiefe. Gott! die Form war — zersprungen! Armdick strömte das Erz aus der Form, der Schreck lähmte mir alle Glieder, nichts mehr konnte ich tun, um zu retten, als nur einen Blick nach oben zu richten mit den Worten: «Herr, Gott, hilf du!» — Das war alles, was ich vermochte, und stumm und still stand ich, mein Unglück zu schauen. Da erkaltete der Feuerstrom — es dringt kein Erz mehr in die Form — ich sehe noch flüssig Metall auf der Höhe des Kanals — ein Hoffnungsstrahl durchzuckt mein Innerstes, ich steige schnell über den glühenden Kanal, um die

Luftröhren zu sehen. Welch ein Anblick — welche Freude! — Feurige Augen klotzten mich an aus denselben und doch so freundlich, so fröhlich! — Welch ein Jubel, als ich ausrief: «Glück auf, der Guß ist gelungen!» — Viel Schmerz, viele Freude habe ich schon erlebt, nie aber einen solchen Wechsel von Schreck und Freude empfunden. Wie brannte ich vor Neugierde zu erforschen, wie das zugegangen! — Der Druck des Erzes hatte die zwei Fuß dicke Mauer um die Form durchbrochen, vierzig Zentner Erz strömten aus der Öffnung — endlich erstarrt die flüssige Masse und erstarrt in einem Momente, wo nicht mehr dreißig Pfund hätten aus dem Riß entweichen dürfen, sonst — wäre der Guß mißlungen. Gewöhnlich nennt man so etwas einen glücklichen Zufall, doch mein Gefühl drängte mich, mein Haupt zu entblößen und die empfundenen Worte auszusprechen: «Gott, dir danke ich alles!» —

«Wenn Sie den Kopf der Bavaria gießen, will ich dabei sein!» hatte der König verlangt. Ich sagte ihm, es sei viel interessanter, wenn das Werk aus der Grube gehoben wird, wenn es gleichsam aus der Grube herauf erscheint, während bei dem Gusse selbst, ob nun ein Kunstwerk oder ein Dampfzylinder unter dem Mauerwerk verborgen, immer nur zu sehen sei, wie der flüssige Metallstrom aus dem Ofen stürzt.

«Gut,» sagte der König, «dann will ich das Heraufziehen mit ansehen.»

In Rücksicht darauf hatte ich nach dem Gusse in der Grube schon die Gußkanäle und Luftröhren weghauen, den Kern herausmachen und das Ganze abbrennen, reinigen und fertigstellen lassen.

Eines Abends stieg ich in das Innere des Kopfes, um zu schauen, wie weit das Herausnehmen des Kernes gediehen sei. Drei Mann waren in demselben beschäftigt, und ich sah mit Staunen, wie viel freier Platz trotzdem noch übrig blieb. Am Abend nach Feierabend holte ich Leute zusammen, um zu probieren, wie viel Menschen im Innern wohl unterzubringen wären; 30 Mann fanden im Kopfe Platz.

Es war im Spätherbst, als mir der König mitteilte, daß er mehrere Gäste, darunter die Königin von Griechenland, seine Schwester, die Kaiserin-Witwe Karoline von Österreich, seine Tochter, die Großherzogin Mathilde von Darmstadt, die Königin Therese u. a. mitbringen werde.

Ich schlug ihm vor, nach dem Diner, abends sechs Uhr zu kommen, worauf er sagte, wenn das bei Nacht nicht gefährlich, sei ihm diese Zeit sehr angenehm.

Der Kopf der Bavaria wird aus der Gießgrube gezogen.
Wandgemälde an der alten Pinakothek — gänzlich zerstört.

Obwohl nun mein großer Flaschenzug auf 300 Zentner geprüft war, benützte ich doch noch zwei Seitenzüge, steckte meine 30 Arbeiter in den Kopf, obendrauf, um zu beweisen, daß ich das Leben der Arbeiter nicht gefährde, meine zwei kleinen Buben Fritz und Ferdinand, beleuchtete das Gießhaus und den Ofen brillant, ließ aber die Grube finster, und nun schwebte der kolossale Kopf allmählich aus der Tiefe heraus. — Der König war selig vor Freude. — Kaulbach hat diesen Moment benützt zu einem Bilde an der neuen Pinakothek, das aber leider vom Wetter zerstört ist und nur mehr in der Ölskizze existiert.

Als der Kopf etwa vier Fuß über der Oberfläche schwebte, wurde die Brücke unter den Kopf geschoben, mit bengalischem

Feuer der Kopf beleuchtet und dessen Insassen brachten dem König ein schallendes «Hoch» aus, das sich aber ganz unheimlich anhörte. Neugierig frug der König, wo und wer denn das sei? «Das sind die Arbeiter, die mir bei diesem Guß geholfen und die im Kopfe stecken.»

«So lassen Sie doch dieselben heraus,» rief er. Ich legte eine Leiter an den in der Luft schwebenden Kopf. Zuerst erschien Fritz in seiner Bluse, machte mit seinem blausamtenen Käppchen seine ehrerbietige Verbeugung und stieg dann die Leiter herunter, dann Ferdinand ebenso. Die Damen waren entzückt über diese zwei mutigen Knaben. Dann kam ein Arbeiter nach dem andern, die sich auf der Brücke in Reih und Glied aufstellten. Das Staunen des Königs wuchs, so oft ein neuer Mann überraschend auftauchte; er zählte sie alle und rief bei jedem: «Theres, noch einer!» Als es aber über zwanzig ging, nahm er mich beim Arm und sagte mir ins Ohr: «Man merkt gar nichts, wie machen Sie es denn, daß Sie immer wieder neue Leute in den Kopf, der doch in der Luft schwebt, hineinbringen?" „Sie waren alle darin,» sagte ich. — «A bah,» — er schüttelte den Kopf und ging wieder in neues Staunen über. Sehr gnädig und vergnügt verließen die hohen Herrschaften die Gießerei.

Ich setzte den Kopf noch auf die Brücke und nahm die Haarwuckel vom Scheitel herunter, um für den morgigen Transport des Kopfes in den Ziselliersaal alles vorbereitet zu haben. Schon um acht Uhr des andern Morgens kam der König, nahm mich unterm Arm und sagte ganz zutraulich: «Jetzt erklären Sie, wie Sie das gemacht haben, es war reizend und niemand merkte was.» Meine wiederholte Versicherung, daß alle, die aus dem Kopf gestiegen, auch wirklich darin untergebracht waren, nahm er sehr ungnädig auf. «Das ist nicht wahr; das ist nicht möglich,» lautete seine barsche Antwort. Ich gab zwei Arbeitern (Dett und Kögel) ein Zeichen und sagte dem König: «Majestät glauben mir vielleicht auch nicht, daß in dieser Haarwuckel (es war die Haarwuckel, in welcher die vergoldete Inschrifttafel eingesetzt ist) zwei Mann stecken?» Er guckte hinein und war ganz erschrocken, darin

zwei lebendige Menschen zu sehen. Immer noch zweifelnd, befahl er: «Gleich herauskommen!» Und wie er die zwei Mann neben der Haarwuckel stehen sah, sagte er: «Nun hab ich's gesehen und glaub' es doch nicht.» —

Von den vielerlei Arbeiten in dieser Zeit überhäuft, war meine Hauptsorge doch immer der große Guß der Bavaria-Brust. Seit einem Jahre arbeitete ich an der Form. Hunderte von Zentnern Eisen waren schon verbraucht, nichts wollte ich versäumen, was dem Gelingen des Gußes fördernd sein könnte. — Nur zwei Dinge beunruhigten mich stets: Wird der Ofen diese Masse Erz schmelzen? Wird der Guß bei der Einziehung im Erkalten nicht reißen, da der Umfang desselben so ungeheuer groß ist?

Ersteres zu erzielen, widmete ich dem großen Ofen meine ganze Sorgfalt, die Zuglöcher, die Roste erweiterte ich, daß der Luftstrom stärker wurde; trocknete alles an der Luft schon gedörrte Holz nochmals am Feuer usw. — Letzteres zu verhüten, machte ich den Kern aus zwei Schichten, die äußere Schichte von der sonst üblichen Kernmasse: Gips, Ziegel- und Kapselmehl, die innere von Sand. — Diese Arbeit machte mir viele Mühe, ich wurde aber später hierfür durch guten Erfolg belohnt. Viele Fuhren Kohlen gingen darauf, die Menge Formstücke, den ungeheuren Kern zu trocknen und zu glühen. Es war eine lange, anhaltende, anstrengende Arbeit. Doch das Mühvollere harrte noch meiner. Es war dies das Zusammenstellen der 50 bis 60 Zentner schweren und doch so zerbrechlichen Formstücke.

Vier Tage lang dauerte diese letztere Arbeit — von sechs Uhr früh bis zwei Uhr in der Nacht in der von betäubendem Kohlendampfe erfüllten Grube.

Endlich war die Form geschlossen. Die Weite des hohlen, für das Erz bestimmten Raumes war gleichmäßig in allen ihren Windungen und betrug nur einen halben Zoll. — Alles ließ einen glücklichen Erfolg hoffen.

Nun ging es an das Einmauern der Form. Alles, was sich rühren konnte, mußte helfen, Ziseleure, Former, Monteure, Schlosser, Schmiede. Ich ließ die ganze Grube massiv aus-

mauern; 12 000 Ziegel und 300 Metzen Gips waren schon am zweiten Tage verbraucht.

Als ich das Ende der Arbeit voraus berechnen konnte, ließ ich das Feuer im Ofen anzünden. Es war dies am 10. Oktober 1845, nachmittags fünf Uhr.

Im Ofen waren sechs türkische Dreißigpfünder-Schiffskanonen, dreizehn kleinere Kanonen, ebenfalls türkisches Geschütz, sechzig Zentner Erz in kleineren Stücken, zusammen 330 Zentner. Fünfzig Zentner wollte ich noch in den Ofen werfen, wenn das Metall flüssig war.

So matt und müde der Körper, der Geist war im höchsten Grade aufgeregt. An Schlaf war in dieser Nacht nicht zu denken; ein banges schreckliches Gefühl beunruhigte mich und die Stille der Nacht, das geisterhafte Licht, welches die aus dem Ofen brechenden gelben und blauen Flammenspitzen im Gußhause verbreiteten, war ganz geeignet, den bangen Zweifeln Raum zu geben und die Brust immer enger und enger zusammenzuschnüren.

Inzwischen brannte das Feuer lustig im Ofen und die Kanonen fingen schon an, sich zu biegen und zu schmelzen; hartnäckiger waren die kleineren Erzstücke. Nachmittags drei Uhr am 11. Oktober war das Metall so heiß, daß ich beginnen konnte, den Rest des Erzes nachzusetzen. Ich mochte etwa zwanzig Zentner desselben im Ofen haben, als ich merkte, daß das flüssige Metall bedeutend erkaltete. Ich ließ stärker und stärker feuern; es half nichts. Ich legte kein neues Erz mehr nach, ich suchte das schönste Holz aus, ich warf Zinn und Zink in den Ofen, aber alles vergebens. Es hatte ein dichter, schwerer Nebel sich auf die ganze Gegend gelagert und drückte allen Rauch auf den Boden. Das Feuer brannte trüb und traurig, obwohl die Hitze immer ärger und ärger wurde. Das Erz lag nun im Ofen wie ein dicker Brei; drei Stunden früher war es doch schon flüssig! — Ich glaubte, die bange Unruhe wolle mir das Herz abdrücken; ich suchte Hilfe bei dem Herrn, dem Gebieter über Wind und Feuer. — Wie kann da in solcher Not der Mensch beten! — Es wurde mir etwas leichter ums Herz; auch stärkte mich mein

braves Weib mit einem Trunk Wein und tröstenden, ermutigenden Worten. O, welch ein Schatz ist dem Manne ein vernünftiges Weib! —

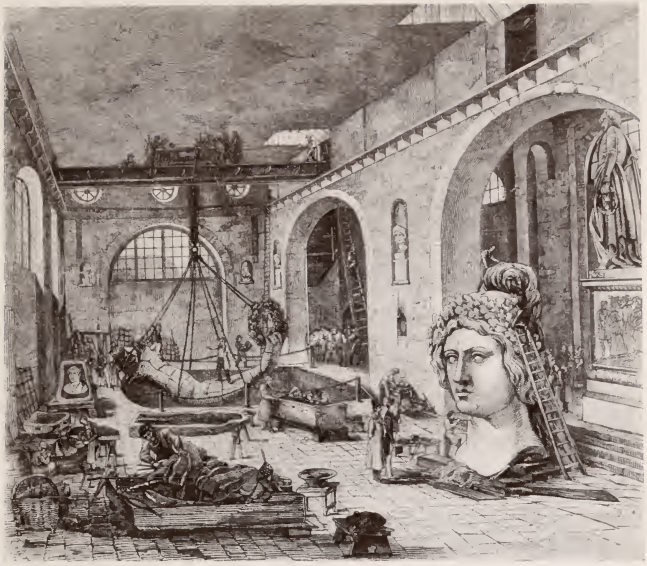
Nun wollte ich eine Stunde lang gar nicht mehr in den Ofen sehen, um ruhiger zu werden. Aber, als ich abends sieben Uhr das Metall noch nicht besser fand, da war alle Hoffnung dahin. Jahrelanges Mühen, Ruf und Vertrauen und der schöne, herrliche Ofen, mein ganzes Vermögen verloren!*)

Ich kostete den bitteren Becher der Verzweiflung. Alles, alles hin! Das war der einzige Gedanke, den ich fassen konnte. Ich war matt und müde zum Sterben. Traurigen Blickes standen meine Leute um mich her und suchten aus meinen Augen zu lesen, wie es stünde. Was in mir vorging, durfte ich nicht merken lassen, um diese nicht zu entmutigen.

Wie schwer wurde es mir sie zu ermuntern! Ich rief ihnen zu, das Feuer zu schüren, das Erz zu rühren, so lange ihre Kräfte reichten. Ich faßte den verzweifelten Entschluß: entweder muß es schmelzen oder alles zu Grunde gehen. — Diese entsetzliche Aufregung hatte mich in einen Zustand gebracht, daß ich unfähig war, eine klare Idee aufzufassen, was jetzt zu tun sei. Mein alter Vater, den die Sorge hergetrieben aus der Heimat, suchte mich zu überreden, daß eine Stunde Schlaf und Ruhe für mich jetzt das beste sei. Ich sehe noch den alten, braven Mann, Tränen in den Augen, mit aufgehobenen Händen bittend.

Die vielen schlaflosen Nächte mochten ihr Teil beigetragen haben, daß ich, kaum im ruhigen Zimmer sitzend, gleich einschlafen konnte. Doch lange sollte diese Ruhe nicht dauern. Schon nach einer Viertelstunde weckte mich der entsetzliche Ruf meiner Frau: «Mann, wach' auf! Die Gießerei brennt!»

*) Ich muß hier bemerken, daß der Vater alle Güsse auf eigene Gefahr unternehmen mußte. Wäre nun im obigen Falle das Erz nicht flüssig geworden, so hätte man es erkaltet, ohne den Ofen einzureißen, nicht aus diesem herausbringen können. Bis der Ofen nun wieder mit großen Kosten erbaut gewesen, wäre unterdessen die Form durch Anziehen von Feuchtigkeit unbrauchbar geworden, denn auseinandernehmen ließ sie sich wegen ihrer Zerbrechlichkeit nicht wieder. (Anmerkung von Fritz von Miller.)



Der große Formsaal. Der Kopf der Bavaria wird ziseliert, der linke Arm aus der Gießgrube gewunden.

Weg war alle Müdigkeit. Ich flog in die Gießerei. Der Dachstuhl stand in Flammen. Doch die Vorsicht, Spritzen und Schläuche in Bereitschaft zu halten, steuerte dem nahen Unglück. Das Feuer war bald gelöscht. Hier zeichnete sich besonders einer meiner Arbeiter, namens Geisler aus, der nun auch mit sechs Mann beordert wurde, den Dachstuhl zu beobachten.

Und nun ging es wieder an den Ofen. Da denke man sich meine Freude; das Metall war etwas besser geworden. Ein lebendiger Westwind, der jetzt wehte, wie von Gott gesendet, blies kräftig in die wieder lustige Flamme. Immer fürchterlicher wurde die Hitze, aber auch immer flüssiger das Erz.

Nun war Lust und Leben überall. Meine Leute alle zeichneten sich aus. Keinem war die Anstrengung, keinem die Hitze zu groß. Mitternacht war es, als die Arbeiter alle um den Ofen standen, entblößten Hauptes. Auch wohl an hundert Zuschauer waren dabei, die bis zur späten Stunde ausgeharrt hatten. Sie teilten das heilige Gefühl, einstimmend in mein Gebet: «Herr Gott hilf, steh' uns bei! In deinem Namen beginnen wir!»

Siebenmal mußte ich mit dem großen Laßeisen aus aller Kraft an den Zapfen stoßen, so stark war der Druck des Metalles. Da stürzte die Furie, zischend und kochend, aus dem Ofen, die Glut und die Hitze waren gräßlich. Allmählich füllte sich der Kanal — einen Blick nach oben — und nun ließ ich alle sechzehn Öffnungen der Form auf einmal aufmachen. Da bebte der Boden unter unseren Füßen, die Luftröhren spien gelben Rauch aus, der von ungeheurer Macht aus der Tiefe gepeitscht wurde. — Dies dauerte eine und eine halbe Minute. Endlich kam zuerst aus einer, dann sogleich aus allen zweiunddreißig Luftröhren flüssiges Erz und sprudelte lustig in die Höhe.

Jetzt, der Jubel! Der Guß ist gelungen!

«Hoch lebe König Ludwig! Hoch lebe unser Meister! Hoch!» —

Nicht genug, daß der Guß selbst Aufregung an Aufregung über Miller brachte, fiel er auch noch in eine Zeit, in der die ganze Welt von einer solchen ergriffen wurde. Es war das Jahr 1848 und alles wurde von einem Taumel der Freiheit erfaßt, der fürchten ließ, die Tage der großen französischen Revolution würden sich wiederholen. König Louis Philipp wurde aus Frankreich vertrieben, aber auch die übrigen europäischen Throne kamen ins Wanken. Durch die Straßen von Wien tobte der Aufstand und die Barrikaden in Berlin füllten sich mit Leichen. Auch die sonst so ruhigen Münchener wurden in den allgemeinen Freiheitstaumel hineingerissen.

Diese allgemeine Unruhe benutzten Leute, die bei einem Aufruhr nichts verlieren, sondern nur gewinnen konnten, und solche gab es wie überall so auch in München — um ihrerseits auch mit dem „Spektakel" zu beginnen. Auf einmal tönte durch die

Stadt der Schreckensruf: „Aufrührer wollen das Zeughaus am Anger stürmen!“ „Die Revolution bricht los!“ „Sie wollen Bayern zu einer Republik machen und den König absetzen!“ „Sie ziehen schon von der Au her!“ „Horcht, horcht, sie schießen!“ Da aber zeigte sich Münchens Treue.

Wohl hatten sich Tausende zum Rathaus begeben, um die Adresse zu unterschreiben, die den König um eine neue Verfassung bat, um Einführung der öffentlichen Gerichtsbarkeit mit Geschworenen aus dem Volke, wohl die Studenten gesungen: „Freiheit, die ich meine, —“ als aber der Generalmarsch ging und der Ruf durch die Straßen gellte, daß Meuterer die Waffen aus dem Zeughaus holen und gegen Recht und Gesetz, ja gegen den König selbst erheben, da eilten die Bürger und Studenten alle im Laufschritt mit den Aufrührern zum Zeughaus um die Wette. „Kein Judas soll die Waffen holen, an denen das Blut von der Schwedenzeit, von Sendling und von Hanau klebt! Wir wollen sie selbst uns holen und sie schützen gegen die Aufrührer!“

Schon krachten die Tore des Zeughauses wie ehemals das rote Tor unter den Kolbenstößen des Kochler Schmiedes, schon traten Bürger und Studenten am Promenadeplatz und in der Pfandhausstraße in Reih und Glied, Sturmhelme glänzten in der Junisonne, Schuppen- und Kettenpanzer klirrten, alte Ritterschwerter und Hellebarden blitzten auf und darüber flatterten die Fahnen von Ampfing und von Belgrad. Wie Prinz Karl, des Königs Bruder, mit den Kürassieren angesprengt kam, da brauste ihm stürmisches Hochrufen entgegen und Volk und Militär zogen einträchtiglich zur Residenz. Dort ging das Rufen aufs neue an: „Die Kanonen weg! Wir schützen unsern König Brust an Brust. Da braucht es keine Granaten mehr!“

Als solches die Aufrührer hörten, da verschwanden sie und kühlten ihren Mut auf dem Nokherberg mit einer schäumenden Maß Salvator.

In diesen Tagen kamen Millers Arbeiter vom Werkführer bis zum letzten Sandträger zu ihrem Meister und gelobten ihm und seinem König Treue mit biederem Handschlag. Nicht einer fehlte.

Andern Tags kamen von Nymphenburg herein die Arbeiter der Kgl. Porzellanmanufaktur und die Arbeiter der Kgl. Glasmalereianstalt und baten Miller, er möchte sie alle mit den Erzgießern zu einer Schutzkompagnie für den König, wie deren schon mehrere die Bürger und Studenten gebildet hatten, zusammenstellen und ihr Hauptmann werden. Da begann ein strammes Exerzieren auf den Wiesen, wo heute die Bennokirche steht und dazu wirbelten die Trommeln und klangen die Trompeten und Pfeifen und Miller hatte an diesen Übungen seine Freude wie am Soldatenspiel in seinen Kindheitstagen. Aus den Reihen der Arbeiter wurde eine Musik zusammengestellt, welche mit Trommelschlag und klingendem Spiel, den Tambourmajor an der Spitze, der Truppe voranschritt, die Pioniere mit Hacke und Schurzfell hinter ihnen. Bald wurde aber die Freude an dem für den Schutz des Königs gebildeten Freikorps jäh zerstört; bei einer Übung erklärte der Unteroffizier, Sermin, einem Ziseleur die Handhabung der Pistolen; eine davon war schon vorher ohne sein Wissen geladen worden, sie ging los, der Unglückliche sank zu Tode getroffen in die Arme seiner Kameraden.

Am Festtag des heiligen Josephs marschierten die Mannschaften zum Bürgersaal, wo damals noch Knollers herrliches Mariahimmelfahrtsbild in vollem Farbenglanze auf die Beter niederschaute, um dem Patron der Arbeiter ihre Andacht und Verehrung darzubringen. Sonst wurde darnach zu einem Frühschoppen zum Methgarten zurückgezogen. Mittags kehrte man rechtzeitig zum häuslichen Tisch heim. Nachmittags war Kongregationsandacht der Bruderschaft vom guten Tod, zu der sich auch wieder Meister und Gesellen, Bürger und Arbeiter mit ihren Frauen und Kindern einfanden. So war es gut Münchener Brauch und den hielt das Haus Miller in Ehren alle Zeit. Heute war aber von alledem nicht die Rede. Gleich nach dem Gottesdienste mußten die Freikorps mit dem Militär in den Straßen von München Aufstellung nehmen. Man wußte nicht, was das zu bedeuten habe. Man sprach von neuen Aufständen und Revolutionstumulten. Erst abends wurden die Freikorps

von ihren Standplätzen entlassen. Als Miller nach Hause kam, eilte ihm seine Gattin entgegen, sie war schreckensbleich.

„Denk dir — um Gotteswillen! — der Professor Schwanthaler war vorher da, er hat geweint und mir gesagt, du sollst morgen nicht an der Bavaria weiter arbeiten, es sei alles vorbei, denn der König habe abgedankt und der neue König werde wohl kaum die kostspieligen Arbeiten weiterführen lassen."

Miller richtete einen schmerzlichen Blick zum Himmel. Sollte wirklich alle Arbeit und alle Hoffnung für die Zukunft umsonst gewesen sein? Er konnte und wollte es nicht glauben.

In der Stadt war diesen Abend die Aufregung groß. Wirklich hatte der König abgedankt. Er hatte seine Söhne und die übrigen volljährigen Prinzen zu sich zur Tafel geladen und ihnen nach derselben mitgeteilt, daß er sich entschlossen habe, von der Regierung des Landes zurückzutreten. Weinend hatten ihn die Prinzen umgeben, Max, dem die schwere Aufgabe zufiel, seinem Vater in der Leitung der Landesgeschicke in den augenblicklich so bewegten Zeiten nachzufolgen und die noch schwerere, ihn in seinen hohen und ritterlichen Herrschertugenden nachzuahmen, war vor dem Vater auf die Knie gesunken und hatte ihn unter heißen Tränen um seinen Segen gebeten.

Andern Morgens erschienen in den Straßen der ganzen Stadt Maueranschläge; sie enthielten das königliche Patent, wonach König Ludwig I. zugunsten seines Sohnes Maximilian auf die bayerische Königskrone verzichtete. Darunter standen nachfolgende herrlichen Worte, welche Ludwig nicht nur als König, sondern auch als Menschen in edelstem Lichte zeigen.

„Bayern! Eine neue Richtung hat begonnen, eine andere als die in der Verfassungsurkunde enthaltene, in welcher ich nun im 23. Jahre geherrscht. Ich lege die Krone nieder zu Gunsten meines geliebten Sohnes, des Kronprinzen Maximilian.

Treu der Verfassung regierte ich; dem Wohle des Volkes war mein Leben geweiht; als wenn ich eines Freistaats Beamter gewesen wäre, ging ich mit dem Staatsgut, mit den Staats-

geldern um. Ich kann jedem offen in die Augen sehen. Und nun meinen tiefgefühltesten Dank allen, die mir anhingen. Auch vom Throne herabgestiegen, schlägt glühend mein Herz für Bayern, für Deutschland!

München, den 20. März 1848.

Ludwig."

Tränen in den Augen, standen die Leute vor den Maueranschlägen und gar mancher, der bis zur Stunde dem König grollte — er wußte vielleicht gar nicht einmal, warum, — der sprach für sich:

„Er war doch ein großer, ein guter und gerechter König."

Eine mittelalterliche Kavalkade zog durch die Straßen Münchens; der Reichsherold war es, Signaltrompeter ihm voran und königliche Leibpagen ihm zur Seite. Er verkündete den Regierungsantritt König Maximilian II.

„Was ist's jetzt?" frugen besorgt die Arbeiter, die in die Erzgießerei kamen, ihren Meister. „Geht's weiter, oder ist's Feierabend?"

Miller wußte selbst keine Antwort auf diese Frage. Er verkündete ihnen, daß sie an diesem Tage schichtfrei hätten, — das weitere würden sie schon erfahren.

Andern Tages sollte die Lohnauszahlung sein. Da die Gußwerke Miller selbst erst nach Vollendung mit allen daran geknüpften Auslagen bar ausbezahlt wurden, hatte er mit Banken eine Vereinbarung getroffen, daß sie ihm den Lohn und die anderen Barauslagen vorstreckten. Als nun Miller heute zu seinem Bankhaus kam, erklärte ihm der Bankdirektor zu seinem neuen Schrecken, er zahle ihm das Lohngeld nicht mehr aus, weil er noch nicht wisse, ob die neue Regierung die Kostendeckung übernehme. Mit leeren Händen, dieses Mal wirklich der Verzweiflung nahe, kehrte Miller in die Erzgießerei zurück. Was nun beginnen? Morgen forderten die Arbeiter ihren sauer verdienten Wochenlohn; sollte er ohne Zahlung vor sie treten? Oder sollte er das Vermögen seiner Frau hernehmen und sie

darum bitten? War nun doch die Stunde gekommen, die einst die Schwiegermutter befürchtete?

Voll Kummer und Sorge ging er in den Räumen der Gießerei umher. Nirgends regte sich Leben. Der Flammenofen war erkaltet, die halbfertigen Teile der Bavaria lagen umher. Stumm schauten die Modelle der zwölf Wittelsbacher Fürsten und die Riesenfiguren Schillers und Goethes auf ihn nieder. Sie alle konnten ihm keinen Rat geben.

Dort lag die Riesenhand der Bavaria. Noch standen daraus die Metallschläuche hervor, die bei den Luftpfeifen aufgelaufen waren. Nur um die Gedanken zu betäuben, band Miller sich sein Schurzfell um, setzte sich seine Zerevishaube auf und griff zum Ziseliermesser. Er war mutterseelenallein in seiner Werkstätte. Da hallte plötzlich eine Stimme durch die Räume:

„Miller, Miller, wo sind Sie denn?"

Miller sprang auf.

„Majestät!"

„Ja, kommen Sie nur, ich bins schon!"

„Verzeihung, Majestät, ich kann mich in meinem Aufzuge nicht sehen lassen."

„Warum nicht?" sagte der König. „Mir ist ein Arbeiter im Schurzfell lieber als ein Stutzer im Frack."

Miller eilte zum König. Mit Ergriffenheit des Geschehenen gedenkend, faßte er dessen Hand und küßte sie, die Tränen kamen ihm und er stammelte:

„Majestät, mußte das so kommen?"

Der König machte eine abwehrende Bewegung.

„Seien Sie beruhigt, Miller, es ist alles recht, ja alles recht."

„Wie könnten wir noch ruhig sein, wenn solches geschieht? Wie könnten wir noch glücklich sein, wenn wir Majestät nicht mehr glücklich wissen."

„Ich bin glücklich, so lange ich mein Volk glücklich weiß. Es hat nun seine neue Verfassung, die ich ihm nicht geben konnte, weil ich die alte beschworen habe, mein Sohn wird sie zum Heil

des Volkes zur Durchführung bringen, ich habe keinen Zweifel daran, die Regierung ist bei ihm in den besten Händen."

Miller konnte seiner Stimmung nicht mehr Herr werden, er mußte dem König voll und ganz sagen, was ihn und mit ihm so viele bedrückte, er mußte dem edlen Fürsten bekennen, was ihm und so vielen seiner Kunstgenossen das Herz mit schwerster Sorge erfüllte:

„Majestät haben viele unglücklich gemacht, all die großen Künstler, die Maler, Baumeister und Bildhauer, die für Eure Majestät Gewaltiges und Unsterbliches schaffen durften und denen bei Vollendung ihrer Werke helfen zu dürfen ich mich so oft glücklich schätzte. Sind das nicht auch Untertanen Eurer Majestät gewesen, die treuesten und begeistertsten? Und jetzt was soll aus ihnen werden, wenn nicht mehr ihr Schirmherr und bester Freund über sie seine Hände hält?"

Da richtete sich Ludwig zu wahrhaft königlicher Größe auf und ein schmerzlicher Blick traf den Erzgießer.

„Miller, Sie haben mir bitter weh und unrecht getan."

Erschrocken sprach Miller: „Wahrhaftiger Gott, Majestät, ich wollte das nicht."

„Aber Sie haben mir doch vorgeworfen, daß ich gegen die Besten meines Volkes, gegen die Künstler treulos würde?"

„Majestät, die Verhältnisse —"

„Ach die Verhältnisse! — Glauben Sie wirklich, daß mich die Verhältnisse so weit bringen könnten, daß ich das, was ich meine Künstler hieß, für mich zu arbeiten und für des Bayernlandes Ehre, zurücknehmen, daß ich mein Königswort vergessen würde?"

Miller schwieg. Da faßte ihn der König bei der Hand.

„Miller, wissen Sie, warum ich heute zu Ihnen gekommen bin?"

„Majestät nehmen fortwährend Interesse an den Arbeiten in der Erzgießerei, daß ich nicht die Frage nach einem besonderen Anlaß des Besuches wagen durfte."

„Mein erster Gedanke, als ich den Verzicht auf die Krone unterschrieben hatte, war der, daß niemand sagen soll, ich würde den Gang der Ereignisse meinem Bayernvolke, meinen Münchnern entgelten lassen, es sollte sich niemand ängstigen, daß die Kunstwerke, die ich begonnen habe, unvollendet blieben. Ich habe darum es sofort — das war mein erstes nach der Thronentsagung, — meinem Sohne Max zur Pflicht gemacht, das die angefangenen Werke fertig gemacht werden, die Befreiungshalle in Kelheim, das Siegestor und vor allem die Bavaria, und daß weiterhin für die Künstler und Arbeiter gesorgt würde. Und heute ließ ich meine Berater zusammenkommen, um die Geldfrage zu arrangieren und dabei erfuhr ich von Ihrem Bankier, daß er sie ohne Kredite mit schwerem Herzen hatte verabschiedet. Da dachte ich mir, da muß ich doch den Miller möglichst bald von seinen schweren Sorgen befreien und ihm persönlich mitteilen, daß alles in Ordnung ist und bleibt wie bisher. Der Bankier ist angewiesen, sämtliche Löhne in gewohnter Weise an Sie und alle anderen von mir mit Kunstarbeiten Beauftragten auszubezahlen. Sind Sie nun mit mir zufrieden?"

„Zufrieden? Mit Majestät wohl, aber nicht mir mir. Nein ich bin erst recht unglücklich — über meine Kleingläubigkeit!" Das Schluchzen verhielt ihm aufs neue die Stimme, er konnte nur mehr bitten: „Verzeihung, Majestät!"

Der König richtete ihn auf, aus dessen Augen strahlte Freude, die Freude darüber, daß er doch noch Menschen glücklich machen konnte, wenn er auch nicht mehr das Szepter in Händen hielt. Diese Freude siegte über den Schmerz der Thronentsagung. Als der König nach Hause kam, hatte er alle Bitterkeit überwunden, er griff zu seinem Stammbuch und schrieb hinein:

„Was ist, das ist,
Ein Tor du bist,
Willst du darum dich grämen,
Wird's nur dein Leben lähmen."

Nach Jahren, als einmal Miller schwer krank darniederlag, besuchte ihn der König und erinnerte sich wieder dieses Spruches;

er ließ sich ein Blatt Papier reichen und schrieb ihn in der Erzgießerei neuerdings auf. Das Blatt mit dem Spruch wird heute noch im Hause Miller in Ehren gehalten.

An dem Sorgenabend von damals kniete die ganze Familie beim Abendgebete beisammen in heißem Gebete für den edlen, großherzigen König.

Östliches großes Gießhaus und Bavariahütte. Im Vordergrunde der Oberkörper der Bavaria vor deren Überbringung zur Aufstellung.

Unter dem am Körper der Figur Sitzenden und Stehenden: Ferd. v. Miller, seine Buben Fritz und Ferd, Xaver Schwanthaler, Kunstmaler Jos. Petzl, der alte Schmied Reichberger usw.

Den Montag darauf brannten wieder die Feuer im Gußhause und alles war wieder fröhlich bei der Arbeit.

Nun erlitt sie keine Unterbrechung mehr. An einem schönen Junimorgen des Jahres 1850 schritt Miller mit seinen Arbeitern zum Neuhauserkirchlein hinaus, um Gott für die glückliche Vollendung der Bavaria zu danken. Leider hatte Schwanthaler diesen Tag nicht mehr erlebt. Lange zuvor schon erkrankt, war er im November 1848 gestorben.

Eine nicht minder schwierige und aufregende Arbeit wie der Guß der Statue war nun die Aufstellung derselben. Der Posthalter Pachmayer von Frabertsham bei Wasserburg hatte seine zwanzig Zugpferde, die schwersten und schönsten des Bayernlandes, jedes beim Oktoberfest prämiiert, zum Transport zur Verfügung gestellt. Es war nichts Leichtes, die einzelnen Gußstücke, die damals noch schlechte und buckelige Straße zur heutigen Schwanthalerhöhe hinaufzubringen, die zwanzig Pferde reichten nicht aus; an großen Seilen wurde von Menschenhänden noch beim Ziehen mitgeholfen. Bürger und Studenten, hohe Beamte und Offiziere standen an den Seilen; jedermann machte sich eine Ehre daraus, auch seine Kraft zum Transport eingesetzt zu haben. Jede neue Vorwärtsbewegung wurde mit Hurrahrufen und Peitschenknallen begleitet. Endlich waren die Einzelstücke an Ort und Stelle. Jetzt kam aber erst das Schwerste: die Auf- und Übereinanderstellung. Ein riesengroßes Balkengerüst war aufgerichtet worden aus den stärksten Baumstämmen der bayerischen Berge. Ein bei Erzarbeiten bis jetzt noch nie erreichtes Gewicht sollten sie tragen und, als der unterste Teil der Statue aufgezogen werden sollte, bemerkte Miller bald mit Schrecken, daß sich die Balken unter der schweren Last bogen. Als das Plinthstück endlich über dem Boden schwebte, befahl Miller seinen Arbeitern, eine einstündige Rastzeit in der Baukantine zu machen. Sie taten das guter Dinge; sie ahnten nicht, in welcher Besorgnis ihr Meister während dieser Stunde sich befand. Die Stunde mußte erst entscheiden, ob das Gerüst die ungeheure Last trage oder über derselben und damit über seiner ganzen zukünftigen Existenz zusammenstürze, das Werk selbst und alle daran geknüpften Hoffnungen zertrümmernd.

Die Stunde ging vorüber, die Balken hatten sich nicht weiter gebogen, kein Bolzen und Zapfen war aus seinem Lager gesprungen. Der Meister trat in die Kantine:

„In Gottes Namen wieder an die Arbeit!“

Die Hände griffen fest und sicher zu; ruhig und mit festem Blicke alles überschauend stand Miller auf dem Gerüst; laut

scholl seine Stimme, ohne Aufregung gab er seine Befehle zu Rast und neuem Zugreifen. Unten auf der Theresienwiese standen Tausende mit angehaltenem Atem, kein Laut wurde hörbar, so mag es still und feierlich gewesen sein, als vor Jahrhunderten der Obelisk auf dem Petersplatz in Rom emporstieg. Unter den Leuten stand mit gefalteten Händen auch die Mutter des Meisters; manche lachten darüber, wie sich unaufhörlich ihre Lippen im Gebete bewegten; — sie kannten nicht den hohen Ernst der Mutterliebe und sie ahnten nicht, wie sehr der Meister dort oben in diesem Augenblicke des Muttergebetes bedurfte.

Das Plinthstück schwebte über dem steinernen Sockel. Miller schlüpfte unter dasselbe, um die Bronzezapfen in den Sockel einzustellen; als dies geschehen war, erhob er sich, um den Befehl zu geben: „Seile nachlassen!“ Kaum hatte er ihn gegeben, da barst das Hauptseil und der Erzkoloß schlug mit dumpfem Dröhnen auf das Postament auf. Wäre das Seil einen Augenblick zuvor gerissen, hätte der Metallrand der Plinthe Miller mitten entzwei geschnitten.

Ohne allen Unfall wurde nun die Aufstellung zu Ende geführt.

Die Figur der Bavaria mißt von der Sohle bis zum Scheitel 15,768 Meter, bis zum obersten Blatt des Kranzes, den ihre Riesenhand zum Himmel hält, 18,1 Meter, vom Erdboden bis zum Kranzschluß 30 Meter. Wohl übertrifft die Gesamthöhe des Niederwalddenkmals die Bavaria noch um $5^1/_2$ Meter, aber die Germania selbst mißt nur $10^1/_2$ Meter. Eine Bronzetüre führt in das Innere der Bavaria und man kann auf 126 Stufen hinaufsteigen bis in das Haupt. In demselben sind zwei Ruhebänke für sechs Personen und kann man von dort aus Rundschau halten über München mit seinem altehrwürdigen Dom zu unserer Lieben Frau in seiner Mitte bis zu den Höhen des Weichbildes der Stadt, wo die Kirchen von Haidhausen, der Au und von Giesing ihre zierlichen gotischen Türme zum weiß-blauen Bayernhimmel emporragen lassen. Darüber schweift der Blick noch über die Bayerische Hochebene bis zum Wendelstein und der Benediktenwand im

weiten Bergkranze der Alpen. 71 933 Kilogramm Erz wurden zur Bavaria verwendet, besonders türkische Kanonen. Die Ruhmeshalle hinter derselben wurde erst 1853 vollendet.

Am 9. Oktober 1850 war die feierliche Enthüllung der Bavaria, dieses unsterblichen Wahrzeichens von Bayerns Ruhm und Kraft. Damit sollte eine Huldigung für König Ludwig I. verbunden werden; daß an dieser Huldigung das ganze Bayernvolk Anteil nehmen konnte und damit aber auch der gebührenden und auch wohlverdienten Ehrung des nunmehr regierenden Königs kein Eintrag geschah, wurde sie mit dem Oktoberfest vereinigt.

Am Sonntag erschien König Max mit seinem Bruder, König Otto von Griechenland, und seinem Schwager, dem König von Sachsen, auf der Festwiese, der Mittwoch sollte dann allein der Huldigung König Ludwigs gehören.

Es war ein warmer sonniger Herbsttag und schon in aller Frühe sammelten sich Tausende in den Straßen Münchens, besonders auf dem Maximiliansplatz, wo die Festwagen stunden und von wo aus sich der Festzug in Bewegung setzte. Früh zehn Uhr nahm er seinen Anfang, machte dann einen Rundweg in der Stadt und zog durch die Bayerstraße zur Theresienwiese hinaus. Noch vor seiner Ankunft erschienen auf der Wiese König Ludwig mit Königin Therese, seinem Sohne, dem König Otto, und der Prinzessin Luitpold. Er nahm auf der Festtribüne Platz, umgeben von Mitgliedern des Königlichen Hauses und sonstiger hoher Gäste. Miller und Klenze waren auch unter ihnen. Auf der nächsten Tribüne befanden sich besonders geladene Gäste. Ein Mann aber fehlte darunter und gerade den hätte Miller am liebsten unter den Ehrengästen gesehen: es war sein Vater. Wie hatte er doch alle Zeit so innigen Anteil an seinem Geschicke genommen, wie war er doch gerade beim Guß der Bavaria bei ihm und zu ihm gestanden, der brave und starke Mann, mit seinem Trost und unbeugsamen Gottvertrauen, als das Erz für das Bruststück der Bavaria nicht mehr in Fluß kommen wollte! Jetzt war das Werk vollendet, aber er, gerade er sah es nicht mehr. Und gibt es doch nichts Größeres und Schöneres für einen Sohn,

als wenn er dem Vater das erste große Werk seines Lebens in glücklicher Vollendung zeigen kann. Ferdinand war es nicht vergönnt, das war der bittere Wehrmutstropfen, der in den Freudenbecher dieses seines Ehrentages fiel. Eine Lungenentzündung hatte nach kurzer Krankheit am 20. April 1849 den Vater hinweggerafft, aufs tiefste betrauert nicht nur von seinen Angehörigen, sondern der ganzen Marktgemeinde Fürstenfeldbruck, der er so

Vater Josef Miller im Alter.

treu in den Tagen der Napoleonskriege und in vierundzwanzigjähriger Tätigkeit als Gemeindeausschußmitglied beigestanden war. Die Mutter war aber wieder gekommen und saß auf der Ehrentribüne. Sie hatte ihr bürgerliches Festkleid an, den seidenen Rock; das Mieder mit dem Silbergeschnür umschloß das seidene Brusttuch. Um den Hals hatte sie die mehrreihige Halskette mit der Filigranschließe und in dem weißen Haar die Riegelhaube. Um die Schultern trug sie den roten achteckigen Kaschmirshawl; er war der Stolz jeder damaligen Bürgersfrau und kostete sechzig

Gulden. Viele Augen waren auf die kleine Frau mit dem freundlichen, freudestrahlenden Antlitz gerichtet. „Das ist Millers Mutter!“ ging es von Mund zu Mund. Neben ihr saßen ihre Töchter Julie, Theres, Anna und Leni und ihr Sohn Joseph, der Rechtspraktikant, und Johann Baptist, der Uhrmacher von Bruck. Anton, der in den Redemptoristenorden als Pater eingetreten war, konnte selbst dieses Fest nicht aus seiner stillen Zelle im Kloster Gars herauslocken.

Eine tausendköpfige Menschenmenge umgab die Tribünen; immer wieder tönten Jubelrufe zum König hinauf, bis aus der Ferne Fanfaren das Nahen des Festzuges verkündeten.

Der Zug bewegte sich an den Festtribünen vorbei. Musiker zu Pferd mit schwarzsammtenen Röcken und mit von Eichenlaub bekränzten Hüten eröffneten ihn. Die Haidhauser führten in ihrem darauffolgenden Festwagen unter Blumen und Palmen die von Stiglmaier nach Thorwaldsen gegossene Königsbüste mit. Die Gärtner und Obstler brachten Körbe mit Blumen und Obst, ihre Buben schritten ihnen mit Trommeln voran, die Mädchen in weißen und grünen Kleidern schwangen Blumen- und Traubengirlanden. Die Bäcker hatten vier große Christbäume mit Zuckerwerk, den Wagen selbst aber ringsum mit Brezeln behängt. Als die Metzgerbuben rotbebänderte Lämmchen daherführten, rief der König auf sie herab: „Lämmchen leben lassen! Ja nicht umbringen!“

Die Standarte der Metzger trug den Spruch:

„Alter Sitte treue Erben,
Bayrisch leben, bayrisch sterben!“

Die Bierbräuer fuhren auf ihren Festwägen mächtige Bottiche und Faßpyramiden mit; sie reichten dem König einen silbernen Pokal mit gutbayrischem Bier. Der König nahm einen herzhaften Schluck und dankte dafür mit den Worten:

„Wer einmal bayrisch Bier getrunken hat, dem schmeckt kein anderes mehr!“

Der Hotelbesitzer Oberpollinger servierte auf seinem Wagen auf reich gezierter Festtafel ein solennes Festmahl.

Die Schuhmacher führten einen großen Lederschuh mit sich und ihr Begrüßungsspruch für den König lautete:

„Empfange hier den Stiefel sondergleichen,
Den keiner wohl an Größe wird erreichen!
Wer größer ist als du als deutscher Mann,
Der ziehe der Bavaria Stiefel an!"

Jeder der folgenden Wagen trug die Embleme der Zunft, die ihn gestellt; jeder bot neue Überraschungen. Die Auer brachten das große Modell ihrer neuen, im Bau begriffenen gotischen Kirche; als sie am König vorbeikamen, schlug die Uhr im Turm und die Glocken begannen zu läuten. Die Bürgersängerzunft brachte ihren Sängerspruch dar und reichte dem König einen Ehrentrunk aus einem Pokal, der ein Geschenk Millers war und eine genaue Nachbildung des ersten Gliedes des kleinen Finger der Bavaria darstellte, er faßte drei gutbayrische Maß.*)

Als der letzte Wagen, der der Bamberger Gärtner, vorbeipassiert war und die Künstler sich mit ihrer herrlichen, einem wirklichen Monument gleichenden Königsgruppe mit der Ludwigsstatue und den bayrischen Löwen am Fuße der Anhöhe aufgestellt hatten, gab der König das Enthüllungszeichen. Krachend fiel die fünfzig Fuß hohe Bretterwand vor dem Denkmal zusammen und stürzte auf den Abhang der Bavariahöhe herab; der Luftdruck war dabei so groß, daß es vielen Leuten unten den Hut vom Kopfe nahm.

Einen Augenblick war alles still, von jähem Schrecken gefaßt über das Dröhnen der stürzenden Wand, das sich mit dem Donner der Kanonen vereinte; als aber die Wand gefallen war und auf einmal die eherne Frauengestalt in ihrer vollen Größe vor aller Augen stand, den Lorbeerkranz in edelgehobener Rechten und den Bayernlöwen an der Seite, da kannte der Jubel keine Grenzen mehr, die Hochrufe verschlangen Festgesang und Trompetenschall, er umtoste den König wie ein brausendes Meer. Er stand zwischen Klenze und Miller, beiden die Hände reichend und sprach:

*) Der Fürstenfeldbrucker Männergesangverein besitzt ebenfalls eine Nachbildung davon als Geschenk Ferdinand von Millers.

„Ich bin jetzt vierundsechzig Jahre alt, hab viel des Schönen gesehen — viel des Schönen, so Schönes noch nie, hab viel, viel Freuden erlebt, — viel — doch solche Freude noch nie!"

Drüben aber auf der anderen Tribüne hatte sich die kleine Bürgersfrau mit dem Riegelhäubchen im weißen Haar und dem Kaschmirshawl über den Schultern zitternd und bebend von ihrem Sitze erhoben, — sie sah nicht hinauf zu dem wie Gold schimmernden Werk ihres Sohnes, sondern nur zu ihm selbst hinüber und sie weinte vor Glückseligkeit und heiligstem Mutterstolze.

XVI.

Der Kampf um die Weltmeisterschaft.

Mit der Vollendung der Bavaria war die Erzgießerei in München auf der Höhe ihres Ruhmes angelangt und erhielt sich auf dieser Höhe bis heute. Ihr Leiter wurde zu Neujahr 1851 vom König mit dem persönlichen Adel ausgezeichnet. Ferdinand von Miller war ein Mann von hohem Ansehen geworden in den Kreisen der Bürger, wie der Künstler, in den Angelegenheiten der Stadtgemeinde München wie in künstlerischen Fragen am Königlichen Hofe, im bayrischen Vaterlande wie im Auslande.

„Wir wollen den Kampf aufnehmen," hatte er in Paris zu dem Erzgießer Sojer, dem Schöpfer der Julisäule, gesagt und er nahm ihn auf.

In London wurde im Jahre 1851 die erste große Weltausstellung abgehalten und alle Welt dazu eingeladen, sich mit ihren Erzeugnissen daran zu beteiligen. Prinz Albert, der Prinzgemahl der Königin Viktoria von England, versprach eigene Medaillen für die besten Leistungen ohne Unterschied der Nationalitäten. Ferdinand von Miller nahm großes Interesse an der Sache. Täglich las er die Berichte über die Vorbereitung und auch in München bildete sich ein Komitee für deren Beschickung. Tag und Nacht ließ den Meister der Gedanke nicht mehr in Ruhe, sich auch an der Ausstellung zu beteiligen. Er las, daß ein Schmiedewerkbesitzer, namens Krupp, in einer kleinen, bisher

völlig unbekannten Stadt am Unterrhein — Essen hieß sie — in London eine aus Gußstahl hergestellte Sechspfünderkanone und einen Gußstahlblock von 40 Zentner Schwere zur öffentlichen Besichtigung bringen werde; deutsche Maschinen wollten den Kampf mit den Drehbänken Mandsleys und den Dampfhämmern Nasmyths, die kleine rheinische Schmiede mit den Stahl- und Eisenwerken Englands, Krupp wollte es mit Bessemer, Essen mit Sheffield und Glasgow aufnehmen. Was Krupp, dieser mutige Mann auf dem Gebiete der Eisenindustrie wagte, das wollte er auf dem Gebiete des Erzgusses versuchen. Noch immer, bis zur Vollendung der Bavaria hatten die Franzosen als die ersten Erzgießer der Welt gegolten; jetzt wo seine Statue, die größte der Welt, auch auf der ganzen Welt genannt und gerühmt und mit seinem eigenen Porträt in allen Zeitungen abgebildet erschien, durfte er bei dieser großen Ausstellung nicht fehlen. Das hätte geheißen, sich und seines Königs vielgenanntes Kunstbildnerhaus um Ehre und Ansehen und schließlich um zukünftige Aufträge bringen. Nein, er durfte nicht fehlen. Sojer brachte Gußwerke aus Paris, wenn dieser kam, mußte er auch auf dem Kampfefelde sein.

Für das Tor am Ende der Ludwigstraße hatte König Ludwig eine Siegesgöttin auf von Löwen gezogener Quadriga zur Krönung des neuerbauten Tores bestimmt. Zwei davon hatte v. Miller in der Erzgießerei in einem Gusse hergestellt; sie waren fertig. Ein Löwe sollte im Rohguß neben ihnen das Entstehen eines Gußwerkes zeigen. Auch standen eben für Böhmen bestimmte Statuen in der Erzgießerei; somit konnte v. Miller seine Kunst nach allen Seiten hin zur Geltung bringen. Er meldete sich bei dem bayrischen Ausstellungskomitee, doch — — er wurde abgewiesen. Man sagte ihm, daß es direkter Unsinn sei und frevelhafte Vermessenheit, die Fahrt übers Meer zu wagen mit solchen Kolossen und daß das Komitee für alle Aussteller von ganz Bayern miteinander nicht so viel Geld habe, was die Transportkosten für die Gußsachen allein ausmachen würden. Ferdinand von Miller war aber nicht mehr von seinem Plane abzubringen. „Gut," sagte er, „wenn es

ein Wagnis ist, solche Kolosse aufs Meer zu bringen, dann ist es auch ein Wagnis, wenn Krupp seine Kanonen hinüberbringt und Borsig von Berlin eine seiner Lokomotiven. Und wenn der Transport dem Komitee zu teuer wird, dann zahle ich ihn selbst." Die Herren schüttelten die Köpfe über solche Kühnheit, aber es blieb dabei. Im Frühling 1851 brachte v. Miller die Stücke selbst nach London, begleitet von dem Maler Ruben. Sie waren die ersten Monumentalwerke, die im Krystallpalast zur Aufstellung kamen. Doch bald war er unter den Deutschen in den Ausstellungsräumen nicht allein. Da kam Meister Krupp selbst, der einfache, schlichtbürgerliche Mann in seinem langschößigen, engen braunen Rock, mit seinen Gußstahlblöcken und Kanonen, Richard Hartmann von Chemnitz mit Spinnmaschinen, Borsig und der junge unternehmungsfreudige Werner Siemens von Berlin; auch engere Landsleute stellten sich ein, der greise Friedrich Bauer von Kloster Oberzell bei Würzburg, dem die Buchdrucker ihre Schnellpressen zu danken hatten, und Faber, dessen Geschäftsvorfahrer noch die Bleistifte auf dem Schubkarren hausiert hatte.

Miller schaute sich die Ausstellungen auf das genaueste an. In der französischen Abteilung traf er einen alten gebrechlichen Mann, der sich schwer auf seinen Stock aufstützte, er besichtigte besonders die Gußwerke und ging dabei gesenkten Hauptes, es öfter unmutig schüttelnd, von Figur zu Figur. Einige Tage darnach traf er ihn wieder vor seinen eigenen Werken, sie aufs genaueste betrachtend. Die beiden Männer sahen sich an, und je länger sie voreinander standen, desto tiefer schauten sie sich in die Augen und auf einmal streckten sich beide die Hände entgegen.

„Monsieur Miller, sind Sie es wirklich selbst?"

Ja, und Sie, Monsieur Sojer?"

„Gewiß, ich bin's."

Da schüttelten sie sich heftig aber herzlich die Hände.

„Wie geht's, Meister Sojer?" frug Miller weiter. „Sie haben auch ausgestellt, mein Kompliment hiezu!"

„Ich habe nicht ausgestellt."

„Wie, ich las doch Ihren Namen?"

„Den Namen meines Sohnes. Ich habe ihm das Geschäft übergeben."

„Wie geht es ihm?"

„Gut, aber es ginge ihm und seinem Geschäfte noch besser, wenn — wenn Sie bei mir geblieben wären. Ich bin mit schwerem Herzen hieher gegangen."

„Warum mit schwerem Herzen?"

„Das Ausstellungspräsidium hat mir die hohe Ehre erwiesen, mich zum Preisrichter zu ernennen; für Kunstgießerei ist kein Fachmann dabei außer mir. Es liegt also in meiner Hand, die Siegeszeichen zwischen den Kämpfern zu verteilen."

„Ich gratuliere Ihnen zu dieser Ehre!"

„Ja, aber gerade diese Aufgabe macht mir das Herz schwer. Ich will nach keiner Seite als parteiisch erscheinen."

„Monsieur Sojer, nehmen Sie keine Rücksicht auf mich!"

„Ich werde gerecht sein!"

Die Männer reichten sich wieder die Hände; sie sahen sich nicht wieder, da Miller nach Hause mußte.

Von Paris aus waren alle Anstrengungen gemacht worden, daß Frankreich an erster Stelle mit allen seinen Erzgießern ausgezeichnet werde; der unlängst gewählte Präsident von Frankreich, das seit 1848 wieder Republik war, Napoleon, der Neffe des ersten Napoleons, hatte in eigenem Handschreiben für sie verlangt, daß bei dem Weltruf der französischen Erzgießerei nur eine Konkurrenz der Franzosen unter sich selbst stattfinden könne. Der sollte gar nicht in Frage kommen, der für den Feind seines Onkels, den König Ludwig von Bayern, den Stifter der Befreiungshalle in Kelheim und des Obelisk zum Gedächtnis der in Rußland Gefallenen, die Gußwerke lieferte. Es gab stürmische Sitzungen in dem Preisrichterausschuß. Der Württemberger Steinbeis forderte mit schwäbischer Derbheit und Energie, daß eine genaue Prüfung unter allen Ausstellern stattfinden solle, und der erste, der ihm zustimmte, war Sojer; er beabsichtigte, um als Franzose nicht von vornherein als Parteiischer zu gelten, aus dem Preisrichterkreis zurückzutreten. Darauf verlangten die

Anhänger Frankreichs, und das waren die Mehrzahl, erst recht, daß Sojer im Preisrichteramt bleiben sollte. So weit war die Sache gediehen, als Sojer mit Ferdinand von Miller zusammentraf. Er machte gerade seine Prüfungsgänge. Der alte Kampf zwischen der französischen und deutschen Erzgießerei

Ferdinand Miller als Meister.

war aufs neue ausgebrochen; die Stunde der Entscheidung schlug. — —

Ferdinand von Miller war wieder zu Hause bei seiner Arbeit. Eines Tages brachte ihm seine Gattin die Zeitung zum Morgenkaffee.

„Da lies! Die Preisauszeichnungen von London stehen darinnen!“

Der Meister las und las, sein Antlitz wurde immer düsterer, er las die zweite Seite, die dritte, da trat Frau Anna zu ihm:

„Ja, wo liesest du denn?“

„Wo soll ich lesen? Ich finde nichts.“

„Ja, schau doch am Anfange, oben auf der ersten Seite.“

„Da stehen nur die goldenen Medaillen, die allerersten Preise, und die gehen nicht von England ins Ausland oder höchstens nach Frankreich, wir Deutsche müssen mit silbernen wohlzufrieden sein, und nicht einmal bei diesen stehe ich.“

Die Gattin nahm ihm das Blatt aus der Hand.

„Nun, da schau!“

Sie schlug die erste Seite der Zeitung nochmal auf.

„Da — da sieh! Weiter oben! Noch weiter oben!“

Ganz oben stand: „Für Erzkunstgießerei alleinigen ersten Preis mit der einzigen großen goldenen Medaille Ferdinand von Miller, Inspektor der kgl. Erzgießerei in München.“

Miller sprang auf:

„Mutter, Mutter, das ist mehr als was je ein Deutscher erwarten durfte.“

„Du bist nicht allein, es stehen noch viel andere Deutsche da, der Eisengießer von Essen, Krupp, hat auch den ersten Preis bekommen und da sind auch noch mehrere dir gutbekannte Namen: Siemens, Borsig, Bauer, Hartmann, Faber, und da!“ Es war eine weitere stattliche Zahl deutscher Namen, die sie nun gemeinsam unter den aufs ehrenvollste Ausgezeichneten lasen. Deutschland hatte sich auf allen Gebieten über alle Erwartungen gut erwiesen und es war ihm zum Glücke und Segen. Von da an begann der allgemeine Aufschwung der deutschen Kunst und Industrie.

Die sämtlichen Erzgußarbeiten waren eingehend geprüft worden; mit großer Stimmenmehrheit wurde Ferdinand von Miller der erste Preis zuerkannt. Sojer stimmte für ihn gegen seinen eigenen Sohn. Der persönliche Kampf zwischen Miller und Sojer war entschieden. Ferdinand von Miller hatte in diesen

Tagen den Sieg der Erzgießekunst über die ganze Welt davongetragen, aber auch Sojer hatte einen Sieg errungen, den Sieg seiner unerschütterlichen Gerechtigkeit, den Sieg über sich selbst, und es ist wohl schwer zu sagen, welcher der größere ist.

Nun folgten Bestellungen auf Bestellungen; besonders die neue Welt wollte Werke aus der Münchener Erzgießerei erhalten. Das erste Haus in Amerika, das die gesetzgebenden Körperschaften der Union in sich versammelt, das Kapitol in Washington, besitzt ein prachtvolles ehernes Tor, das im Gusse aus der Münchener Erzgießerei hervorgegangen ist. Der Held, der dieser Stadt den Namen gab, George Washington, der Begründer der Unabhängigkeit Nordamerikas, erhielt in Richmond ein Riesenstandbild. Dieser 22 Fuß hohen Reiterstatue folgten weiterhin nach Amerika die Standbilder für den Präsidenten Abraham Lincoln und den großen Menschenfreund und Stifter vieler Wohltätigkeitseinrichtungen, Peabody. Eine Statue Gustav Adolfs kam nach vielen Fährnissen nach Gothenburg. In die Türkei kam die Statue des Sultans Abdul Aziz, nach Rußland eine solche des Feldherrn Woronzow. Als Rauch das Max-Joseph-Denkmal schuf, arbeitete als einer seiner besten Schüler bei ihm Ernst Rietschel; nachdem für die beiden Dichterfürsten Schiller und Goethe schon in München gegossene Denkmäler in Stuttgart und Frankfurt aufgestellt worden waren, wußte er deren edles Freundschaftsverhältnis und das ideale Zusammenarbeiten auf erhabenste Weise in einem Doppelstandbild darzustellen; auch dieses Erzbildnis, welches an der Stätte ihres gemeinsamen Wirkens, in Weimar, errichtet wurde, empfing sein unvergängliches ehernes Kleid in München. Auch andere Dichterdenkmäler, von Herder, Platen, Tegner, Wieland, gingen aus der Münchener Erzgießerei hervor. Die Modelle der meisten in derselben hergestellten Gußwerke befinden sich in dem eigens dazu errichteten Museum bei der Erzgießerei in der Straße gleichen Namens heute noch. Ältere Werke, zum Beispiel Stiglmaiers Manlichdenkmal, und solche aus der neueren Zeit befinden sich ebenfalls darin. Ein Gang durch dieses Museum ist ein Gang durch die Kunst- und Welt-

geschichte, deren Größen hier in den Statuen aus den Meisterhänden von Deutschlands ersten Bildhauern verewigt sind.

Im Jahre 1856 erhielt Ferdinand von Miller für seine Erfolge bei der leider 1854 durch die Cholera vereitelten, 1855 aber wieder aufgenommenen Industrieausstellung im Glaspalast neuerdings die erste goldene Medaille. Das Cholerajahr schlug ihm aber auch manche schwere Wunde. Manch edler Freund wurde hinweggerafft; das letzte Opfer der furchtbaren Heimsuchung war die Gattin seines hohen Gönners, des König Ludwigs selbst, Königin Therese.

Ein Balsam auf die schwere Wunde, die dieser Verlust dem König schlug, war die Liebe und Anhänglichkeit seiner Münchner. Sie wußten wohl, was er aus der Stadt gemacht hatte, und zum Dank setzte ihm die Stadt schon bei Lebzeiten ein Erzdenkmal, den König zu Pferd darstellend, zu beiden Seiten Edelknaben, Schilde haltend mit dem Wahlspruch des Königs: „Gerecht!" „Beharrlich!" Es hat seinen Platz vor dem Gebäude, in dem Frau Musika ihren Edelsitz aufgeschlagen hat, in dem damals Meister Franz Lachner die Symphonien Mozarts und Beethovens und seine eigenen köstlichen Suiten ertönen ließ, vor dem Odeon. Die feierliche Enthüllung dieses Denkmals, am 9. Juli 1862, war der letzte Lichtblick im Leben des großen, so hochsinnigen Königs, denn bald zogen schwere Gewitterwolken am Himmel der Völkergeschichte empor, die ihm den Lebensabend verdüsterten; zwei Dinge waren es, die ihm besonders nahe gingen und bitterste Enttäuschung bereiteten, das waren die Ereignisse in Griechenland und die Uneinigkeiten in den deutschen Landen selbst.

Nach dreißigjähriger segensreichster Regierung im Oktober 1862 wurde Otto aus der Hauptstadt Griechenlands auf eine peloponnesische Insel gelockt, in Athen aber mittlerweile die Absetzung des Königs verkündet. Vergeblich waren alle Opfer, vergeblich war bayrisches Blut auf Hellas geflossen. An die Griechenfahrt erinnerte nichts mehr als das Muttergottesbild bei Aibling an der Stelle, wo Otto bei der Fahrt nach Griechenland Abschied von seiner Mutter genommen und dessen Modell Fer-

dinand von Miller das Leben gerettet hatte. König Ludwig I. von Bayern hatte wohl mit Begeisterung das Wiedererstehen eines hellenischen Reiches begrüßt und die Zustimmung dazu gegeben, daß sein Sohn Otto König von Griechenland werde. Schwere Opfer hatten er und sein Sohn immer wieder für Griechenland gebracht, um es in einen seiner großen Geschichte würdigen Staat umzuwandeln — und das traurige Ereignis war die Frucht und das Ende aller Opfer.

Deutschland warf sich 1864 den Dänen von dem Nacken. Bei der Windmühle von Düppeln und am Brückenkopfe von Alsen holten sich die bayerischen Jäger unvergängliche Lorbeeren. Blut und Eisen hätten damals schon alle Deutsche zu einem Bunde zusammenschweißen können, aber die schwerste Frage war noch nicht gelöst, der schwerste Kampf Deutscher unter sich noch nicht ausgefochten. Wer sollte Deutschland seinen neuen Kaiser geben, Habsburg mit seiner altehrwürdigen Heldengeschichte oder Hohenzollern mit seiner jungen neuaufstrebenden Kraft? Noch einmal mußte unter deutschen Brüdern ein Krieg ausgefochten werden, der Krieg zwischen Österreich und Preußen. Und er kam 1866.

Ferdinand von Millers zweiter Sohn, der des Vaters Namen trug, mußte den Feldzug mitmachen. Er wurde zum Leutnant ernannt. Als der Krieg zu Ende war, wollte er beim Militär bleiben, doch sein General sagte ihm: „Das dürfen Sie nicht tun, es wäre schade, wenn Sie Ihr Talent als Bildhauer begraben und Ihren so überaus tüchtigen Vater der Stütze seines Sohnes berauben würden.“ Der junge kriegslustige und mutige Ferdinand frug darauf den General wieder: „Aber, Exzellenz, wenn ein neuer Krieg ausbricht, darf ich wiederkommen?“

„Gewiß,“ erklärte darauf der General und schüttelte Leutnant Miller herzlich die Hand, dann setzte er mit prophetischem Geiste dazu: „Und Sie werden vielleicht eher dazu Gelegenheit haben, als Sie heute ahnen!“ —

Schon nach vier Jahren begann der neue Krieg, der größte seit Leipzig und Waterloo; es begann eine Zeit, die mit ehernem Griffel in die Weltgeschichte eingegraben ist, die Zeit, da aus

dem deutschen Michel wieder ein Siegfried, ein Hermann wurde, es begann die Zeit der Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches.

Einer vor allen andern hätte diese Zeit noch erleben sollen, König Ludwig I., der „Teutscheste" aller Fürsten seiner Zeit. Es war ihm nicht mehr von Gottes unerforschlichem Ratschlusse vergönnt. Am 28. Februar 1868 entschlief er in Nizza sanft, nach kurzem, aber schwerem Leiden; als er noch in den letzten Lebenstagen operiert werden mußte, wies er die Mithilfe eines französischen Arztes ab mit den Worten: „Ich möchte nicht, daß ein Fremder mich etwa einen Schmerzensruf ausstoßen hört." Seine letzten Dankesgrüße galten seinen Freunden, den Künstlern, und der Stadt München. Am 12. März wurde in München von den Künstlern eine hehre Todesfeier abgehalten. Der ganze von ihm in wundervoller antiker Pracht erbaute Königsplatz strahlte abends um die neunte Stunde vom Widerschein unzähliger Brandfackeln, wie ein stummer Riese schaute ernst und dunkel der Obelisk vom Karolinenplatze herüber. Posaunenrufe tönten von der Glyptothek hernieder; plötzlich öffneten sich die mächtigen Torflügel der Eingangshalle und in derselben wurde, geisterhaft von Oriflammen umleuchtet, die Büste des Königs sichtbar; unter derselben war eine Art von Katafalk aufgerichtet, vier Künstler hielten die Enden des Sammettuches; darunter war Ferdinand von Miller, und als er die Quaste in seiner Hand betrachtete, da dachte er unwillkürlich an die Augenblicke, da er des Königs Degenquaste in seiner Hand gehalten, zum erstenmale vor fünfzig Jahren als Kind, und zum zweitenmale, wie er als Jüngling hinauszog in die Welt, — und wie er dessen so gedachte, da verschwammen ihm auf einmal Fahnen und Fackeln vor den Augen und er weinte bitterlich.

Was war ihm und den Seinen dieser große Mann geworden! Er hatte an ihm nicht nur den begeisterten Deutschen, den bis zum Tode getreuen Bayern, den erhabenen Förderer der Kunst verloren, nein, viel mehr: den Mann von echtem Schrot und Korn, ein treues Freundesherz für sich selbst, den Schützer und Schirmer

seines Hauses bis zu dessen letztem Arbeiter, einen zweiten Vater seiner Kinder.

König Ludwig I. ist nicht vergessen; zur Hundertjahrfeier der Befreiungskriege haben sich die Tore der Befreiungshalle geöffnet, — und die Fürsten des ganzen Deutschen Reiches zogen am Ludwigstage des heurigen Jahres in dieselbe ein. König Ludwig hat sie erbaut und sein Erzgießer Stiglmaier die Ehrenschilder

Mutter Julie Miller im Alter.

darin gegossen, und von der Höhe von Donaustauf schaut stolz wie ein Ewigkeitstempel die Walhalla hinunter in die bayerischen Gauen und er ist selbst als einer ihrer besten Helden eingezogen in einem Standbilde, dessen Schönheit es zu den größten Meisterwerken der modernen Bildhauerkunst stempelt. Es ist geschaffen von Ferdinand von Miller, dem Jüngeren. Er hat in dasselbe nicht nur die ganze Lust und Kraft seiner Kunst gelegt, nicht nur den klassischen hellenischen Geist, der den König selbst und den

Bau seiner Walhalla erfüllte, sondern die ganze Liebe und den heißen Dank seines Hauses für den unsterblichen König. —

Am 30. November 1869 entschlief in Fürstenfeldbruck Frau Julie Miller, fast achtzig Jahre alt, ruhig und sanft, in der Pfarrkirche sangen sie eben das alte schöne Noratelied: „Tauet Himmel den Gerechten!" Ihr war derjenige niedergetaut, zu dem sie ihr Leben lang gerufen hatte.

Johann Baptist Miller wurde im Jahre 1857 zum Bürgermeister von Fürstenfeldbruck gewählt und war es bis zum Jahre 1897.

Das Vertrauen des Volkes rief Ferdinand von Miller im Jahre 1869 in den bayerischen Landtag. Schon im nächsten Jahre hatte er Gelegenheit, durch seine Haltung mitentscheidend auf die Geschicke seines Vaterlandes einzuwirken.

XVII.

Das ganze Deutschland soll es sein.

Als 1870 plötzlich wie ein Blitz aus heiterem Himmel aufs neue die Kriegsfackel aufzulodern begann und von Frankreich gegen Preußen geschleudert wurde, hatten viele Bayern die Niederlage von 1866 nicht vergessen. Gar mancher, sonst guter Deutscher bangte für sein Vaterland; man konnte ja nicht wissen, was die Zukunft bringen werde.

Für ein großes einiges Deutschland begeisterte Männer traten wohl sofort mit flammenden Worten für das Bündnis ein. Keiner unter allen Abgeordneten war in München bei der denkwürdigen Sitzung des Landtags am 19. Juli anwesend, dem nicht die deutsche Ehre ebenso am Herzen lag als jenen, aber doch so mancher, der noch vor der furchtbaren Verantwortung für die Folgen eines neuen gewaltigen Völkerkrieges zurückscheute. Die Zukunft lag im Dunkeln, man wußte nicht, was sie bringen würde. Wer kann es darum heute den Männern als Frevel anrechnen, die sich nicht von der Begeisterung sofort zur Zustimmung für ein Kriegsbündnis entflammen ließen. Von einer

Aufforderung mit Frankreich zu gehen konnte auch bei ihnen keine Rede sein, aber sie waren dafür, daß Bayern für den Ernstfall sich zwar bewaffnen, aber nicht am Kampfe beteiligen sollte. Aber höher und höher schlug das Feuer der Begeisterung empor. Da stand einer aus den Reihen der sich bisher Zurückhaltenden auf, der Universitätsprofessor und Geschichtsforscher Dr. Johannes Sepp und erklärte:

„Gestern noch konnte man sich der Hoffnung hingeben, die Furien des Krieges zu beschwichtigen, heute ist soeben die sichere Depesche eingelaufen, daß der Krieg erklärt ist. Gestern noch konnte man sich an den Kopf schlagen und an das Jahr 1866 erinnern und an die furchtbare Not, die es uns gebracht hat. Noch sind die Leichname unserer gefallenen Brüder nicht vermodert, noch sind die Wunden nicht geheilt und Land und Volk sind auf das äußerste erschöpft. Wir hielten dafür, daß wir nicht imstande seien, einen neuen Kampf aufzunehmen, aber schon heute erwacht der Kriegsmut nicht nur in den jungen Geschlechtern, sondern auch bei alten Männern. Gestern noch hatte ich für bewaffnete Neutralität sprechen wollen, heute kann ich die einstudierte Rede nicht mehr brauchen. Man wagte es, Briefe an uns zu schicken, in denen gesagt ist, die Waffenbruderschaft mit Frankreich verstehe sich ja für uns von selbst, die Zeit sei da, an Preußen Rache zu nehmen. Nein, auch wir sind Deutsche, keine Halbfranzosen. Wir wollen Bayern bleiben aber auch Deutsche sein. Wir wollen in den Krieg eintreten mit aller Kraft. Gott gebe den deutschen Waffen Sieg!"

Hochaufgerichtet stand der Redner da, mit mächtig wallendem Bart und Haupthaar selbst das Urbild eines Germanen. Jubel und Beifall brausten ihm entgegen und setzten sich bei den Tausenden fort, die vor dem Ständehaus sich gesammelt hatten.

Es kam zur Abstimmung, ob man der Heeresfolge Bayerns beipflichten soll. Die Worte waren wohl schön und begeisternd, aber schwerer war das entscheidende Ja oder Nein für oder gegen den Krieg abzugeben, es handelte sich um das Wohl und Wehe des Vaterlandes, um einen Segensspruch über Bayern oder ein

Todesurteil, wer konnte in die Zukunft schauen? Ehre den Männern, die mit voller Begeisterung für den Anschluß an Preußen ihr Jawort abgaben, aber auch die Männer verdienen heute keinen Vorwurf, denen ihr schwerbesorgtes Gewissen und die Ungewißheit der Zukunft die Zustimmung zur Kriegsteilnahme zu schwer machte.

Unter den Männern, die für die Erhaltung des Friedenszustandes für Bayern waren, befand sich bis zur Stunde auch Ferdinand von Miller. Und auch ihm wurde es schwer sich zu entscheiden, sein eigener Sohn Ferdinand war 1866 durch den Krieg mitten aus der schönsten künstlerischen Tätigkeit herausgerissen und zum Militär einberufen worden und nun sollte ihn wieder das gleiche Los treffen. Ferdinand von Miller hatte 1866 gesehen und am eigenen Leibe erfahren, wie schwer so ein Krieg auf allem lastet, auf Handwerk, Großindustrie und Kunst und das sollte sich jetzt wiederholen. Wer gibt in einer solchen schweren Zeit Geld für Denkmäler, für Kunstwerke aus? Was sollte aus allen Künstlern werden? Was aus seinen Arbeitern? Was aus ihm selbst? Doch dann sagte er sich wieder: Darf ein braver Mann in schwerer Zeit an sich selbst zuerst denken? Darf er über seinem eigenen Ich die Ehre des ganzen Vaterlandes vergessen? Sollte er des großen deutschen Vaterlandes vergessen, der am Tage der Völkerschlacht geboren war? Der mit der Brandfackel bei dem Denkmal der dreißigtausend bayrischen Opfer französischen Übermutes gestanden? Aus dessen Erzgießerei die Ruhmestafeln in der Kelheimer Befreiungshalle hervorgegangen waren? Nein, er konnte dies nicht, er durfte dies nicht. Nicht an der Seite Preußens kämpfen hätte geheißen für Frankreich eintreten. Nein, der von Jugend auf aus dem Munde des Invaliden von 1812 die französischen Kriegsfrevel eines Napoleoniden kennen gelernt hatte, dessen Jugendfrieden durch einen Franzosenfreund gestört war; er konnte kein solcher sein, noch je ein solcher werden. Er durfte das Vertrauen und die Achtung des deutschesten aller Bayernfürsten, König Ludwigs I., nicht über dessen Grab schänden. Und dieser hatte es gesagt: „Bayer sein,

aber teutsch vorzüglich! Nie Bayer zum Nachteil der Teutschen! Wie kann ein Teutscher Frankreichs Freund sein? So lange es wenigstens Elsaß noch von Teutschland abgerissen, unterworfen behält, von Teutschland, zu dem es gehört und durch Sprache und Lage immer gehören soll." Und er hatte ja selbst auf der Höhe des Straßburger Münsters das schöne Elsässerland gesehen, mit Schmerzen gesehen, daß es für Deutschland verloren war. Da ward es ihm immer klarer, was er zu tun hatte; wenn auch sein eigenes Haus darüber zusammenbrechen würde; wenn er seinen eigenen Sohn dafür opfern müßte, in Gottes Namen, so sollte es sein. Ferdinand von Miller kämpfte seinen Seelenkampf durch wie jeder Bayer dieser Tage, aber er wußte, was er dem Andenken seines Vaters, dessen Bruder ja auch der Franzosenhabgier zum Opfer gefallen war, dem Andenken seines besten Jugendfreundes von Fürstenfeld, dem Andenken seines höchsten Gönners, des Königs Ludwig I., was er seiner Heimat, seinem bayrischen und deutschen Vaterlande schuldig war. Und so war er der erste der noch Schwankenden, der aufstund und seine Stimme für den Anschluß an Preußen in enger Waffenbruderschaft abgab und seinem Beispiele folgte noch eine ganze Reihe Gleichgesinnter. Damit aber war die Mehrheit für das Kriegsbündnis gesichert, die Würfel waren gefallen. Sein Beispiel hatte nicht minder gewirkt als die Rede Dr. Sepps.

Als die Sitzung zu Ende war, wurden alle Abgeordneten von der tausendköpfigen Menschenschar, die vor dem Ständehaus mit fieberhafter Spannung auf das Ergebnis der Abstimmung gewartet hatte, mit hellem Jubel empfangen.

Von nun an überstürzten sich die gewaltigen Ereignisse, welche der Weltgeschichte angehören. Kronprinz Friedrich Wilhelm kam selbst nach München, um persönlich von König Ludwig II. den Oberbefehl über die bayerischen Truppen zu übernehmen. Endlos waren die Züge, welche die Truppen an den Rhein beförderten, die Begeisterung war eine ganz andere als im Jahre 1866. Schlacht auf Schlacht folgte, Sieg auf Sieg. Was sollen wir alle die Siegesorte nennen, die ja jedes deutsche Kind zu nennen weiß?

In der Erzgießerei kam dieser Tage an der Tafelrunde Meister Millers wohl oft begeisterte Rede in Fluß, besonders wenn immer wieder die Nachrichten über neue beispiellose Siege eintrafen, viel seltener aber das Erz. Der Gußofen blieb meistens kalt, die Meißel und Hämmer ruhten. Ferdinand von Miller hatte einen Teil der Erzgießerei, ja sogar einen Teil der Wohnräume für die Verwundeten zur Verfügung gestellt; seine Gattin und seine beiden Töchter Julie und Anna waren unermüdlich für deren Pflege tätig.

Als solchermaßen sein Haus bestellt war, mußte er doch einmal wieder an sich selbst denken. Die vortrefflichen Flußbäder, die die Amper, der Fluß seiner Heimat darbot, hatten auf seinen Gesundheitszustand stets eine sehr gute Wirkung; sie wirkten beruhigend auf die Nerven und stillten besonders gichtische und rheumatische Schmerzen. Darum besuchte Ferd. von Miller im August auf einige Tage sein liebes Fürstenfeldbruck. Dort hatte sich wie allerorts ein rühmlicher Eifer und Opfersinn entwickelt für die Krieger draußen im Felde und für ihre Angehörigen daheim, für die Verwundeten und für die Hinterbliebenen der Gefallenen. Es bildete sich ein Komitee für die „patriotische Hilfstätigkeit der Einwohnerschaft von Fürstenfeldbruck und der Landgemeinden des Bezirksamtsprengels Bruck." Wie zur Zeit der Befreiungskriege wurde hier wieder im Kloster Fürstenfeld ein Lazarett eingerichtet und mancher Enkel der Grenadiere des alten Napoleons lag darin. Wie Engel der Barmherzigkeit schritten die Frauen Brucks durch die Reihen der Krankenlager, für sie gab es unter den Verwundeten weder Freund noch Feind, alle umfaßte gleiche Liebe und Sorgfalt. Arm und Reich, Hoch und Nieder beteiligten sich an der Fürsorge für die Krieger und deren Angehörige, die Geldsammlungen erzielten reichliche Ergebnisse und manche rührende Züge von Opferwilligkeit wurden bekannt. So sammelten die Dienstboten Brucks allein dreißig Gulden unter sich, der Oberbrigadier und die Mannschaften der Gendarmerie des Bezirkes gaben elf einhalb Gulden. Dazu wurde noch für Leib- und Bettwäsche gesorgt, ja vollständige Betten wurden für die Lazarette hergeschenkt.

Gerade, als Ferdinand von Miller mit seinem ältesten Sohne Fritz nach Fürstenfeldbruck gekommen war, fand er den ganzen Ort in Aufregung. Ein Gerücht lief von Mund zu Mund, kein Mensch wußte woher es stammte, man hatte es da und dort von einwandfreien Bürgern und Beamten gehört, Telegramme seien gekommen, niemand wußte an wen, Soldaten hätten es bestätigt, kurzum es hieß Straßen und Orte im Bezirke auf und ab: Draußen auf dem Kriegsschauplatze ist eine Hungersnot ausgebrochen, wenn nicht augenblicklich Proviant nachkäme, sei alles verloren. Bürgermeister Johann Baptist Miller, Ferdinands Bruder, ließ den Polizeidiener Keck ausschellen, daß wer nur immer könne, zur Steuerung der Hungersnot sein möglichstes tun solle. Hei, wie kam da Leben in den Ort, die Metzger und Bäcker gingen vom Frühschoppen beim Gerblbräu nach Hause, es wurde geschlachtet und die Backöfen wurden mitten am Tage angefeuert und von den Dörfern kamen sie mit Getreide und Kartoffeln angefahren. Schon nach ein paar Stunden eilte der Bürgermeister vom Rathaus heim und sagte seinem Bruder: „Das ganze Schrannenhaus ist voll Vorrat! Aber was jetzt? Wer bringt's hinüber zu den Schlachtfeldern?" Da sprang Ferdinands Sohn Fritz auf: „Das will ich tun!"

Noch gleichen Tags wurde in der nächsten Bahnstation, in Maisach ein Waggon mit 95 Zentner Lebensmitteln eingeladen. Fritz begleitete ihn. Eine zweite Ladung brachten die beiden Bürger von Fürstenfeldbruck, der Bäcker Holzer und der Bierbrauer Büchler nach Saarbrücken. Fritz lieferte einen Teil seines Vorrates schon in Karlsruhe ab, er kam aber dann noch mit dem übrigen bis zu den Schlachtfeldern von Weißenburg und sah dort überall die Spuren der furchtbaren Kämpfe. Er schilderte seine Erlebnisse in dem Fürstenfeldbrucker Wochenblatt und endete diese Schilderung mit den Worten:

„Unerschrocken im Kampfe, daß das Volk die bayrischen Soldaten dort scherzweise «die blauen Teufel» nannte, hörte ich von Franzosen auch ihre Haltung im Quartier als musterhaft schildern. Sie haben redlich die Teilnahme der Bewohner Brucks

für die im Kampf Verwundeten verdient und stolz auf meine Landsleute rief ich ein herzliches «Glück auf!» den in den Kampf Ausziehenden zum Abschied zu."

Nachdem Fritz glücklich von den Schlachtfeldern von Weißenburg und Wörth zurückgekehrt war, erfüllte sich der sehnlichste Wunsch seines Bruders Ferdinand. Er wurde als Chevaurlegers-leutnant zur Belagerungsarmee vor Paris kommandiert.

Am 18. Januar, dem Tage der Kaiserproklamation, kam er von Limon, wo er in einem prächtigen Schlosse einquartiert war, herüber nach Versailles. Wohl sah er die fürstlichen Persönlichkeiten alle in das Schloß fahren, das der größte Feind Deutschlands, Ludwig XIV., mit bis dahin unerreichter Pracht hatte erbauen lassen und das nun Deutschlands neuen Kaiser zum erstenmal grüßen sollte. Er sah den Mann, der die deutschen Heere in Bewegung gesetzt hatte, auf dessen Geheiß eine Million deutscher Krieger mit Roß und Wagen den gewaltigsten Kämpfen und Siegen entgegenzog, den Feldmarschall Moltke, er sah den Mann, der damals die Geschicke Europas in seinen Händen zügelte, den eisernen Bundes- und nunmehr neuen Reichskanzler Bismarck. Er hörte aus den Klängen schmetternder Trompeten die Frage: „Was ist des Deutschen Vaterland?" und das Rauschen der Fahnen der dreiundzwanzig deutschen Bundesstaaten, die in den Spiegelsaal getragen wurden, gab die Antwort darauf:

„Das ganze Deutschland soll es sein!"

Er salutierte vor den 600 Soldaten und Unteroffizieren, die das Eiserne Kreuz auf der Brust den Bannern folgten, er betete mit für des neuen deutschen Reiches Schicksal, als in den Schloßhof der feierliche Choralgesang und das dreimalige „Amen" herausdrang und er stimmte in das Hurra auf den neuen deutschen Kaiser ein, das sich aus des französischen Sonnenkönigs Prunk- und Triumphsaal, in dem vor 35 Jahren sein Vater gestanden, wie Sturmesbrausen in das Freie fortsetzte. Und als die Straßen, in denen die Marseillaise zum erstenmal zur Revolution aufgefordert hatte, zum erstenmale das: „Heil Dir

im Siegerkranze!" ertönte, da sang er mit jauchzender Stimme mit: „Heil Kaiser Dir!"

Noch aber donnerten die Kanonen um den Mont Valerien, noch tobte der Kampf an der Lisaine und im Norden bei St. Quentin und die Nacht darauf und den andern Tag, den 19. Januar, stand Leutnant Miller auf der Höhe des einst so herrlichen nunmehr in eine Ruine verwandelten St. Claude in Kampfbereitschaft. Täglich hatte es bisher schon Nachtmärsche gegeben, in denen nicht nur die Bomben aus der Stadt gesaust kamen, sondern auch die heimtückischen Gewehr- und Revolverkugeln der Franktireurs die Belagerer umpfiffen, heute aber erreichte das Bombardement seinen Höhepunkt. Das Donnern der Geschütze durchzitterte die Luft wie hundert Gewitter zugleich; das Kleingewehrfeuer glich dem Rasseln von schweren Bauernwägen auf holperigem Straßenpflaster. Keinen Augenblick setzte es aus, keinen Augenblick hielten die Tausende von Feuerschlünden schweigend ihren Atem an. Am Abende waren Wiesen und Felder ringsum bis zu den Trümmerhaufen von Montrouge und Fort Issy mit lauter schwarzen Punkten besät, — das waren lauter Tote.

Wahrlich leicht war den Bayern ihr Anteil an den Schlußentscheidungen des Krieges nicht gemacht. Mit schwersten Opfern hatten sie in den Dezember- und Januartagen das schon einmal eroberte, aber dann entrissene Orleans wieder zurückerobert, mit Heldenkühnheit unter neuen schweren Opfern den Schlüssel von Paris, das Plateau von Chatillon, das dann ihnen zu Ehren Bayernschanze getauft wurde, erstürmt und es ist wohl begreiflich, daß nunmehr, nachdem Paris vollständig eingeschlossen und das neue deutsche Reich proklamiert war, manche meinten, nun wäre es genug des grausen Kampfes, nun wäre es höchste Zeit Frieden zu schließen. Unter dem Eindruck der schweren Truppenverluste an der Loire stellten einige Abgeordnete im bayerischen Landtage den Antrag, man möge für den weiteren Krieg die neugeforderten Mittel verweigern, um damit zu einem baldigen Friedensschluß zu drängen. Da erhob sich aber dieses Mal Ferdinand von Miller selbst und sprach:

„Ich habe in meiner Jugend den Rhein besucht, ich habe alle die Orte besucht, Heidelberg und die Dome, die von den Franzosen verwüstet wurden, ich habe sie als Ruinen gesehen und bin auf den Münsterturm in Straßburg gestiegen, habe von hier aus die natürlichen Grenzen unseres deutschen Vaterlandes in blauer Ferne beobachtet und hinuntergeschaut über die deutsche, altehrwürdige Stadt, die voll Rothosen wimmelte, und habe mir gedacht: Der Deutsche, der einst so glücklich sein wird zu erleben, daß diese schönen deutschen Provinzen wieder unser sein würden, wie beneidenswert wäre dieser Mensch! Und jetzt sind wir daran, jetzt haben wir das erreicht, und wir sollten unsern Truppen, die jetzt, gerade jetzt in der größten Gefahr sind, die Mittel entziehen? Ich glaube es nicht, — man braucht von den heiligen Gefühlen eines Deutschen nicht wie ich durchdrungen zu sein, auch als guter Bayer kann man das nicht wollen, Gott gebe, daß wir schon bis Ende Januar Friede haben, aber einen ehrenvollen Frieden wollen die Deutschen, aber auch die Bayern!"

Wie am Kriegsanfang die Worte Dr. Sepp's, so zündeten da die Worte Ferdinand von Millers und griffen an alle Herzen und die verlangten Mittel wurden mit 142 Zustimmungen genehmigt, dagegen stimmten nur vier Abgeordnete, und wie die Rede Doktor Sepp's war jene Millers eine Großtat für die Ehre des Deutschen Reiches, das am 18. Januar 1871 wieder neu erstanden war.

In diesen Tagen griff Ferdinand von Millers Bruder Joseph zur Dichterharfe und schlug gar mächtig ihre Saiten:

„Es rauscht der Strom, — was soll sein tiefes Grollen?
Wie zürnend peitscht die Flut den Uferrand;
Die Brücke ächzt bei eines Wagens Rollen,
Als fühlte sie den Druck des Unheilvollen,
Der sich der deutschen Erde zugewandt.

Ein Kaiser ist's, dem Großes war beschieden, —
Gefangen nun, der frevelnd sich vermaß,

Den deutschen Rhein ins welsche Joch zu schmieden,
So irrt er hin, ein Spiel der Eumeniden,
Verfolgt von seines eignen Volkes Haß.

Wo ist dein Heer, daß es den Sieg dir künde,
Wo deiner Generäle stolze Schar,
Dein Rüstzeug all und deine Feuerschlünde,
Auf daß vor dir ein Weltbrand sich entzünde,
Und weithin schwinge sich der Kaiseraar?

Dahin, dahin! — Zu Tausenden gefangen
Folgt in die Fremde dir dein Aufgebot;
Ein blutig Saatfeld ist dir aufgegangen
Und, dem sie Ruhm schon in die Wiege sangen,
Dein einzig Kind, es ist der Welt zum Spott.

Sechs Monde floh'n, die Wasser rauschen wieder,
Doch kosend drängt ans Ufer sich der Fluß
Und zögernd gleitet Well auf Welle nieder,
Aus seiner Tiefe klingt's wie Jubellieder —
Altvater Rhein, wem gilt der Festesgruß?

Dem Fürsten gilt mein Gruß, der ohnegleichen
Die Welt erfüllt mit seines Namens Ruhm,
Dem großen Kaiser, ihm, dem Siegreichen,
Dem Triumphator, der auf goldnen Speichen
Betritt der deutschen Erde Heiligtum.

Die tapfern Führer mit dem Kriegsherrn schreiten,
Des Sieges Liebling, sein erlauchter Sohn, —
Ein stark Geschlecht im Rat und blut'gen Streiten;
Unsterblich dringt ihr Ruf durch alle Zeiten,
Walhallas Pforten sind geöffnet schon.

Und die in hundert Schlachten mitgefochten,
Umjauchzen siegesfroh den Heldengreis,
Den frischen Lorbeer um das Haupt geflochten;
Was sie erkämpft, was einig sie vermochten,
Gilt ewig als der Ehre höchster Preis.

So herrlich zieht in der Getreuen Mitte
Ins neue Reich der deutsche Kaiser ein.
Heil dir und Segen jedem deiner Schritte!
Ein Hort des Friedens und der guten Sitte
Mögst lang noch du des Reiches Mehrer sein!"

XVIII.

Deutsche Kunst voran!

„Ihr Tapferen alle meines Heeres! Bewahret und pfleget auch unter den Segnungen des Friedens die rechten Kriegertugenden, durch welche ihr denselben uns wieder gewonnen! Und auch ihr, die ihr nun in die bürgerlichen Verhältnisse zurückkehret oder ausscheidet aus den Reihen der Armee — möget auch ihr jener herrlichen Tugenden stets eingedenk sein, daß sie in lebendiger Kraft sich erhalten in meinem Volke und das Vaterland in euren Söhnen dereinst den Heldenmut der Väter wieder finde!"

Das waren die Schlußworte, mit denen König Ludwig II. am 16. Juli 1871 den ruhmreich von Frankreich heimkehrenden Kriegern seinen Dank aussprach. Durch das Siegestor, am Ende der Ludwigstraße, von dem die in London preisgekrönten Löwen niederschauten, marschierten sie ein. Am Denkmal des Königs Ludwig I. zogen sie herüber; sie jubelten zu ihm hinauf, als ob sie ihm sagen wollten: „Du Deutschester der Könige, wir haben dich nicht vergessen! Wir haben deine Geburtsstadt, Straßburg, die wunderschöne Stadt, wieder deutsch gemacht!"

Der Sieg war errungen, nun galt es, das Königswort zu erfüllen und die Kriegertugenden auch im Frieden zu beweisen: Mut, Ausdauer, Vaterlandsliebe. Nun sollte Deutschland auch auf dem Gebiete der Kunst und Industrie sich jene Stelle unter den Nationen erwerben, die ihm nach seiner Geschichte und nach seinen Volkskräften zukam. Vor dem Kriege galt trotz der Londoner Ausstellung Deutschland außer seinen Grenzen noch

Inspektor von Miller's Haus nach dem Friedensschluß 1871
mit den damals einquartierten Offizieren und Soldaten.

immer nicht das, worauf es nach seinen Leistungen hätte Anspruch machen dürfen. Jetzt war es anders geworden; nun galt der Deutsche auch im Ausland. Von Amerika, wohin Ferdinand von Miller schon manches Werk gesendet, kamen auch wieder die ersten Bestellungen nach dem Kriege. Eines Tages erschien der Amerikaner Brobasko in der Erzgießerei und wollte einen Brunnen haben für die Stadt Cincinnati; etwas Neues, Eigenartiges sollte es werden, nicht die hergebrachten Motive sollten zur Verwendung kommen.

Vater Miller beredete die Angelegenheit mit seinem Sohne Ferdinand. Etwas Eigenartiges zu schaffen, das in keinem der

Tausende von Kunstbrunnen aller Städte der Welt schon vorgebildet war, ja das war schwer zu machen. Da öffnete der Vater seine Weste, nahm eine Medaille an silberner Kette von seiner Brust und reichte sie seinem Sohne.

„Hier ist die Lösung!"

Es war die Medaille der Muttergottes „vom Siege", die er seit seinen Pariser Tagen ständig auf seiner Brust trug. Fragend sah der junge Ferdinand auf den Vater.

„Was meinst du mit der Medaille?"

„Schau sie dir nur genauer an! Siehst du nicht, wie die Muttergottes segnend die Hände ausstreckt und aus diesen heiligen Mutterhänden Lichtstrahlen herniederleuchten auf die Beter, die zu ihren Füßen knien?"

„Ja, ich sehe es."

„Und da habe ich gemeint, wenn man eine Geniusfigur schaffen würde, aus deren Händen nicht Licht-, sondern silberglitzernde Wasserstrahlen auf allegorische Menschengruppen herniederrieseln würden, die diese mit innigem Danke auffassen, — so müßte das doch ein origineller Gedanke sein."

Freudig jubelte Ferdinand auf:

„Nein, nicht nur ein origineller Gedanke, es ist die glücklichste Lösung der Aufgabe, die man finden kann. Aber — — aber —"

„Was aber?"

„Wer kann die Idee würdig genug entwerfen?"

Vater Miller lächelte.

„Sie ist schon längst entworfen."

Er schritt zu seinem Schreibtisch und brachte eine Mappe.

„Ich habe 1854 schon diese Idee mit Kreling besprochen und mir einen solchen Brunnen als Zierbrunnen für den Empfangsraum des Glaspalastes gedacht. Kreling schuf den Entwurf, aber König Ludwig konnte sich nicht dazu entschließen ihn ausführen zu lassen; er zeigte ihm zu wenig klassischen Stil. Ich denke für einen modernen Staat paßt auch ein Denkmal mit freieren Formen. Was sagst du dazu?"

Ferdinand von Miller reichte den Entwurf seinem Sohne. Er zeigte die Figur, aus deren Händen das Wasser regenförmig niederfiel, die Wasserstrahlen wurden aufgefangen von dem Landmann, dessen Feld nach ihnen dürstete, vom Bürger, dessen Haus in Flammen stand, der Mutter, die ihr Kind badete, und dem Kranken, dessen Zunge nach dem Heiltrunke lechzt. Ferdinand, der junge Bildhauer, war entzückt vom Entwurf.

„Es wird noch manches zu ändern geben im Entwurf für den nunmehrigen Bestimmungsort. Das vertraue ich dir an. Willst du es machen?"

„O gern, gern, Vater!"

Der Entwurf fand den vollen Beifall des Amerikaners, und in seiner Ausführung, als er vor der Absendung in München öffentlich ausgestellt wurde, den der ganzen Künstlerschaft der Stadt.

Ferdinand der jüngere brachte ihn selbst nach Cincinnati.

Die vielen Aufträge, die Ferdinand von Miller von nun an von der ganzen Welt bekam, setzten ihn in die Lage, sich 1873 die kgl. Erzgießerei als sein Eigentum zu erwerben. Doch galten seine Bestrebungen, sein Denken und Trachten nicht allein der Ehre und dem Wohlstand seines Hauses, sondern auch der Hebung der Kunst und des Kunstgewerbes. Der Stand der Künstler sollte in seinem Ansehen und in seinen wirtschaftlichen Verhältnissen gehoben, die Freude des Volkes an der Kunst angeregt, Kunst und Handwerk zu gemeinsamen Schöpfungen ermuntert, die Glanzzeit des deutschen Kunstgewerbes zu neuem, frischem Leben wiedererweckt werden. So trat er im Landtag ein für die Erhöhung der Künstlerunterstützungen, Errichtung einer Professur für christliche Kunst an der Akademie, für den Neubau der Kunstakademie aus Mitteln des bayrischen Kriegsentschädigungsanteils. Bei der Beratung der Genehmigung dieser Mittel sprach er im Landtag:

„Betrachten wir doch unser bayrisches Volk, betrachten wir doch die Bewohner unserer Berge, die mühsam sich den Lebensunterhalt erkämpfen müssen! Gehen Sie vom Bodensee bis nach

Salzburg, jeder Bauer ist ein Zimmermann und jeder Zimmermann ist ein Holzschnitzer. Ich möchte Sie erinnern an unser Berchtesgaden und Partenkirchen, Mittenwald und Oberammergau usw.! — Welche Fülle von Talenten blühen dort! Wie verdienen sie unterstützt zu werden! Was könnte man aus ihnen machen! Ich war vor wenigen Tagen in einem einsamen Gebirgstal in unserm Oberlande und sah vor der Hütte eines Holzhackers fünf Kinder emsig schreiben, wie ich glaubte, und war nicht wenig verwundert, die nettesten Zeichnungen auf ihren Tafeln zu sehen. Erstaunt frug ich: «Wer hat euch das gelehrt? Wer hat euch das gezeigt?» Da sagte ein Mädchen: «Uns hat es der Herr Kooperator gezeigt, aber der Kleine kann es aus sich selber.» Ich forderte ihn auf und er zeichnete mir Gemsen, Kühe, Pferde, so nett, daß ich das Kind hätte küssen können. Meine Herren, ein solches Volk soll nicht verdienen, daß man ihm Kunstbildung verschafft? Gehen Sie nach Frankreich, ob Sie in einem Orte in ganz Frankreich das finden? Die Kunst wird bei uns blühen, wenn Sie zeigen, daß wir sie ehren!"

Auf solch kräftige Fürsprache hin wurden die Mittel für die Akademie genehmigt.

Im Jahre 1874 wurde er auch im Wahlbezirk Weilheim in den Reichstag gewählt; dort trat er mit Nachdruck und überzeugender Redekraft für eine die einheimische Industrie schützende Musterschutzgesetzgebung und Zollschutz der deutschen Kunstgewerbeerzeugnisse ein. Vor dem Reichstag und damit vor der nationalen und internationalen Öffentlichkeit stellte er die Ebenbürtigkeit des deutschen Kunsthandwerkes mit dem Frankreichs fest.

Nicht nur das Wort sollte aber diese Ebenbürtigkeit bezeugen, sondern auch die Tat. Dazu bot 1876 die beste Gelegenheit das 25jährige Jubiläum des Kunstgewerbevereins, dessen Mitbegründer und dessen 1. Vorstand er seit 1873 war. Auf seinen Antrag hin wurde mit diesem Jubiläum die erste deutsche Kunstgewerbeausstellung im Glaspalaste vereinigt. Sie war keine kleine Aufgabe und Ferdinand hatte dafür die Hauptverantwor-

tung zu leisten als ihr Veranlasser und Präsident. Der Aufruf zu dieser Ausstellung fand in ganz Deutschland freudigen Widerhall und der Schlußerfolg zeigte, daß Deutschland sich wieder zu einer selbstschaffenden, von allem Welschtum sich befreienden Eigenkunst aufgerafft und emporgeschwungen hatte. Mit innerster Genugtuung und Befriedigung konnte Ferdinand von Miller zwei Jahre darauf bei der Eröffnung des neuen Kunstgewerbevereinshauses sagen:

„In der Kunst konnten wir es mit allen Völkern aufnehmen und brauchten keinen Vergleich zu scheuen, in der mit der Kunst verwandten Industrie aber war es anders; da fehlten Geschmack, Verständnis und Geschicklichkeit. Wir frugen uns: «Sollte hier nicht gelingen, was in der Kunst erreicht war? Warum soll unsere Kunstindustrie nicht auf gleiche Höhe wie jene der Franzosen zu bringen sein?» Wir bemühen uns, die Kluft, die zwischen Künstlern und Handwerkern im Verlauf der Jahrhunderte sich gebildet hat, auszugleichen, Künstler und Handwerker einander näher zu bringen; eine Schule, eine Zeitschrift, eine Ausstellungshalle wurde gegründet. Die glücklich verlaufene deutsche Ausstellung von Werken der Kunst und des Kunstgewerbes vom Jahre 1876 erfreute sich der Teilnahme und Bewunderung von ganz Europa und in ganz Deutschland trat neues Leben allüberall hervor zur Förderung der Kunstindustrie."

Ferdinand von Millers Söhne waren aufs ehrenvollste bei dieser Ausstellung vertreten.

Im Jahre 1875 wurde das Denkmal des Königs Max II. in der Maximilianstraße in München enthüllt, eine herrliche Schöpfung von Kaspar Zumbusch. Ferdinand von Miller stellte sie in Erz dar und wurde dafür bei der Enthüllung für sich und sein ganzes Haus durch den erblichen Adel ausgezeichnet. Seine Söhne hatten an der Herstellung des Gusses wesentlichen Anteil, besonders Ludwig, der nicht mit eigenen Kompositionen hervortrat, aber nach der technischen Seite hin die Gußarbeit überwachte und das Gußverfahren wesentlich verbesserte.

Ferdinand von Millers Wunsch war es, daß alle seine Söhne sich zur Zusammenarbeit in der Erzgießerei vereinigen möchten, aber er gedachte der letzten Mahnung seines Onkels Matthias Stiglmaier und wo sie eigene Wege gehen wollten, hielt er sie nicht auf, sofern sie nur zu dem einen großen Ziel aller guten Wege führten, und sie sind alle gute Wege gegangen.

Ihm selbst war aber am Ende seines Lebens noch viel Schönes und Großes beschieden.

XIX.

Hurrah Germania!

„Mit Gott! — Einst geht hoch über Feindesleichen
Der Stern des Friedens auf;
Dann pflanzen wir ein helles Siegeszeichen
Am freien Rheinstrom auf."

So hatte schon der Sänger und Held der Befreiungskriege in prophetischem Geiste gesungen; was der prophetische Geist des Dichters Theodor Körner vorausgeschaut, nun sollte es zur Wahrheit werden. Hoch lagen 1870 auf den Schlachtfeldern an der Lauter und Sauer, um Metz und Sedan, Straßburg und Belfort, um Orleans und Paris die Leichen von Freund und Feind; endlich nach furchtbarem Völkerringen hatte die Stunde des Friedens geschlagen. Am 10. Mai 1871 wurde er im Gasthofe zum Schwan in Frankfurt unterzeichnet. Alle, die dabei zugegen waren, hatte eine feierliche Stimmung erfaßt. Friede, endlich Friede! Es war ein herrlicher Tag draußen; in der freien Natur lag über all den blühenden Bäumen heller Sonnenschein und die Amseln sangen in den Gärten und die Lerchen auf den Feldern. Der damalige Regierungspräsident von Wiesbaden, Graf Botho von Eulenburg, lud den Kanzler des neuen Deutschen Reiches, der durch seine Klugheit und seinen ehernen Willen Alldeutschland zu einer Großmacht zusammengeschmiedet hatte, Fürsten Bismarck ein, mit ihm eine Spazierfahrt zu machen. Und als sie so miteinander aus der Stadt hinausfuhren, dem Rheine

zu, und von der Ferne der blaue Zug des Taunus herübergrüßte, da faßte den für alles Große und Schöne warmfühlenden Grafen helle Begeisterung und er gedachte des Körnerschen Wortes und sprang im Wagen auf: „Durchlaucht, das müssen wir jetzt bekommen, das helle Siegeszeichen am freien Rheinstrom!“ Und Fürst Bismarck reichte ihm die Hand: „Ja, das soll gemacht werden!“

Und es wurde gemacht zu Deutschlands Ehr und Stolz. Im gleichen Jahre noch bildete sich ein Ausschuß, der zur Sammlung für ein würdiges Denkmal einlud. Der Aufruf fand überall im ganzen neuen Deutschen Reich freudigste Zustimmung. Über eine Million Mark wurden gesammelt. Als gewaltige Wächterin über das neue Deutsche Reich, als verkörperte Wacht am Rhein sollte Frau Germania von der eichen- und buchenumrauschten Höhe des Niederwaldes hinaussehen in die weiten Fernen bis zu den Schlachtfeldern an der Saar und Mosel, ein Wahrzeichen deutscher Einheit und Kraft, ein Dankeszeichen für deutsches unsterbliches Heldentum, ein Mahnzeichen zu Schutz und Trutz für die Zukunft. Die größten Meister der Architektonik, Bildhauerei und Erzgießkunst sollten zu einem Meisterwerke zusammenwirken, und wie alle deutschen Gaue die Krieger zum Einigungskampfe stellten, so sollten sie nun auch die Führer und Vorkämpfer Alldeutschlands in der Kunst zum friedlichen Siege vereinen. Alle Deutschen aus Süd und Nord sollten ihren Anteil am großen Werke erhalten. Karl Weißbach aus Dresden schuf den Entwurf für den ganzen architektonischen Aufbau, Johannes Schilling, der treffliche Schüler Ritschels, die Modelle für den figürlichen Teil, von Berlin und Lauchhammer sollten die Reliefbilder und die Figuren der Mosel und des Vater Rheins in ihren ehernen Gewändern, von der Heimat Peter Vischers, aus der Erzgießerei von Lenz in Nürnberg, die Gestalten des Friedens und Krieges kommen. Der Erzguß der Germania sollte aber da geschehen, wo zuerst deutsche Erzgießekunst wieder zu neuem Leben erweckt worden war, in dem Atelier des Wiedererneuerers derselben, in der Erzgießerei Ferdinand von Millers in München. Dem sollte

die Ehre zuteil werden, die Germania zu vollenden, dem es vor allen anderen zu danken war, daß man zum ersten Nationaldenkmal nicht eines welschen Meisters mehr bedurfte, wie nach den Befreiungskriegen für das Blücherdenkmal.

Im Mai 1878 hatte Professor Schilling mit der Aufstellung des Germaniadenkmals begonnen. Am 27. Januar 1879 wurde mit Ferdinand Miller der endgültige Vertrag für den Guß abgeschlossen. Großes, Schweres nahm Meister Miller noch einmal auf sich, so Großes, wie seit dem Bavariaguß nicht mehr in der Münchener Erzgießerei hergestellt und vollendet wurde. Er stellte sich die Frage: „Kannst du das, ein Mann nahe am Siebziger, noch leisten? Wird dir die Kraft dazu nicht erlahmen?“ Aber dann schaute er auf das Bild des Kaisers, das er sich auf den Schreibtisch gestellt hatte und sagte sich: „War Kaiser Barbablanka nicht noch älter wie du, hatte er nicht schon den Siebziger überschritten, als er sein größtes Werk begann, den Wiederaufbau des Deutschen Reiches?“ Sollte er da, der niemals im Leben verzagte, auf einmal kleinmütig werden? Wohl hatten ihn schon Gebrechen des Alters heimgesucht, wohl wollten die Füße manchmal ihren Dienst versagen, aber die Seele war noch jung, an ihr war das Alter spurlos vorübergegangen. Und er hatte ja seine Söhne.

Vater Ferdinand rief sie zusammen: „Wollt ihr mir zur Seite stehen beim letzten großen Werke meines Lebens?“ Wie hätten sie es je einmal zusammengebracht, einen Wunsch des Vaters nicht zu erfüllen, schon als Kinder wagten sie es nicht, geschweige denn, daß sie es als Männer wollten, als Männer, denen die Ehre ihres Hauses so hoch stand wie der künstlerische Ruf ihres Vaterlandes. Mit Freuden stellten sie sich an die Seite des Vaters; Ferdinand übernahm die Gußleitung, Ludwig die technische Zurichtung, über allem aber wachte das Auge des Vaters, in allem sprach er das letzte Wort, nichts Wichtiges geschah ohne seinen Rat, ohne seinen Segen und so mußte das Werk gedeihen.

Im September 1879 wurde Schillings fertiges Germaniamodell nach München verbracht und ohne Unfall in unversehrter Form im Gußhaus der Millerschen Erzgießerei aufgestellt. Dann begann die Arbeit des Gusses der einzelnen Teile. Es mußte natürlich für jedes der Modellstücke das „Negativ", das ist wie bei einem Stempel der Hohlabdruck, auf das Genaueste hergestellt werden. Für die Füllung des Gußhohlraumes waren 672 Zentner Metall notwendig.

Guß des Germaniaschwertes.

Der Guß vollzog sich ohne schwere Gefährdungen; die Fortschritte in der Technik hatten gesorgt, daß alles einen geregelten Verlauf nahm und daß Zwischenfälle wie beim Gusse der Bavaria nicht mehr das Gelingen des ganzen Werkes in Gefahr brachten. Jedoch ganz ohne Aufregungen und Mißhelligkeiten ging es dennoch nicht ab.

Am 10. Juni 1882 sollte das Schwert der Germania gegossen werden. Der greise Geschichtsforscher Dr. Sepp, der im Sommer 1870 so begeistert vor dem Landtag für die Einigung der deutschen

Krieger eingetreten war, hatte es sich gewünscht, dem Schwertguß beiwohnen zu können und sein Wunsch wurde ihm gerne gewährt. Wegen der Länge des Schwertes konnte es nicht senkrecht eingeformt werden; es hätte in der Formgrube bis zum Grundwasser hinabgereicht, deshalb hatte man sich entschlossen, es in schräger, beinahe wagrechter Richtung gußfertig vorzubereiten. Damit war aber wieder die nahe Verbindung mit dem Gußofen unmöglich gemacht. Das Germaniaschwert mußte nach alter gutdeutscher Weise mit Handguß aus Tiegeln hergestellt werden. Die Form erhielt acht Eingußlöcher und mehrere Öffnungen noch dazu, damit die Luft aus ihr wieder entweichen konnte. In hellem Spiegelglanze lag das Erz in den Tiegeln, es war flüssig; Ferdinand, der Gußleiter, gab an die bereitstehenden Arbeiter den Befehl zum Eingießen; diese beeilten sich so viel als möglich, damit das Erz nicht zu früh erkalte, aber auch um so bald als möglich dessen furchtbarer Hitze zu entgehen. Da nun alle acht Arbeiter gleichzeitig eingossen, konnte die durch die Hitze sich ausdehnende Luft nicht schnell genug bei den Luftlöchern ihren Ausweg finden und fing das Rumoren an. In der Tiefe rollte und grollte es erst unheimlich wie nahendes Gewitter; plötzlich fing es aber zu donnern und krachen an und wie aus Mörsern geschossen, flogen feurige Metallschlacken in die Höhe und stürzten sprühend und krachend wieder hernieder; ja es war, wie wenn ein Vulkan sich geöffnet hätte. Die meisten Zuschauer flohen, aber Dr. Sepp, der alte deutsche Kämpe des Frankfurter Parlaments, des bayerischen Land- und deutschen Reichstages, der 1870 die Rede zum Anschluß an Preußen gehalten und seitdem das Grab Barbarossas wiedergefunden hatte, stand da, in der vollen Begeisterung des Augenblickes, sich keiner Gefahr bewußt; er griff nach der Hand des furchtlos neben ihm ausharrenden Freundes, nach der Hand Ferdinand von Millers des Vaters und rief: „Hörst du's? Das deutsche Schwert spricht unter Blitz und Donner!“ Und tiefergriffen standen die beiden alten Deutschen da, gerade und furchtlos, von Feuersglut umleuchtet und von Feuerbränden umsprüht.

Und Sieg wie damals hat das Schwert gesprochen, — der Guß war gelungen.

Zu dem Gusse des Kopfes erschien Prinz Luitpold, der spätere Prinzregent von Bayern; er sollte nicht unversehrt vom Platze kommen, wie der alte Geschichtsforscher. Alles war wiederum aufs beste vorbereitet. Der Prinz ließ sich von Vater Miller alles genau erklären. Da trat Ferdinand der Jüngere hinzu und bat den Prinzen ehrerbietigst, er möchte beim Guß selbst etwas entfernter seinen Standpunkt einnehmen, da leicht ausgeworfene Schlacken ihn verletzen könnten. Prinz Luitpold folgte auch dem wohlberechtigten Rate, aber das Interesse an dem Gußvorgang ließ ihn denselben nur zu bald vergessen, schon eilte er wieder herbei in die Nähe zu Vater Miller, und ehe ihn dieser neuerdings auf die Gefahr aufmerksam machen konnte, war der Unfall schon geschehen, die brodelnde Gußspeise hatte eine Schlacke ausgespien und die glühende Lava war dem Prinzen gerade auf das Genick gefallen. Er hatte eine schwere Brandwunde davongetragen. Helfende Hände konnten sie nicht mehr abwenden. Man wollte einen Arzt rufen und schmerzlindernde Mittel herbeiholen, aber der Prinz verzog keine Miene und ließ keinen Schmerzenslaut hören; er hielt am Platze aus, bis der Guß vorbei war. Ja, noch mehr: Da am selben Tage Hoftafel war, begab er sich gleich von der Erzgießerei weg zur Residenz und keine Seele hatte dort eine Ahnung, welche Wunde der Prinz unter der Halskette des Ordens vom goldenen Vließ trug. Das glühende Metall hatte seine Furche bis gegen den Rücken hinabgezogen. Als nach glücklichem Gusse sich die Arbeiter in der Gießerei zum Festfreibier zusammensetzten, erschien dennoch der Prinz wieder in ihrer Mitte und lächelnd wies er jede Frage nach seiner Wunde zurück. Er trug zeitlebens die Narbe von der Wunde, die ihm die Germania beigebracht hatte in ihrem Übermut, und er hatte sie wohl von ihr am wenigsten verdient, hatte er doch dem König Wilhelm den Antrag seines Königs Ludwig II. überbracht, der Germania die Kaiserkrone wieder in die Hand zu geben.

Der Guß der übrigen Teile ging glücklich ohne weitere Unfälle vonstatten. Im Juni 1883 wurde er fertig und zusammengesetzt; um ihn unter Dach zu haben, mußte eine tiefe Grube ausgegraben werden. In derselben stand nun das fertige Werk, aus ihr reckte sich die Riesengestalt der Germania empor. Professor Schilling kam eigens von Dresden nach München; lange stand er vor dem Koloß, dann schüttelte er in höchster Befriedigung den beiden Brüdern Ferdinand und Ludwig von Miller die Hände.

Selten hatte der Platz beim Löwenbräukeller so viele Menschen gesehen als in diesen Junitagen; die Dankbarkeit der Stadt München hatte ihn nach einem ihrer besten ehemaligen Bürger, den wir in diesem Buche schon gut kennen gelernt haben, benannt; der schöne Zentralausgangsplatz für eine Reihe von Straßen hatte den Namen Stiglmaierplatz bekommen. Drei Ereignisse führten die Menschenmassen zusammen: Zum erstenmal hatten sich die neuerbauten Hallen des Löwenbräukellers aufgetan, zum erstenmal fuhr die Dampftrambahn durch die Straßen Münchens hinaus nach Nymphenburg; ein Hauptanziehungspunkt trotz Bierpalast und Straßendampfwagen war aber doch die Germania, die in der Gießerei zur öffentlichen Besichtigung ausgestellt war. 60 000 Menschen beschauten das Meisterwerk. Am letzten Tage der Ausstellung kam Vater Ferdinand von Miller selbst noch einmal, um von dem Werke Abschied zu nehmen. Ehrfurchtsvoll machten die Besucher dem Altmeister Platz, als er durch ihre Reihen schritt. Und lange stand auch er wie Schilling sinnend da und faßte die Hände seiner Söhne. Wenn sie je einmal etwas fertiggestellt hatten, so sprach er jedesmal: „Es ist gut, es hätte aber noch besser sein können." Diesesmal sagte er zum erstenmal: „Es ist gut!" — und dann nichts mehr. Das war mehr, als je die wackeren Söhne Lob erhalten hatten, mehr als das Lob Schillings und aller, die sonst das Standbild sahen und oft in Worte hellster Begeisterung ausbrachen. Ja, es war nicht nur das Werk selbst, das seinen und seiner Söhne Namen mit dem vornehmsten Sieges- und Ehrenzeichen Deutschlands für

alle Zeiten verknüpfte, sondern auch, daß das, was er an dieser Stelle, wo er eben stand, weiland Kronprinzen Ludwig vor fast einem halben Jahrhundert gelobt hatte, erfüllt ward, herrlicher und gewaltiger als er je erwarten durfte, die deutsche Erzgießkunst hatte über die aller Welt den Sieg davongetragen und der Sieg knüpfte sich mit an seinen Namen. Hier stand die vornehmste der Siegestrophäen. Draußen auf der Theresienwiese hob die Bavaria den Lorbeerkranz zum weißblauen Bayernhimmel und nun sollte die Germania die deutsche Kaiserkrone hoch empor halten über den grünen Rhein, auf dessen Rebenhügeln er einst dahingewandert, singend aus voller Brust und hoffend aus vollem Herzen. Die Hoffnung hatte ihn nicht betrogen. Nicht hatte er einen Marschallstab im Ränzel getragen, wohl aber den Hammer, mit dem er den Boden schürfte, auf dem nunmehr seine Söhne das Wahrzeichen des wiedererworbenen deutschen Reiches, der wiedergefundenen deutschen Kunst aufrichten sollten.

Und wieder nickte der Meister mit seinem greisen Haupte und nochmal sprach er: „Es ist gut." Ein letzter Abschiedsblick auf das große Werk, das letzte, an dem er Anteil hatte, dann verließ er, gestützt vom Arme seines Sohnes Ferdinand, das Gußhaus. Draußen aber standen vor der Erzgießerei viele Hunderte von Menschen und ein schallendes Hoch brauste ihm entgegen.

Kaum aber hatte er die Erzgießerei verlassen, wurde schon wieder das Gerüste aufgestellt, um das Werk auseinander zu legen und versandfähig zu verpacken.

Die Beförderung der fertigen Germania von München an ihren Bestimmungsort erforderte keine geringen Mühen. Man wollte anfänglich die einzelnen Teile des Denkmals mit Wagen auf der Landstraße befördern. Seit der Beförderung von Halbigs Kreuzigungsgruppe nach Oberammergau war keine derartige Belastung einfachen Landstraßen mehr zugemutet worden. Es zeigte sich aber auch bald, daß an einem Platze die Straße hätte erweitert, an einem zweiten ein Tor ausgebrochen, an einem dritten die Brücke gestützt oder gar neuerbaut hätte werden müssen. Die Transportkosten wären auf 20 000 Mark gekommen. Da entschloß

man sich doch den Bahnweg zu versuchen. Im Mai wurde ein eigener Versuchszug zusammengestellt, der genau so schwer belastet wurde und mit der gleichen Stückgröße, als ob er die Germaniateile selbst trüge. Ludwig von Miller begleitete ihn. Auch da mußten manche Verkehrshindernisse noch zurecht gerichtet werden. Die Bahnverwaltungen taten ihr möglichstes in und außer Bayern; die rheinpreußischen und hessischen Bahnen stritten sich um die Ehre, die Germania an ihr Ziel bringen zu dürfen, und Vater Rhein wollte sie selbst auf seinem Rücken dorthin tragen.

Am 27. Juni begann nun die wirkliche Beförderung. Damit der Sonderzug mit möglichst wenig anderen Zügen zu kreuzen hatte, wurde in München die Abfahrtszeit auf früh halb 2 Uhr festgesetzt. Auf sechs Waggons war das Riesenwerk geladen, zerteilt in 32 Stücke, die miteinander 700 Zentner wogen. Auf dem letzten Wagen befanden sich der Kopf und das Bruststück, die allein miteinander 140 Zentner hatten.

Ludwig von Miller begleitete wiederum den Zug; mit dem Geleitsspruch: „In Gottes Namen!“, ohne dem im Hause Miller keine Arbeit und keine Reise begonnen wurde, stieg Ludwig in den Wagen. „Hoch!“ und „Glück auf!“ tönte ihm nach als letzter Gruß der Heimat an den Rhein, als der Zug langsam aus der Halle fuhr.

Der Sonderzug mußte einen Umweg machen über Kaufering; er fuhr auch durch die Heimat Ferdinand von Millers. Vor dem Bahnhofe stand dessen Bruder Johann Baptist Miller, der Bürgermeister von Fürstenfeldbruck. Lange winkte er seinem Neffen Ludwig nach.

Der Zug fuhr über Buchloe, Augsburg nach Aschaffenburg. Wo er unterwegs durchkam, waren Leute auf der Bahnstrecke, um den Transport zu sehen. Am Sonntag, den 1. Juli, langte er abends in Aschaffenburg an; eine große Menschenmenge hatte sich am Bahnhof eingefunden und begrüßte den Zug mit brausendem Hoch. Vier Waggons mit den leichteren Stücken wurden andern Tages schon wieder weiter befördert, der Wagen mit dem Haupt- und dem Bruststücke mußte zwei Tage warten, da die Bahn-

strecke von Darmstadt bis Rosenstein nochmal untersucht werden mußte. In Rosenstein kam der Wagen mit den beiden Hauptstücken auf ein reich mit Wimpeln und Girlanden geschmücktes Schiff. Am 5. Juli, früh um 9 Uhr, traf es in Mainz ein, wiederum begrüßt von einer jubelnden Menschenmenge. Von allen Gebäuden in Mainz und dem gegenüberliegenden Kastel flatterten die Festfahnen, alle Schiffe trugen Flaggengala. Die Fahrt von Mainz bis Rüdesheim gestaltete sich zu einem Triumphzuge. Das Lastschiff war von einer ganzen Flotte, besetzt voll frohbegeisterter Menschen, begleitet. Musiken spielten, Männerchöre erscholllen, in den Ortschaften drängten sich jubelnde Kinder, fahnenschwingende Vereine zusammen, bekränzte Kähne fuhren hin und wider, das gab überall ein fröhliches Winken und Grüßen. Die Schützen von Bingen bereiteten dem Schiff einen besonders jubelnden Empfang. Von den Höhen krachten Böllersalven und brachen sich an den jenseitigen Geländen in vielfachem Echo.

Am feierlichsten war der Empfang in dem seeartig sich erweiternden Strombecken von Rüdesheim selbst. Tausende standen an den Ufern, Tausende fuhren dem Lastschiff entgegen. Nicht nur aus der Umgebung waren die Leute zusammengeströmt, sondern bereits zur Aufstellung Gäste vom Ausland angekommen. So gestaltete sich die Ankunft zu einem internationalen Seefest.

Mit der glücklichen Ankunft der Hauptstücke der Germania am 5. Juli, mittags 11 Uhr, an ihrem Bestimmungsort begann für Rüdesheim eine Reihe unvergeßlich schöner Feste, aber auch schwerer Arbeitstage.

Um der mittäglichen Sonnenhitze der schönen Sommertage zu entgehen, wurde oft schon um Mitternacht mit dem Umladen der einzelnen Stücke begonnen, besonders mit dem größten, dem Kniestück mit dem Thronsessel, das allein 140 Zentner wog und 40 bis 50 Kubikmeter faßte. Nach drei Uhr war es schon von den Bahnwägen auf die eigens für den Bergtransport gebauten Rollwägen umgehoben, und als die ersten Strahlen der Morgensonne das Buchenlaub durchleuchteten, da zogen zwölf schwere Lastpferde das Riesenstück bergan. Zwölf Böllerschüsse verkündeten weithin die Erzwingung der Berghöhe. Nun mußten erst die

einzelnen Teile durch gewaltige Krane gehoben und aufeinandergesetzt werden. Dann folgte die Ausmauerung der unteren Gußstücke, welche die oberen Teile und damit eine beträchtliche Last auf sich zu nehmen hatten, mit Zement. Alle Flaschenzüge, Seile und Krane mußten bei jedem Aufzuge neu untersucht und geprüft werden.

Als am 28. Juli das letzte Stück der herrlichen Statue, der Kopf, aufgezogen wurde, da hatten sich zu dem einzigartigen Schauspiel die Zahl der Zuschauer von nahe und den weitesten Fernen um Hunderte und aber Hunderte vermehrt. Es war ein wundervoller Tag, der 28. Juli. Das Erzbild des Germaniahauptes glänzte in der Sonne wie lauteres Gold; Rufe der Bewunderung wurden hörbar, auf die Berghöhe herauf zogen Bopparder Studenten, die Schüler des dortigen Lehrerseminars, und sangen in volltönendem, jugendfrischem Chore:

„Stimmt an mit hellem hohem Klang,
Stimmt an das Lied der Lieder,
Des Vaterlandes Hochgesang,
Das Waldtal hall ihn wider!"

Und dann erscholl wieder, näher und näher zum Denkmal herauf:

„Nur am Rhein da möcht ich sein!"

Welcher Deutscher wäre in diesen Tagen nicht gerne am Rhein gewesen?

Die letzten Akkorde des Rheinliedes verschlang ein brausendes Hoch. Alles hatte das Haupt entblößt und schaute unter Hutwinken und Hutschwenken zum Germaniahaupt hinauf, das soeben feierlich langsam, sonnenumglänzt emporstieg. Ludwig von Miller hatte sich den höchsten Punkt des Gerüstes herausgesucht, um dort am besten nach allen Seiten hin den Aufzug übersehen zu können.

Vor fast 50 Jahren war da heroben auf der Höhe des Niederwaldes noch nichts als ein einsames Bänklein unterm Buchenlaub versteckt und auf diesem Bänklein saß ein junger Erz-

gießer, der von Paris kam, und schaute wehmütig hinaus gegen Westen, wo sich das Hügelland des Hunsrück in die blaue Ferne verlor, da war schon welscher Boden, da war schon Frankreich; heute lag wohl mancher guter Deutsche da draußen in der stillen Erde, aber der Erdboden selbst war wieder deutsch, wieder deutsche Erde. Und der Platz auf dem Niederwald lag nicht mehr einsam und verlassen da, nein, Tausende umstanden ihn und in ihrer Mitte stieg das Haupt der Germania, stieg das deutscheste aller deutschen Nationaldenkmäler zu seiner Vollendung empor. Und in der Werkstätte dessen, der hier vor fast fünfzig Jahren als schlichter einfacher Kunstbildner gesessen war, war es gegossen worden und sein eigener Sohn stand hoch oben über den begeisterten Volksmassen, der Sohn Ferdinand von Millers stand oben bei der Krone. Und so sehr Ludwig die schwere Verantwortung der Vollendung des Werkes alle Adern fiebern machte, so sehr auch die Krane und Gerüstbalken ächzten ob ihrer Last und die Seile fast so spannten und so heiß rieben wie dereinst vor Jahrhunderten beim Aufzug des Obelisken am Petersplatz in Rom und beim Aufzug der Bavaria, so konnte doch keine Angst ihn überwältigen. Alles Sorgen- und Angstgefühl überbot in Ludwigs Herz der Stolz und die Freude, daß sich in diesem Augenblick mehr als die höchsten Träume und Wünsche seines Vaters erfüllten, daß er das Lebenswerk des Vaters damit vollenden durfte. Höher und höher stieg das Haupt, höher schlug sein Herz, es überkam Ludwig das Gefühl unsagbaren Glückes und gerechten, heiligen Stolzes, das Gefühl des Glückes und Stolzes, der Sohn eines echten, deutschen Meisters zu sein. Wie das Haupt über der Höhe der Verbindung angelangt war und sich langsam auf sein Rastlager niedersenkte, da ließ er sich noch von einem Arbeiter einen Schraubenschlüssel hinaufreichen, um das letzte Schraubengewinde fest anzuziehen, auf daß die deutsche Kaiserkrone dort oben auf ihrer luftigen, sonnumschimmerten Höhe festhalte durch die Stürme aller Zeiten, und dann erfaßte er die höchste oben auf dem Gerüste flatternde deutsche Fahne und ein Schrei rang sich frei aus seiner Brust, ein

Schrei der Freude, wie er ihn noch nie in seinem Leben ausgerufen hatte:

„Fertig! Hurrah! Hurrah! Hurrah!“

Und: „Hurrah!“ schallte es ihm entgegen aus Tausenden von Kehlen. Die Bopparder Studenten fingen die Wacht am Rhein zu singen an und alles sang entblößten Hauptes mit, die Gäste, die Arbeiter und die Kinder, ja der Ruf brauste wie Donnerhall über den Niederwald, über den ganzen Rheingau, ja, so weit die deutsche Zunge klingt.

Als Ludwig von Miller hochatmend und mit vor Aufregung und Freude gerötetem Antlitz vom Gerüste herabstieg, da brauste auch ihm ein donnerndes Hoch entgegen; Hunderte von Händen streckten sich ihm zu und Weinbecher mit bester Rüdesheimer Auslese gefüllt wurden ihm dargereicht, auch die wackeren Arbeiter bekamen einen guten Tropfen zu kosten.

Nachdem die Aufstellung der Germania glücklich vollendet war, folgte jene der beiden Seitenfiguren; die, welche den Krieg versinnbildlichte, war von den deutschen Veteranen gestiftet worden, jene des Friedens von den Akademikern. Der junge Erzgießer Lenz brachte sie, von denen jede aus fünf Stücken zusammengesetzt 130 Zentner wog, von Nürnberg mit und leitete ebenfalls selbst die Aufstellung. Bayern war aufs ehrenvollste somit an dem Gesamtkunstwerk vertreten, denn auch diese beiden Figuren gereichten wie die Germania ihrem Gußmeister zum Ruhme und dem Gesamtwerk zur höchsten Zierde. Im Laufe des Septembers wurde das Hauptrelief, Kaiser Wilhelm I. zu Pferd, umgeben von den Helden des Krieges, und die Gruppe, darstellend, wie Vater Rhein der jugendlichen Mosel das Wächteramt an Deutschlands Grenzmarken übergibt, beide aus der Bierlingschen Gießerei zu Dresden, in den Sockel eingesetzt. Den Beschluß bildeten die beiden Seitenreliefs, den Abschied beim Ausmarsch und die frohe Heimkehr nach dem Siege in ergreifenden, lebensvollen Gruppen verewigend. Mit Vorsicht und Ruhe mußte das schwere Gerüst abgenommen werden, daß kein Teil des figurenreichen Kunstwerkes verletzt wurde. Endlich stand

Niederwalddenkmal mit der Germania
während des Abbrechens der Gerüste.

es in allen Teilen fertig und vollendet im doppelten Sinne des Wortes da und harrte der Enthüllung durch den deutschen Kaiser selbst.

Wochenlang regten sich in Rüdesheim geschäftige Hände, um den Kaiser mit seinem Gefolge von Fürsten und Feldherrn und die Vertretungen von ganz Deutschland in würdiger Weise zu empfangen. Die rheinischen Künstler bauten ein Festportal, die Küfer und Winzer eine Pyramide von Weinfässern, deren Auf-

bau größer war als jener des alten Fasses von Heidelberg. Die Stadt baute einen Empfangstempel, eine eigene riesengroße, bewimpelte Halle wurde aufgestellt. Auch drüben auf dem Rochusberg wuchs eine volksfestartige Budenstadt aus dem Boden und Aßmannshausen rüstete sich ebenfalls zum Empfang der Gäste, die rheinaufwärts kamen und durch den prächtigen Buchenwald über die Rossel her zum Feste wandern wollten. Die Bahn bereitete 45 Extrazüge vor. Die Schiffahrtgesellschaften schmückten Dampfer und Schleppboote zur Herfahrt und großen Schiffsparade.

Graues, schweres Herbstgewölk zog über den Rheingau dahin; die Glocken von nah und fern rings um Rüdesheim und mächtig widerhallender Kanonendonner verkündeten den Morgen des 28. September 1883, des historisch für alle Zeiten denkwürdigen Tages der Enthüllungsfeier. Schiff an Schiff kam von rheinabwärts, rheinaufwärts und vom Nahetal her nach Rüdesheim gefahren und warfen ganze Menschenwogen an das festlich geschmückte Ufer, Eisenbahnzug an Eisenbahnzug rollte heran und schwarz von der Menschenmasse waren die Bahnhöfe von Rüdesheim und Aßmannshausen. Manches Auge sah besorgt zum Himmel, von dem leichte Regenschauer herniederrieselten. Die Sonne lag in schwerem Kampf mit dem Gewölke. Ob sie wohl siegen werde? Wagen an Wagen fuhr durch den Wald von fahnenumflatterten und mit Girlanden verbundenen Masten, die die Bergstraße zum Denkmal hinauf einsäumten. Die Schuljugend sammelte sich, die Mädchen in die deutschen Farben gekleidet, die Knaben in Turner- oder Matrosenanzügen; die Vereine, welche mit der Jugend bis zum Denkmal hinauf Spaliere bilden sollten, marschierten unter klingendem Spiele oder frischfröhlichen Turnergesängen heran. Manche Brust zierte das Eiserne Kreuz, die Uniformen aller Waffengattungen wurden sichtbar. Die Fahnen mit ihren prachtvollen Bildern und Stickereien, darunter das schildförmige Bundesbanner, das König Ludwig II. den bayerischen Kriegern gespendet hatte, wurden bergan getragen. Die Reckengestalten der Leibkompagnie des ersten Gardegrenadier-

regiments, befehligt vom Prinzen Wilhelm von Hohenzollern, stellten sich als Ehrenwache um das Denkmal. Vor der Gestalt des Krieges sammelten sich die Bundesvorstände der Veteranenvereine, vor der Friedensfigur die Chargierten der Studentenkorps in voller Wichs mit blinkendem Schläger. Um das Kaiserzelt standen Generäle, die höchsten Beamten des Reiches, die Abgeordneten, die Schöpfer des Denkmals, darunter Professor Schilling mit seinen beiden Töchtern, Professor Weißbach und Ferdinand und Ludwig von Miller.

Um elf Uhr verkündeten Böllersalven und Glockengeläute, daß unten an der Geisenheimer Landstraße der Extrazug des Kaisers angelangt sei, darauf rief's der Jubelschrei von Tausenden von Kindern, daß des Kaisers Bergfahrt begann. In den Kinderjubel mischte sich bald das „Gut Heil" der Turner und „Hurrah" der Veteranen. Immer lauter und lauter schwoll das Rufen an, je höher der Zug heraufkam, wie ein näher und näher brausender Gewittersturm. Nun bogen die Bonner Husaren auf ihren schmucken Pferden bei dem Festplatze ein, die Festfanfaren ertönten. Der greise, trotz seiner sechsundachtzig Lebensjahre immer noch rüstige Heldenkaiser entstieg dem Wagen, mit ihm die stattliche, damals in ihrer vollen Mannesschönheit und Manneskraft noch ungebrochene Hünengestalt des Kronprinzen Friedrich Wilhelm; er stand in seiner Kürassieruniform da wie ein Ritter aus alter Zeit. Ihnen folgte der König von Sachsen, der Großherzog von Baden, der Abgesandte des Königs Ludwig von Bayern, Prinz Luitpold, der spätere Prinzregent von Bayern. Ihnen schlossen sich an eine Reihe von Fürsten des ganzen Deutschen Reiches; sie sammelten und stellten sich um den Kaiser wie bei dessen Proklamation im Spiegelsaal zu Versailles am 18. Januar 1871. Auch Feldmarschall Graf Moltke, der große Schlachtenlenker, war anwesend; nur einer fehlte: Fürst Bismarck, den schweres Leiden vom Kommen zurückhielt. Nachdem der Kaiser von Damen mit Versen und Blumen begrüßt worden war, verkündete ein Kanonenschuß allen Orten des weiten Rheingaues den eigentlichen Beginn der Enthüllung. Alles vereinigte sich in weihevollem

Aufblick zum Geber alles Guten auf Erden, die Musiken stimmten den Choral an:

„Nun danket alle Gott!“

Und wieder läuteten auf den Höhen und in den Tälern die Glocken, und von oben vom Denkmal bis hinab zum Rhein standen Tausende entblößten Hauptes und beteten. Der Choral war beendet und stille wurde es im weiten Umkreis. Der Oberpräsident von Wiesbaden, Graf Botho von Eulenburg, hielt die Festrede, die mit folgenden herrlichen Worten begann:

„Nun laßt die Glocken von Turm zu Turm
Durchs Land frohlocken im Jubelsturm!
Des Flammenstoßes Geleucht facht an!
Der Herr hat Großes an uns getan!

So hallte es wider im ganzen deutschen Vaterland, als der Sieg erkämpft, Deutschland geeinigt, das Reich neu erstanden und durch den ruhmvollen Frieden des Errungenen besiegelt ward. Das Hochgefühl, welches die Brust jedes Deutschen durchbebte, verlangte einen ebenbürtigen Ausdruck, ein bleibendes Zeichen des Dankes und der Freude, ein Vermächtnis an die Zukunft. Deutschlands Erhebung durch Kriegs- und Friedenstat, durch Waffensieg und politische Wiedergeburt, seine Einigung, die Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches — das soll durch ein Nationaldenkmal gemeinsam verherrlicht werden. Es darf nur da seinen Platz finden, wohin beim Ausbruch des Krieges des deutschen Volkes Zorn und seine Begeisterung in unwiderstehlichem Strome sich ergossen, wo Deutschlands Wacht war, muß Deutschlands Ehrendenkmal sich erheben.“

Der Redner schilderte dann die Entstehungsgeschichte des Denkmals mit wärmstem Dank an dessen Meister. „Die deutschen Erzgießer“, so setzte er dabei seine Rede fort, „ließen die mächtigen Gestalten und Bildwerke des Denkmals lebensvoll, wie der Meister sie geschaffen, aus dem Gips wiedererstehen. Gleich gelungen erwuchsen in Erz die Gestalten des Krieges und des Friedens in Nürnberg, die Bilder in Dresden, Lauchhammer und Berlin. Aus München aber kam und brachte die

Krone mit, — stolz und sicher trug sie von Worms her der Rhein: Die Germania. Hoch über dem Wald zum Himmel ragend, krönt sie in erhabener Schönheit das Denkmal."

Bei diesen Worten war mancher freundlicher, begeisterungs- und dankeserfüllter Blick auf die beiden Söhne Ferdinand von Millers, auf Ferdinand und Ludwig gerichtet, manche Hand winkte ihnen mit herzlichem Gruße zu. Ihnen standen die hellen Tränen der Freude in den Augen. O wenn das der Vater hätte mitmachen und mitansehen können, er der Vorkämpfer der deutschen Meisterschaft! Nun hatte Deutschland gesiegt; die Zeiten waren vorbei, daß ein welscher Meister ein deutsches Nationaldenkmal vollenden mußte. Jetzt galt in Deutschland deutsche Arbeit.

Im gleichen Jahre, da man die Germania enthüllte, hatte der größte Musikdramatiker Deutschlands, der die Gesänge der den Nibelungenhort behütenden Rheintöchter erlauschte, Richard Wagner, die Augen geschlossen. In einem seiner schönsten Werke läßt er den biederen Hans Sachs vor das festlich versammelte Volk treten und ihm zurufen:

„Ehrt eure deutschen Meister,
Dann bannt ihr gute Geister!"

Fürwahr ein schönes Wort. Ein heiliges Vermächtnis, dessen Mahnung das deutsche Volk zu erfüllen hat immerdar. Und heute wurde es erfüllt wie nie zuvor, heute wurden deutsche Meister geehrt wie nie zuvor, vor dem Kaiser und allen Fürsten des Deutschen Reiches, vor Tausenden von Arbeitern und Helden der Vergangenheit wie vor der hoffnungsvollen Jugendkraft der Zukunft, heute wurden Meister geehrt vor der Festversammlung auf dem Niederwalde wie vor der ganzen darauf lauschenden Welt, es wurden geehrt nicht nur die Meister der Kunst selbst, sondern auch des Handwerks, vor allem aber die Meister jener Zunft, welche Kunst und Handwerk zu gemeinsamen unsterblichen Schöpfungen verbindet, die Meister des Kunstgewerbes. Und wenn man soeben der blutigen Siege auf den Schlachtfeldern gedachte

und der Redner Graf Botho von Eulenburg im Verlauf seiner weiteren Rede an den schmerzvollen Abschied und die siegreiche Heimkehr erinnerte in Hinweis auf die Bildnisse und wenn er der Paladine des neuen Deutschen Reiches gedachte, deren Bildnisse noch im Mittelrelief des Denkmals verhüllt waren, so kam doch auch den meisten in dieser feierlichen Stunde die Erkenntnis, daß neben dem blutigen Kampfe der Krieger ein friedlicher Kampf einherschritt, ohne dem nicht jenes hehre und gewaltige Siegesdenkmal aufgerichtet hätte werden können, der Kampf und Sieg der deutschen Kunst, des deutschen Handwerks und des deutschen Kunstgewerbes, und die meisten wurden sich bewußt, daß auch dieser Kampf seine Heldenführer und Paladine hatten, die wohl auch auf dem Denkmal ein Reliefbildnis verdient hätten. Von diesen Heldenführern und Paladinen war aber der besten und ersten einer, der schlichte und einfache Uhrmacherssohn des oberbayrischen Marktfleckens Fürstenfeldbruck, der am Tage der Völkerschlacht von Leipzig geboren wurde, der Erzgießer Ferdinand von Miller, dessen Söhne von München die Germania mit der Reichskrone zum Niederwalddenkmal mitgebracht hatten. Wenige Tage vor der Denkmalsenthüllung war er in München am Begrüßungsabend des 2. deutschen Kunstgewerbevereinskongresses „Der deutsche Kunstgewerbefeldmarschall Moltke-Miller" genannt worden, „der die Franzosen aus Deutschland hinausgetrieben und dafür deutsche Eigenart und Kraft an ihre Stelle gerufen" habe.

Der Oberpräsident von Wiesbaden schloß seine Rede mit den bedeutsamen Worten:

„Des Friedens starke Hüter, Kaiser und Reich, faßten die Kräfte des Volkes zusammen zu harmonischer Wirkung, machten die Bahn frei für ihre Entfaltung auf dem Gebiete der Wohlfahrt, Freiheit und Gesittung. An Kaiser und Reich richtet der Volksgeist sich auf, um über den Sorgen und Mühen des Tages, über den Kämpfen der Parteien der gewonnenen nationalen Güter sich zu freuen und sie hoch zu halten. Solches ist das Erbe jener großen Zeit, an den künftigen Geschlechtern ist es, sie zu bewahren. Im Vertrauen auf Gott wird es ihnen gelingen,

wenn sie die deutsche Einigkeit aufrecht erhalten im Bunde mit deutschem Mut und deutscher Treue, der Treue zu Kaiser und Reich. Dem Reiche übergeben wir das Nationaldenkmal und bitten für dasselbe um des Kaisers Schutz und Schirm. Möge es feststehen und ragen bis in die fernsten Zeiten, in Ehren gehalten von einem freien und einigen, glücklichen Volke. Mögen die Nachkommen freudig Gehör geben und sich erheben an dem, was das Denkmal kündet, mögen sich von Geschlecht zu Geschlecht die Gefühle forterben, welche uns heute erfüllen, von denen beseelt wir begeisterungsvoll rufen: Heil Deutschland! Heil dem Kaiser! Hoch Kaiser und Reich!"

Und tausendstimmiges Hoch umbrauste den Kaiser und die ihn umgebenden Fürsten. Wie selbst aus Erz gegossen war der Kaiser während der Rede dagestanden. Nur als der auf dem Schlachtfeld Gefallenen gedacht wurde, übermannte ihn tiefinnerste Bewegung, da weinte der Kaiser. Als ihn aber nun unter den nichtendenden Hurrah- und Hochrufen Landesdirektor Sartorius bat, das Zeichen zur Enthüllung des Kaiserbildnisses zu geben, da hatte er seine Ruhe und Fassung wieder gewonnen. Lautlose Stille trat wieder ein, nur vom Rheine herauf hörte man das frohe Jubelrufen der Menge und von den Höhen fernes Glockengeläute.

Kaiser Wilhelm I. sprach: „Wenn die Vorsehung ihren Willen zu wichtigen Ereignissen auf Erden kundgeben will, so wählt sie dazu die Zeit, die Länder und die Werkzeuge, um diesen Willen zu vollbringen. Die Jahre 1870 und 1871 waren eine Zeit, in welcher solcher Wille geahnt wurde. Das bedrohte Deutschland erhob sich in Vaterlandsliebe wie ein Mann und das Werkzeug ward, seine Fürsten an der Spitze, das deutsche Volk in Waffen. Der Allmächtige führte diese Waffen nach blutigen Kämpfen von Sieg zu Sieg und Deutschland steht in Einheit in der Weltgeschichte da. Millionen Herzen haben ihre Gebete zu Gott erhoben und ihm für diese Gnade ihren demütigen Dank dargebracht und ihn gepriesen, daß er uns für würdig befand, seinen Willen zu vollziehen. Aber für die spätesten Zeiten

will Deutschland diesem Dank bleibenden Ausdruck geben, in diesem Sinne ist das vor uns stehende Denkmal geschaffen, das nun enthüllt werden soll. Und mit den Worten, die ich hier bei der Grundsteinlegung sprach, welche nach den Befreiungskriegen von 1813 bis 1815 in eiserner Schrift der Nachwelt mein Vater, weiland König Friedrich III., hinterließ, weihe ich dieses Denkmal: Den Gefallenen zum Gedächtnis, den Lebenden zur Anerkennung, den kommenden Geschlechtern zur Nachahmung! Das walte Gott!"

Der Kaiser entblößte sein Haupt und gleichzeitig fiel die Hülle am Hauptbildnis der Germania, im gleichen Augenblicke aber — es war, als ob der Himmel auf dies feierliche Ereignis gewartet hätte — da durchbrach die Sonne das schwere düstere Gewölk und übergoß alles, das Denkmal selbst und die Versammlung, die strahlenden Uniformen und Festgewänder, die Wimpeln und Kränze mit einer hellauflodernden und aufbrandenden Flut von Glanz und Licht. Jetzt kannte der Jubel keine Grenzen mehr, die Musiken begannen zu spielen:

„Es braust ein Ruf wie Donnerhall!"

und alles hub zu singen an und der Gesang pflanzte sich fort die ganze Bergstraße hinab bis nach Rüdesheim und von den Schiffen klang es unter dröhnenden Salutschüssen herauf:

„Lieb Vaterland magst ruhig sein!"

Und herüber scholl's vom Nahetal und vom Rochusberg unter dem Läuten der Glocken:

„Fest steht und treu die Wacht am Rhein!"

Noch immer stand oben an den Stufen des Denkmals, sinnend und schweigend der Kaiser, wohl dachte er wie weiland Rudolf von Habsburg vergangener Zeiten. Aber er barg nicht der Tränen stürzenden Quell in des Mantels purpurne Falten, er trug nur seinen schlichten Waffenrock und weinte nicht mehr, aber wie er dann vom Portal der Germania herniederstieg und seinem Sohne die Arme entgegenstreckte, und wie dieser ihm um den Hals fiel und an die Brust sank, da war gar mancher der Männer unter denen, die die beiden Helden umstanden, dem

die eben noch hellaufjauchzende Stimme brach vor innerster, tiefster Ergriffenheit. Dort aber bei Schilling und Weißbach standen die beiden Brüder Miller, unwillkürlich faßten sie sich gegenseitig die Hände, und diese Hände, von denen die eine das blanke Schwert vor Paris geschwungen und die andere die Krone hier an der Germania festgenietet hatte, sie zitterten.

Nochmals bestieg der Kaiser die Stufen des Denkmals, um mit kurzen aber aus innerstem Herzen kommenden Worten allen zu danken, welche an der Entstehung und Vollendung mitgewirkt hatten, freundlich immer wieder nach allen Seiten grüßend verließ der Kaiser den Festplatz. Er fuhr hinab durch den Engerweg, den Graben und die Rheinstraße zu dem ihm zu Ehren gebauten Kaiserpavillon. Dort begrüßten ihn die Stadträte von Rüdesheim; eine Festjungfrau überreichte ihm einen Ehrentrunk und zwar aus dem Pokal, den seiner Zeit König Ludwig I. von Bayern, der „Teutsche", dem Dichter Becker für das Lied geschenkt hatte:

„Sie sollen ihn nicht haben
Den freien deutschen Rhein!"

An der Rheinhalle hießen die Abordnungen von Bingen und Mainz den Kaiser willkommen.

Darauf folgte eine Parade, wie sie der oberste Kriegsherr Deutschlands in ihrer Art wohl noch nie entgegengenommen hatte. Alle Schiffe, welche im Festschmuck zum Weihetag gekommen waren, fuhren an ihm vorüber. Aus jedem riefen Hüte und Tücher schwenkende Männer und Frauen ihm ihr Hoch und Hurrah entgegen, Musiken spielten, Rheinlieder wurden gesungen, Böllersalven losgeschossen. Noch war die Vorbeifahrt der Flottille in vollem Gange, als, nachmittags drei Uhr, für den Kaiser die Rückfahrtstunde schlug.

Als die hohen Herren sich zur Abfahrt bereit machten, rief der Großherzog von Baden aus und er hat es allen Deutschen an diesem Tage aus der Seele gesprochen: „Wie herrlich, daß der Kaiser diesen Tag erlebt hat." Der Kaiser selbst aber sprach vor der Abfahrt noch zu den Rüdesheimer Festleitern:

„Ich danke Ihnen für die schönen Worte, die Sie an mich gerichtet haben, aber Sie dürfen nicht vergessen, daß alles, was wir hier auf Erden leisten, von oben kommt, und daß auch ich nur ein Werkzeug gewesen bin in der Hand Gottes."

Die Tausende, die auf und am Fuße des Niederwalds, auf den Schiffen des Rheins und auf den Höhen des Rochusberges der Feier angewohnt, kehrten heimwärts und berichteten mit leuchtenden Blicken ihren Kindern und Kindeskindern, was sie gesehen und was sie erlebt hatten. Die beiden Söhne des Münchener Altmeisters der Erzgießekunst kehrten auch heim zu ihrem Vater und erzählten ihm eine Geschichte, die einmal ein Traum gewesen, sein Traum, und die jetzt zur Wahrheit geworden war.

XX.

Feierabend.

Mit der Vollendung und Enthüllung der Germania auf dem Niederwalde hatte das Lebenswerk Ferdinand von Millers eine Krönung und einen Abschluß gefunden, wie er ihm schöner und größer nicht anders zuteil werden konnte. Auch Ferdinand von Miller war ein Werkzeug in der Hand Gottes und wahrlich keines, das der Meister aller Meister verwarf. In der Zinngießerei des Glasermeisters Perzl hatte das Kind die ersten spielenden Versuche seines Lebenstagewerkes begonnen, mit dem Guß der Germania, über den segnend Vater Miller die Hände hielt und den die Söhne, ausgestattet mit dem nieversagenden Rat und dem reichen Erfahrungsschatze des Vaters, durchführten, hatte er es vollendet und er pries dafür den Namen des Herrn.

Sein Leben, und er fühlte wohl, daß es nicht mehr zu lange dauern werde, sollte nur mehr dazu dienen, seinen Mitmenschen und seiner Familie das geistige Vermächtnis seines menschlichen Daseins und Wirkens zu geben.

In den Tagen, da sein Sohn Ludwig in Rüdesheim die Germania aufstellte, hatten sich in München die Teilnehmer des 2. deutschen Kunstgewerbevereinskongresses zur Tagung versam-

melt, es war eben jener Kongreß, bei dessen Begrüßungsabend Miller der Moltke des deutschen Kunstgewerbesieges genannt wurde. Ferdinand von Miller wurde der Ehrenvorsitz übertragen. Obwohl gebeugt von der Last der Jahre und verschiedener schwerer Krankheiten, war sein lebhafter Geist noch ungebrochen und er hatte noch immer das Wort in der Gewalt. Und wie Moltke auf den Höhen vor Sedan auf einmal sein Schweigen aufgab und seinen Kriegsherrn zum größten Sieg des Jahrhunderts beglückwünschte, wie der große Tondichter Richard Wagner bei der Erstaufführung seiner „Nibelungen" im Bayreuther Festspielhaus sagen konnte: „Hier haben Sie eine deutsche Kunst," so konnte der Vater der neuen deutschen Kunstgewerbebewegung, der sie mit der Münchener Kunstgewerbeausstellung 1876 in sieghafter Weise eingeleitet hatte, mit Stolz und Freude diese Versammlung mit den Worten eröffnen:

„Wir haben im Sturmschritt dem deutschen Kunstgewerbe die Achtung errungen. Wir brauchen nicht sehr weit zurückblicken auf die Zeit, in der man allgemein glaubte, wollte man etwas, was dem Kunstgewerbe angehörte, schön, gut und geschmackvoll haben, so müßte man das aus dem Auslande beziehen. Wir haben in ganz Deutschland jetzt Vereine von Künstlern und Handwerkern, die den Austausch der Meinungen, gegenseitige Belehrung, die Vermittlung zwischen Kunst und Handwerk so wesentlich erleichtern und ich bin überzeugt, daß sich solche Vereine immer mehr und mehr über ganz Deutschland verbreiten werden. Wir haben jetzt in allen deutschen Staaten Schulen, welche den jungen Handwerker mit allen nötigen Kenntnissen ausrüsten. Und mit einem gewissen Stolz behaupte ich, daß es keine Aufgabe des Kunsthandwerks mehr gibt, die nicht in unseren deutschen Kunstwerkstätten gelöst werden könnte."

An diese Worte der Genugtuung und Anerkennung deutscher Arbeit knüpfte er aber auch eine ernste Mahnung an Deutschlands Männer und Frauen: „Aber auch heute noch sind viele Wunden zu heilen, gar manches zu verbessern. Ich habe gesagt, es ist jetzt anders geworden und doch begegnet uns noch so oft der

traurige Anblick, daß deutsche Männer, welche die Mittel haben und vor allem berufen wären, das deutsche Kunsthandwerk zu fördern, ihre Räume mit fremden Werken schmücken und teuer bezahlen, was sie bei uns auch haben können. Ich habe oft gedacht, wo ist er denn geblieben, dieser Stolz unserer alten Patrizierfamilien, unserer deutschen Geschlechter, die ihren Reichtum dazu verwendeten, daß sie die Werke der Kunst und der Kunstindustrie schaffen halfen und dadurch der Mit- und Nachwelt Bewunderung sich errangen? Wie schwierig ist es nicht, unsere Frauen von dem Wahne zu heilen, daß der fremde Putz, der fremde Schmuck ihnen viel besser stehe, als der deutsche und doch könnten die Frauen so unendlich viel für das Gedeihen unseres deutschen Kunsthandwerks mitwirken. Ich möchte die Namen der deutschen Frauen, die sich nur mit deutschen Arbeiten schmücken, in eherne Tafeln eingraben, und ich hoffe, daß es unserem innigen Zusammenwirken gelingen werde, diese Frauen allmählich zur Überzeugung zu bringen, daß die deutsche Arbeit viel mehr putzt und ehrt, als die französische. Wir dürfen nicht davon ablassen, dafür zu wirken, daß der Sinn, das Verständnis, die Liebe zum Schönen das Gemeingut des ganzen deutschen Volkes werde."

Diese Mahnung an das deutsche Volk verhallte nicht ungehört, manche deutsche Frau holte sich von nun an ihren Schmuck bei einem deutschen Goldschmied oder aus der verachtet gewesenen Truhe ihrer Ahnfrau hervor und fand ihn auf einmal kostbar und schön, viel schöner als welschen Tand und mancher deutsche Schloßherr ließ wieder in die erblindeten Putzenscheiben in der Kemenate seiner Stammburg Licht und Sonnenschein hereinfallen.

Bald nach diesem Kongreß und der Enthüllung des Niederwalddenkmals jährte sich wieder der Tag der Völkerschlacht von Leipzig und damit der Geburtstag Ferdinand von Millers, es war sein siebzigster. König Ludwig, der begeistertste Freund der Kunst, der durch die Wittelsbacher Landesstiftung beim 700jährigen Jubiläum seines Königlichen Hauses 1880 der Pflege des Kunstgewerbes einen dauernden Unterstützungsfonds zuführte, sendete seinem oftmaligen Berater in Fragen der Kunst ein herzliches

Handschreiben. Der Kaiser ließ durch Kultusminister von Goßler „dem verdienstvollen Förderer deutscher Kunst und deutschen Kunstgewerbes" seine Glückwünsche entbieten. Unter den Gratulanten befand sich auch Prinz Luitpold, den wie seinen Vater innige herzliche Freundschaft mit dem Hause Miller verband, eine Freundschaft, die er ihm bewahrte bis zu seinem Tode und die er im reichsten Maße auf seine Söhne übertrug. Unzählige Telegramme liefen ein, Deputation auf Deputation erschien im Millerschen Hause in der Nymphenburgerstraße. Eine Serenade wurde dem Gefeierten dargebracht, an der sich über zweitausend Fackelträger beteiligten und im Löwenbräukeller, wo er darauf unter den Tausenden der Festzugteilnehmer erschien, wurden ihm jubelnde Ovationen dargebracht. Der Bayerische Kunstgewerbeverein überreichte ihm eine kostbare Adresse, in welcher für alle Zeiten geschrieben steht:

„Bewundernd blicken wir zurück auf das rastlose Wirken und die bleibenden Taten Ihres Lebens, das zusammengefaßt in ein Ganzes gleich einem herrlichen, wohlgelungenen Erzgusse das Bild eines Mannes zeigt, der zu den Zierden seines Volkes gehört, den zu besitzen ganz besonders der Stolz unseres engeren Vaterlandes und der Stolz Münchens ist. Sie haben sich selbst durch Ihre Vergangenheit das schönste und unvergänglichste Denkmal gesetzt. Reichsten Dank legen wir Ihnen als dem Manne zu Füßen, dessen Name auf das engste mit dem Aufblühen und dem Ruhme des Bayerischen Kunstgewerbevereins verknüpft — dem es vor allem zu verdanken ist, daß derselbe eine für die gesamte Kunstindustrie Deutschlands bahnbrechende Entwickelung genommen hat." —

Auf kirchlichem Gebiete entwickelte sich in München in den achtziger Jahren eine große Bautätigkeit. München, das, als der Brucker Uhrmachersson dorthin kam, erst 80 000 Einwohner zählte und zu dem die Wiesen und Felder damals noch bis zum Bahnhof hereinreichten, war zu einer Stadt von einer Viertelmillion Einwohner angewachsen und das Weichbild der Stadt hatte sich so ausgedehnt, daß es überall bis zu den Vororten heran-, ja über

Ferdinand von Miller. Unretuschierte Photographie um die Zeit seines 70. Geburtstages.

sie schon hinausreichte. Die Erzgießerei lag zur Zeit Stiglmaiers weit außerhalb der Stadt, jetzt lief neben ihr schon eine Straße bis nach Nymphenburg hinaus mit vielen Nebenstraßen. An allen vier Enden der Stadt sollten nun in den neuen Bezirken auch neue Kirchen und Pfarreien entstehen, katholische und protestan-

tische. Es bildeten sich Baukommissionen und Kirchenbauvereine; auch Ferdinand von Miller gehörte mit seinen Söhnen denselben an und waren sie ihnen durch Rat und Tat behilflich. Besonders lag Ferdinand von Miller die Sorge für das Westendviertel der Stadt am Herzen, das bis jetzt keine Kirche hatte als die Basilika oder das bescheidene Dorfkirchlein von Neuhausen. Er schenkte den Platz für die Bennokirche her, der heute Ferdinand von Millerplatz heißt. Ein schöner romanischer Bau erhebt sich nunmehr auf diesem Platze, dessen Einweihung sein Stifter leider nicht mehr erlebte. Ein Epithaphium in Bronce von der Hand des Sohnes Ferdinand mit dem wohlgetroffenen Bildnis des Meisters Erzgießer im Schurzfell soll künftig an den Stifter des Kirchenplatzes und eifrigsten Förderer des Kirchenbaues erinnern.

Noch eine Ehrung lag Ferdinand von Miller sen. besonders am Herzen, es nahte der hundertste Geburtstag König Ludwigs I., dem er so vieles zu danken hatte. Dieser Tag sollte seiner würdig begangen werden. Um das Volk für das Fest zu begeistern, wurde eine eigene Versammlung im Löwenbräukeller anberaumt, aber gerade an diesem Tage wurde Ferdinand von Miller von seinem Asthmaleiden besonders schwer befallen. Nichts, was seine Frau und seine Töchter zur Linderung brachten, wollte helfen, nicht die Digitalistropfen, die Wilhelm ihm einflößte, nicht die elektromatteischen Pillen, auf die besonders Julie ihr Vertrauen setzte; Miller saß angekleidet in seinem Lehnstuhl und atmete schwer, und wenn er wieder genug Luft bekam, dann seufzte er auf: „Gerade heute, gerade heute!“

„Ferdinand, geh hinein und sieh, ob viele Leute im Löwenbräukeller sind!“

Ferdinand ging hinein. Als er wiederkehrte, fragte ihn der Vater begierig, wie es dort wäre.

„Ja, es sind schon Leute dort!“

„Mach keine Umschweife! Gib mir den Trost, daß sie meinen guten, alten König noch mögen!“

„Vater, sie mögen ihn noch. Sie stehen Kopf an Kopf in der Halle.“

„Dann — dann — Wie viel ist's?“

„Es ist bald acht Uhr.“

„Dann muß ich hin!“

„Aber Vater, es geht ja nicht. Du bist zu krank,“ riefen besorgt die Töchter zusammen.

„Es muß gehen! Ich muß dabei sein!“

„Es ist dein Tod! — Die Aufregung! — Du kannst sie nicht mehr ertragen!“

Aber schon stand er da, schon griff er nach Hut und Stock.

„Laßt mich, und wenn's mein Tod ist!“

Es half kein Bitten und Beschwören und endlich sagte Wilhelm selbst: „Laßt ihn! Sein Wille und seine Begeisterung hebt ihn über Krankheit und Tod.“

Und er hatte recht. Als er in den Saal des Löwenbräukellers kam und unter Jubelrufen und Händeklatschen sofort die Rednerbühne bestieg, da war alle Atemnot verflogen und kein Mensch, der nicht an diesem Tage an seinem Krankenstuhl gestanden, konnte ahnen, daß er noch vor einer halben Stunde mit dem Erstickungstode gekämpft hatte; denen aber, die es wußten, stockte selbst der Atem, war es doch wie ein Wunder, als er mit lautschallender Stimme das Wort ergriff und in flammender mehr als einstündiger Rede des verstorbenen König Ludwigs gedachte. Alles stand im Banne seiner begeisternden Rede, „der alte Miller war wieder jung geworden.“

Und unbeschreiblich war der Beifall, der ihn umbrauste, als er geendet hatte. In bebender Angst hatten daheim die Gattin und Töchter gewartet, jetzt kam er zurück, seine begeisterten Gedanken noch mit den lebhaften Bewegungen seiner Hände begleitend. Sie stürzten auf ihn zu, ihn zu halten und zu stützen.

„Gott sei Lob und Dank, daß du wieder da bist! Wie ist's dir? Wie geht's?“

Er aber wehrte ab. „Laßt mich! Ich bin nicht mehr krank.“

Er schickte die Besorgten zu Bette, setzte sich selbst aber an den Schreibtisch und entwarf noch in derselben Nacht den Entwurf für die König Ludwigs-Zentenarfeier. Ein Festzug sollte durch die Stadt ziehen, wie sie ihn seit der Bavariaenthüllung nicht mehr wiedergesehen hatte und abends sollte eine römische Girandola, wie sie der König oft in Rom selbst auf dem Monte Pincio gesehen, die Bavaria mit einer Gloriole umstrahlen. Schon am andern Morgen schickte er den Programmentwurf an das Komitee und er sollte auch der Festfeier zu Grunde gelegt werden; diese selbst aber erlebte er nicht mehr; sie wurde auf zwei Jahre verschoben, die entsetzliche Katastrophe vom Pfingstfest 1886, der Tod König Ludwigs II., kam dazwischen.

Das Jahr 1886 ging zu Ende und das neue Jahr brachte schöne sonnige Wintertage. Aus den Bergen lief ein echtes und rechtes Hochzeitsladeschreiben nach gutem altem Brauche ein. Ein Neffe Ferdinand von Millers feierte seine Hochzeit mit einer Tochter des Bergvolkes; der ganze Ort nahm freudigen Anteil daran; es sollte eine „große Hochzeit" werden, wenn sie auch Braut und Bräutigam in schlichter Einfachheit abhalten wollten.

„Da müssen ein paar hin!" sagte Vater von Miller zu seinen Söhnen und Ferdinand und Ludwig fuhren mit eigenem Schlitten in die Berge. Hochbefriedigt und vergnügt kehrten sie nach Hause zurück. Sie mußten dem Vater alles erzählen; es war ein schöner Abend, wie er im Lehnstuhle saß und mit stiller Freude ihres Berichtes lauschte. Nichts lieber hörte er, als daß in Stadt und Land doch noch guter alter Heimgebrauch in Ehren gehalten wurde und das vernahm er hier. Auch Fritz saß im häuslichen Kreis, doch als sie so gemütlich bei dem Bilde der Flucht nach Ägypten, einer edlen Kopie Kaulbachs saßen, flüsterte Schwester Anna Fritz etwas ins Ohr. Er empfahl sich bald, denn seine Gattin hatte ihn heimrufen lassen. Voll Angst kam sie ihm entgegen.

„Unser Benno hat arges Fieber! Ich fürchte, wir müssen noch den Arzt holen lassen!"

Der Arzt kam, untersuchte genau das Kind und zuckte bedenklich die Achsel. Er verschrieb etwas und sagte, er werde bald, und zwar noch in der Nacht wieder kommen. Fritz begleitete den Arzt, da sagte er mit bedenklicher Miene:

„Herr Professor, ich bedaure, Ihnen sagen zu müssen, das Kind ist äußerst bedenklich krank, es hat die Diphtherie."

Wohl kam der Arzt noch in der Nacht und auch andern Tages öfter und brachte Assistenten mit; sie umstanden das Kind, aber helfen konnten sie alle nicht mehr, die sorgsamste Pflege war umsonst. Im Engelsalter von einem Jahre hauchte es seine reine Kinderseele aus.

Es war schon späte Abendstunde geworden, als es Fritz selbst zwischen den Blumen ins Särglein legte; er war still und schaute schweigend auf das schneeweiße Antlitz des Kindes, das ihm so freundlich zulächelte, als ob es sagen wollte: „Laß mich, wo ich weile! Ich bin dessen zufrieden."

Da klopfte es ans Fenster. Christoph stand draußen und aus seinen großen Augen schaute Schrecken und Schmerz zugleich. Er stammelte:

„Komm mit! Der Vater stirbt!"

Fritz ließ Kind und Haus zurück und eilte ins Elternhaus vor. Als er kam, lag schon der Vater in seiner Tochter Juliens Armen; das Auge war schon gebrochen, er war ohne schweren Todeskampf den Weg hinübergegangen, den ihm sein Enkelkind soeben vorangegangen war.

Zwar unerwartet aber wohlvorbereitet durch ein Leben der Arbeit und des Gebets ist Ferdinand von Miller der Ältere am 11. Februar 1887 dahingeschieden. Der Zustand des Vaters hatte den Tod schon seit langem befürchten lassen; so traf er die Familienmitglieder nicht unvorbereitet, aber deren Schmerz war trotzdem nicht geringer. Sie sanken vor seinem Ruhebette nieder und benetzten die Hände, die für sie gesorgt, die sie so oft gesegnet hatten, mit heißen Tränen und bedeckten sie mit dem Hauche ihres Atems, um sie noch einmal warm zu hauchen, doch sie ruhten, sie hatten ihre Arbeit getan. Fritz war die schwere

Aufgabe zugefallen, die Mutter vorzubereiten und ihr das Unvermeidliche zu sagen. Sie weinte nicht; stumm und still blieb sie neben der Leiche sitzen; sie nickte ihr zu, als wollte sie ihr sagen: „Lange sind wir ja doch nicht getrennt." —

„Der alte Herr von Miller ist gestorben!"

Wie ein Lauffeuer ging die Kunde durch die Münchener Stadt und von dort durch die ganze Welt. „Der Erzgießer Ferdinand von Miller ist gestorben!"

Gabriel Seidl, der große Architekt, hatte einen hohen Aufbau über seinem Grabe aufgerichtet, eine griechische Tempelhalle, um die Palmen und Kränze einen Blumenhermelin warfen; die Stadtgemeinde München ehrte so den Besitzer ihrer goldenen Ehrenbürgermedaille. Auch die Gemeinde Fürstenfeldbruck spendete ihrem Ehrenbürger einen Lorbeerkranz. Die Kranz- und Blumenspenden des Königlichen Hauses mit der des Prinzregenten Luitpold an der Spitze, die der Künstler und Kunstgewerbevereinigungen, Freunde und Schüler der ganzen Welt verwandelten den Umkreis um das Grab in einen Blumenteppich. Am 13. Februar nachmittags vier Uhr setzte sich der Leichenzug in Bewegung. Den mit Hut, Degen und den Orden des Verstorbenen bedeckten Sarg trugen sechs Arbeiter der Erzgießerei, denen wohl nie eine Last so schwer geworden war als diese. Mitglieder des Kunstgewerbevereins trugen daneben vergoldete Palmzweige. Fackeltragende Stadtbeamte und zweihundert Flambeauxträger schritten den Leidtragenden zur Seite. Hinter dem Sarge gingen die acht Söhne des Dahingeschiedenen und die zwei noch lebenden Brüder, Landgerichtspräsident Joseph von Miller und der Bürgermeister von Fürstenfeldbruck, und hinter ihnen die große Reihe von Enkeln und Neffen. Den nächsten Verwandten schlossen sich an der Vertreter des Prinzregenten und seine sämtlichen Flügeladjutanten, die Minister, der Regierungspräsident von Oberbayern, die Bürgermeister und Stadträte von München, Offiziere und Geistliche, Künstler und Bürger, Studenten und Arbeiter; kaum je hat die Stadt München einen solchen Leichenzug gesehen. Endlos bewegte er sich unter den Klängen des Beethovenmar-

sches zwischen einem Spalier von Tausenden von Menschen dahin. Nach der heiligen Liturgie hielt der Prior von Sankt Bonifaz, Pater Klingl, die Grabrede. Er nannte den Verstorbenen einen der hervorragendsten Bürger von München und Männer der Welt, eine jener seltenen Erscheinungen im Menschenleben, die mit einem Senfkörnlein zu vergleichen sind. „Wie ein Senfkörnlein ist er herangewachsen aus kleinstem Anfang zum mächtigen Baume, der reiche Früchte trug. Kindliche Frömmigkeit und unbegrenzte Dankbarkeit für alle, die ihm Gutes erwiesen, Begeisterung für alles Schöne und Edle, unbegrenzte Liebe für Heimat, Vaterland und Kirche waren die Grundzüge seines edlen Charakters."

Nach dem Priester ergriff der Direktor der Kunstgewerbeschule Professor Lange das Wort und pries ihn als Mensch, Künstler und Förderer des Künstlergewerbes.

Damit war die Reihe der Redner noch lange nicht beschlossen. Auch einer der Arbeiter der Erzgießerei trat an den Rand des Grabes und dankte dem Meister des Handwerkes, dem Vater der Arbeiter. Als ihm aber die heißen Zähren die Stimme erstickten, da blieb kein Auge mehr trocken. Wohl ehrt den edlen Mann am offenen Grabe der Lorbeer seines Fürsten, aber nicht minder die Träne aus dem Auge seines Arbeiters.

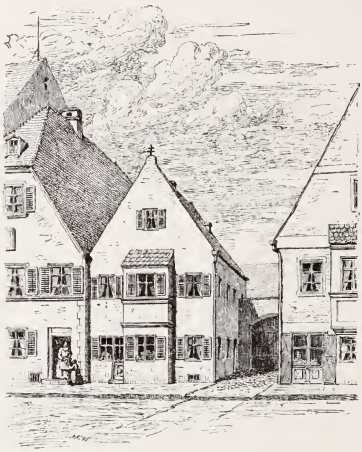
Ein Jahr nach Ferdinand von Millers Tode wurde die verschobene König Ludwigsfeier in seinem Geiste abgehalten. Ein Feuerwerk wie nie zuvor noch in München gesehen ward, prasselte in Tausenden von Raketen und feurigen Girandolen zum Himmel und in der Mitte strahlte im Glutrot bengalischer Flammen die Bavaria und andern Tages bewegte sich ein Festzug, wie er seit deren Enthüllung nicht mehr durch sie geführt worden war, durch die Straßen der Stadt. Wie damals, als die Bavaria auf die Schwanthalerhöhe hinauf gebracht wurde, wurde auch dieses Mal wieder — in lebensgroßer Nachbildung — ihr Haupt im Festzuge mitgeführt und dabei saßen die zwei Söhne derjenigen, die damals vor ihrem Haupte gesessen, die Söhne Ferdinands und Fritzens; eine neue Generation, die dritte des Hauses Miller wuchs heran.

Am 2. September 1890 folgte Frau Anna von Miller ihrem Gatten ins Grab. Im Tode vereint, wie sie es in Liebe in ihrem Leben gewesen, ruhen die Ehegatten neben der alten Gottesackerkirche im südlichen Friedhofe in München. Es war guter mittelalterlicher Brauch und frommgläubige Christensitte, auf Familiengrabstätten und Epitaphien alle Angehörigen einer Familie, die Kinder um Vater und Mutter vereint, alle andächtig betend vor einem Kruzifix oder Gnadenbild kniend und in Demut hingesunken, darzustellen; so ließen sich die bayrischen Herzoge, Fürsten und Patrizier auf ihren Grabstätten abbilden, so ein Orlando di Lasso mit den Seinen, so wünschte sich auch Ferdinand von Miller sein Grabmal und so hat es auch sein Sohn Ferdinand geschaffen in glaubens- und demutvoller Schlichtheit und doch von so vollendeter Schönheit, daß es zum Schönsten des an herrlichen Denkmälern so reichen Münchener Friedhofs gehört. Eine hoheitsvolle Muttergottesfigur mit lieblichem Jesuskinde schaut nieder auf die vollzählige Familie Ferdinand von Millers. Unter demselben knien in tiefer Andacht versunken Altmeister von Miller und seine Gattin, hinter ihnen stehen und knien die Söhne und Töchter, alle in vollendeter Porträtähnlichkeit.

Die beiden Töchter, Julie und Anna, und vier der Söhne: Christoph, der Landwirt, Wilhelm, der Chemiker, Alphons, der Schloßherr von Annette von Droste-Hülshoffs Schloß zu Meersburg am Bodensee, und Ludwig, der der Germania auf dem Niederwald die Kaiserkrone in die Hand gab, sie alle sind schon den Eltern in das Grab gefolgt, tiefbetrauert von den Ihrigen.

Am Vorabend vor Fronleichnam, den 30. Mai 1899, starb in Fürstenfeldbruck Johann Baptist Miller, der vierzig Jahre die Geschicke seiner Heimat als deren hochgeachteter Bürgermeister geleitet hatte und von derselben mit der Ehrenbürgermedaille ausgezeichnet wurde; sein Grab ziert eine Erzpieta aus der Hand Ferdinand von Millers des Jüngeren. Im Elterngrab daneben, das der erste, in Erz gegossene Entwurf von Thorwaldsens segnendem Christus ziert, ruht seit 16. November 1902 Juliana Miller, die gute „Tante Julie", die „Miller Juli", wie

sie im ganzen Bezirk genannt wurde. Mit ihnen beiden wurden die letzten beiden Geschwister Ferdinand von Millers des Älteren im Gottesacker zu Fürstenfeldbruck, den die Bewohner des Ortes das ganze Jahr hindurch besuchen und mit größter Pietät auf das Schönste schmücken, zur letzten Ruhe bestattet. Das Stammhaus in Fürstenfeld ist in die Hände zweier Nichten von ihm, der Töchter seiner Schwester Therese: Philomena und Theres



Millerhaus in Fürstenfeldbruck.

Weiß übergegangen. Sie halten das Häuschen, aus dem so viel Gutes, so viel Gottessegen und Menschengröße hervorgegangen ist, treu in Ehren. Am 18. Oktober 1913 wurde daran die von der Gemeinde gestiftete Gedenktafel enthüllt.

Ehrungen wurden den noch lebenden Söhnen Ferdinand von Millers genug zu Teil, Auszeichnungen mit Orden und Titeln ihnen in reichster Fülle gespendet; dennoch blieben sie dem schlichten Biedersinne treu, den sie von ihrem Vater geerbt haben. Treu blieben sie dem schlichten, kleinen Stammhause auf dem

Marktplatze in Fürstenfeldbruck, das nun für alle künftigen Zeiten die Ehren- und Gedächtnistafel der dortigen Bürgerschaft auszeichnet, und sie kehren immer noch gerne im traulichen Großeltern-stüblein ein.*) Mit Verehrung hängen sie auch heute noch alle an der ehrwürdigen Stätte, von der aus der Vater seine erste so denkwürdige Reise in die Welt antrat, und als zu Pfingsten 1909 unter der tausendjährigen Linde das achthundertjährige Jubiläum des Todes der gottseligen französischen Königstochter Edigna gefeiert wurde, da waren auch unter den Betern die Enkelkinder dessen, der hier zu seiner Pariser Fahrt Schutz und Hilfe erflehte und der Name Edigna lebt unter ihnen fort.

Der Geist des weitverzweigten Hauses von Miller ist noch immer der alte, der seines Gründers. Innige Liebe schließt alle Mitglieder der Familie zusammen. Am Hochzeitstage des Vaters, Groß- und Urgroßvaters, vereinigen sich alljährlich die Ver-

*) 1. Fritz von Miller, Professor an der Kunstgewerbeschule. Werke u. a. Pokal, Geschenk der Mitglieder des Kgl. Hauses zum 70. Geburtstag weil. Prinzregenten Luitpold von Bayern; Dianaaufsatz, Geschenk an ebendenselben zu hochdessen 80. Geburtstag durch die bayer. Landräte; Doppelbecher zur silbernen Hochzeit des deutschen Kaisers; Pektorale, Geschenk des Prinzregenten Luitpold an Papst Leo XIII.; Ehrenbürgerbuch der Stadt München an Fürsten Bismarck; Votivkreuz der bayer. Adeligen in der Dormitio in Jerusalem, Geschenk der deutschen Fürsten zum 25jährigen Regierungsjubiläum des deutschen Kaisers.

2. Ferdinand Freiherr von Miller, Exzell., Bildhauer, Akademiedirektor, Reichsrat der Krone Bayerns. Werke: König Ludwig I. Denkmäler in der Walhalla und in Regensburg, Friedensdenkmal, Denkmäler Ludwig II., Ludwigs des Bayern und Ottos von Wittelsbach, des Prinzregenten Luitpold am Rathaus, der reitende Christus auf dem Portal der Franziskanerkirche sämtliche in München, Kolumbusnationaldenkmal für Amerika, Kaiser Wilhelm- und Prinz Friedrich Karls-Denkmäler in Metz usw.

3. Dr. Oskar von Miller, Reichsrat, Elektrotechniker, 1884—1890 Direktor der deutschen Edisongesellschaft in Berlin, (persönlicher) Schüler Edisons, 1901 mit Sonnemann Präsident und technischer Leiter der Internationalen elektrotechnischen Ausstellung in Frankfurt, Erbauer vieler elektrotechnischer Werke, Haupturheber des Deutschen Museums in München.

4. Winfried von Miller, Porträtmaler, Werke Prinzregent Luitpoldbild, Dame in Weiß usw.

wandten von München und von Fürstenfeldbruck, die Söhne und Töchter des „alten Ferdinand von Miller“ und von dessen Geschwistern, und die sonstigen Angehörigen des Hauses und dessen treuesten Freunde in der heiligen Messe in der alten Neuhauserkirche und darauf bei dem Senior des Hauses, Fritz von Miller. Da werden die Erinnerungen aus alten großen Zeiten lebendig und die Jungen lauschen der Väter Worte mit Verehrung und Andacht und dann gibt es Sang und Klang und es ist, als ob noch der Mann in aller Mitte säße, der ihnen allen sein Herz und seine Seele gegeben, der Mann, der es zuwege gebracht hat, zugleich ein guter Bayer und ein guter Deutscher, ein großer Künstler und ein guter Christ, ein weltberühmter Mann und ein schlichter, treuer Hausvater zu sein.

Es ist wahrlich schön und groß, von einem solchen Manne zu erzählen in einer Zeit, die nur zu oft glaubt, solches nicht mehr vereinen zu können, und es ist schön und groß, unter Söhnen und Enkeln zu weilen, die das Wort des Vaters und großen Ahnen heilig halten, das er an den Schluß seines Testamentes geschrieben hat:

„Habt euch einander lieb! Lasset Neid oder Mißgunst nie aufkommen! Haltet immer und überall zusammen und helfet einander! Haltet euren Namen in Ehren! Er darf von keinem Kinde besudelt werden!

Liebet unser schönes Vaterland! Bleibet dem König stets treu! Gar viel habt ihr dem Hause Wittelsbach zu danken. — Bleibet aber auch treu unserem Glauben, der im Unglück so viel Trost zu bieten vermag! Amen!“

Carl Aug. Seyfried & Comp., München

BRIGHAM YOUNG UNIVERSITY
3 1197 20651 9081

BUCHBINDEREI VON
CARL AUG. SEYFRIED & COMP., MÜNCHEN.